

ZG12090706 - 07.09.2012

Permalink: <http://www.zenit.org/article-25436?l=german>

Die wahre Freiheit

Impuls zum 23. Sonntag im Jahreskreis

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 7. September 2012 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Im heutigen Evangelium vom 23. Sonntag im Jahreskreis begleiten wir Jesus auf seiner Wanderung durch das galiläische Land und die Dekapolis. Der Herr wendet sich allen Menschen zu, nicht nur den Juden, wenngleich er erkennen lässt, dass er in erster Linie zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel (Mt 15,21) gesandt worden ist. In Galiläa, im Gebiet der zehn Städte (Dekapolis) und erst recht in Sidon und Tyrus hat er es sicher auch mit Nicht-Juden zu tun, mit Griechen und Römern und außerdem mit den Nachfahren der alten Phönizier. Heidentum pur.

Ob der taubstumme Junge, den Jesus heilt, ein Jude oder ein Heide war, wird nicht überliefert, aber seine Liebe erweist er grundsätzlich allen Menschen. Nur einmal hören wir von einer Syro-Phönizierin, die um Hilfe bittet, und die Jesus scheinbar abweist. Aber das geschieht nur, um der Frau Gelegenheit zu geben, ein herrliches Zeugnis ihrer Demut abzulegen.

Manchmal meinen auch wir, dass der Herr uns abweist, aber das ist nicht wirklich so. Er will nur, dass wir es mit unserem Bitten wirklich ernst meinen. Tatsächlich bitten wir manchmal ohne viel Glauben und Vertrauen. Zu der Frau sagt er das uns sehr hart erscheinende Wort von den Hunden, denen er nicht das Brot geben darf, das für die Kinder bestimmt ist. Schauen wir uns die Stelle (Mk 7,24-30) genau an:

Die Frau, von Geburt Syro-Phönizierin, war eine Heidin. Sie bat ihn, aus ihrer Tochter den Dämon auszutreiben. Da sagte er zu ihr: Lasst zuerst die Kinder satt werden; denn es ist nicht recht, das Brot den Kindern wegzunehmen und den Hunden vorzuwerfen. Sie erwiderte ihm: Ja, du hast recht, Herr! Aber auch für die Hunde unter dem Tisch fällt etwas von dem Brot ab, das die Kinder essen. Er antwortete ihr: Weil du das gesagt hast, sage ich dir: Geh nach Hause, der Dämon hat deine Tochter verlassen. Und als sie nach Hause kam, fand sie das Kind auf dem Bett liegen und sah, dass der Dämon es verlassen hatte.

Für uns bedeutet diese Geschichte nicht, dass wir es auch so halten sollen, denn wir gehören ja zu den Kindern des neuen Hauses Israel. Dennoch tut auch uns die Lektion gut. Oft hört man in den sog. kirchlichen Kreisen einen ausgesprochen fordernden Ton, der nicht immer charmant ist. Man verwechselt den Pfarrgemeinde- oder Diözesanrat mit einem Parlament, wo über alles mögliche abgestimmt wird. Dinge des Glaubens und der Sitte können aber nicht per Mehrheitsbeschluss geklärt werden. Gefragt werden muss immer: Was meint Christus, der Herr, dazu?

Und genau das ist der Punkt. Christus ist nicht nur der Wanderprediger Jesus von Nazareth, er ist auch der Herr, unser Gott. Und alles, was er damals gesagt hat, hat seine Gültigkeit behalten, eben weil er der allwissende Gott ist und nicht nur die Menschen seiner Zeit vor Augen hat. Wäre er nur Mensch, dann könnte man argumentieren: dies und jenes, was Jesus sagt, ist zeitbedingt und gilt heute nicht mehr unbedingt.

ZENIT

Wieder gibt uns Maria ein Beispiel, wie wir mit diesem Spannungsfeld umgehen können, das darin besteht, dass wir Kinder Gottes sind, die zu ihm mit dem größten Vertrauen hingehen dürfen und sollen, und dass wir aber auch gleichzeitig in Christus den Herrn sehen müssen, der durchaus nicht immer das tun muss, was wir wollen.

Die Jungfrau Maria, deren Geburtstag wir an diesem Samstag feiern, lebte in vollkommener Weise die Gotteskindschaft. Sie war ja, wie alle Menschen, die geboren werden, zunächst ein kleines Kind, ein bezauberndes kleines Mädchen, der Stolz ihrer Eltern Joachim und Anna. Und sie lebte während ihres ganzen Lebens auch in vollkommener Weise den Gehorsam und die Demut. Sicher empfand sie diese Begriffe nicht als Zumutung wie wir heutige Menschen das oft tun. Durch ihr Freisein von der Erbsünde war sie das muss man zugeben auch besser disponiert als wir, sich ganz dem Willen Gottes anzupassen und darin sogar die wahre Freiheit zu erkennen.

Was uns betrifft, müssen wir, wenn nötig, da über unseren Schatten springen. Gerade in der täglichen Begegnung mit dem Zeitgeist sollten wir versuchen, Zeugnis zu geben, wenn die Menschen erkennen sollen, dass die Kirche mehr ist als ein gut funktionierender Sozialverein. Christus, der Gottmensch, muss immer in der Mitte stehen.

Mit dem Willen Gottes eins werden, ist tatsächlich die wahre Freiheit. Maria zeigt durch ihr Verhalten in jeder Lebenslage, dass dies nicht nur für sie gilt, sondern dass sich jeder Mensch damit identifizieren kann und das Glück findet.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba . Im katholischen Fernsehsender EWTN ist er montags um 17.30 Uhr mit der wöchentlichen Sendereihe Schöpfung und Erlösung , die beiden großen Werke Gottes und die Mitwirkung des Menschen, zu sehen.*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet. Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

Selbstverleugnung oder Gender-Ideologie?

Impuls zum 24. Sonntag im Jahreskreis

Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz*

MÜNSTER, 14. September 2012 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Im Evangelium des heutigen 24. Sonntags im Jahreskreis sagt Jesus ein Wort, das auch seine heutige Tagesaktualität hat: der Menschensohn müsse vieles erleiden und von den Ältesten, den Hohenpriestern und den Schriftgelehrten verworfen werden (Mk 8,31).

An vielen wichtigen und weniger wichtigen Ereignissen erleben wir auch heute, dass Gott von den Menschen verworfen wird.

Überdeutlich in den Ideen einer vor kurzem mit dem Theodor-Adorno-Preis ausgezeichneten

Schriftgelehrten, der Amerikanerin Judith Butler, die eine wichtige Theoretikerin des modernen Mainstream-Genderismus ist. Was ist mit diesem Wort Gender (Geschlecht) gemeint? Der Gebrauch dieses Begriffes unterstellt, dass die Kategorien Mann und Frau nicht aufgrund biologischer Gegebenheiten existieren, sondern lediglich eine Sache der sprachlichen Formulierung sind: Worte besitzen die Macht, Dinge wie etwa den biologischen Körper aus einer Begriffssubstanz heraus zu schaffen (vgl. Hannelore Bublitz: *Judith Butler zur Einführung*. 3. Auflage, Hamburg 2010. - Interessanterweise scheint sich hier jene seltsame Auffassung der antiken Gnosis wieder zu finden, nach der die materielle Welt durch ein geistiges Fehlverhalten entstanden ist). Einfacher ausgedrückt: ob ein Mensch Mann oder Frau sein wird, entscheidet sich nicht aufgrund körperlicher Voraussetzungen, sondern ist eine Frage der Erziehung. Auf den ersten Blick wird manch einer sagen: das ist doch Unsinn, die tägliche Erfahrung spricht doch dagegen. Aber so leicht wollen wir es uns nicht machen. Es gibt sicher Menschen, die sich in ihrem Geschlecht eigentlich nicht wohl fühlen (Das ist auch der Titel eines der Werke von Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter* im Original: *Gender trouble*). Aber die Tatsache, dass dies ganz seltene Ausnahmen sind, ist ja gerade eine Bestätigung. Denn das Sprichwort von der Ausnahme, die die Regel bestätigt, ist eine tiefe Wahrheit, die der Lebenserfahrung jedes Menschen entspricht. Nur da, wo bei einer Serie alle Einzelexemplare immer gleich ausfallen und eine Veränderung nie vorkommt, haben wir es nicht mit der Welt des Lebens zu tun, sondern mit der Welt der Maschinen.

Tatsache ist außerdem, dass in der Zeit der Pubertät bei einigen jungen Menschen eine Phase der Unsicherheit in der sexuellen Orientierung vorkommt, die aber wieder überwunden wird, falls nicht gewisse Faktoren diese Stabilisierung verhindern (z.B. fehlendes Vaterbild, ideologisierte Erziehung, extreme Umwelteinflüsse etc.). Die Behauptung der Gender-Ideologie, dass man Kinder im frühen Alter durch entsprechende Erziehung zu Jungen oder Mädchen machen kann, erweist sich im Experiment als haltlos. Im Gegenteil: Schon bei ganz kleinen Kindern gibt es ohne jede Manipulation ganz klare Hinweise, ob die kleine Person männlich oder weiblich ist.

Manche Auffassungen sind so abseitig, dass sie sich am besten durch ein befreiendes Lachen lösen lassen. So gibt es seit kurzem auf YouTube ein Video *The Gender Equality Paradox* von Harald Eia, einem norwegischen Journalisten, der in zahlreichen Interviews die verschiedenen Standpunkte zum Thema Gender

ZENIT

darstellt. Der Film wurde Mitgliedern des norwegischen Parlaments vorgestellt, das daraufhin etwa 55 Millionen Euro, die für die Gender-Forschung bereit gestellt waren, wieder cancelte.

Im heutigen Sonntagsevangelium erleben wir, wie Jesus sehr heftig auf eine Bemerkung des Petrus reagiert, auf den ersten Blick unbegreiflich: Weg mit dir, Satan! , dabei hat Petrus es nur gut gemeint. Er wollte verhindern, dass Jesus ein Leid geschieht. Warum dann so ein hartes Wort?

Der Fehler des Petrus wird auch heute häufig gemacht: Du hast nicht das im Sinn, was Gott will, sondern was die Menschen wollen! (Mk 8,32)

Sicher wäre der Gedankenfehler des Gender-Mainstreams zu korrigieren, wenn die Verantwortlichen nicht eine nur irdische Sicht der Dinge anstrebten. Aber das Denken der Menschen muss notwendigerweise vom bloß Menschlichen (das noch nicht falsch sein muss) zum Irrtum hin gelangen, wenn man so beharrlich Gott außen vor lässt. Das II. Vatikanische Konzil sagt (in Gaudium et Spes): Nur Christus macht dem Menschen den Menschen offenbar .

Und das ist letztlich die Frage: Was ist der Mensch? Seit Menschengedenken hat man diese Frage immer wieder gestellt. Was ist der Mensch, dass du seiner gedächtest? fragt der Psalmist (Ps 8,5). Ohne den Blick auf seinen Schöpfer wird der Mensch diese Frage nie befriedigend beantworten können.

Dieser Sonntag wird eingeleitet durch zwei Feste, die uns auf die Notwendigkeit des übernatürlichen Blicks hinweisen. Am Freitag das Fest Kreuzerhöhung und am Tag darauf das Fest der Sieben Schmerzen Mariens. Beide Feste geben uns konkrete Auskunft darüber, was Jesus meint, wenn er im Sonntagsevangelium sagt:

Wer mein Jünger sein will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach! (Mk 8,34)

Ein größerer Gegensatz zu der Ideologie des Gender-Mainstreams ist kaum vorstellbar. Hier das bis zum Exzess getriebene Streben nach Selbstverwirklichung, das sogar die Schöpfungs-ordnung ablehnt, dort der Vorschlag, sich selbst nicht nur nicht zu suchen, sondern sich auch noch selbst zu verleugnen.

Und obendrein sein Kreuz auf sich zu nehmen!

Der Mensch will aber doch glücklich sein!

Das Wort vom Kreuz hat es allerdings in sich. Wer es ernst nimmt, versteht sofort: das Kreuz ist sowieso da, es gibt kein Menschenleben, in dem Leid nicht vorkommt (Krankheit, Enttäuschung, seelisches Leid etc). Wer nun aber dieses Kreuz nicht versucht wegzuschieben was sowieso nicht geht sondern es im Blick auf Christus auf sich nimmt, in dem Wissen, dass es dann sogar sehr sinnvoll wird, der hat gewonnen.

Und vor allem: er lebt in der Realität.

Maria, die das Kreuz ganz bewusst mit Christus trägt, zeigt uns wieder einmal das Paradoxon des Christentums:

wer sich selbst sucht, verliert sich,
wer sich selbst verliert, wird sich finden. Und das Glück obendrein.

Die Schmerzen Mariens, sie sind, genau wie das Kreuz, nicht das letzte Wort. Am Ende steht Sieg und Freude ohne Ende.

ZENIT

Christus, um der Mutter Leiden
Gib mir einst des Sieges Freuden
Nach des Erdenlebens Streit.

Jesus, wann mein Leib wird sterben,
lass dann meine Seele erben
deines Himmels Seligkeit! Amen.

(aus dem Stabat Mater von Jacopone da Todi, + 1306)

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba . Im katholischen Fernsehsender EWTN ist er montags um 17.30 Uhr mit der wöchentlichen Sendereihe Schöpfung und Erlösung , die beiden großen Werke Gottes und die Mitwirkung des Menschen, zu sehen.*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG12083105 - 31.08.2012

Permalink: <http://www.zenit.org/article-25395?l=german>

Reinheit?

Impuls zum 22. Sonntag im Jahreskreis

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 2. September 2012 (ZENIT.org). - Früher kam es vor, dass der Pfarrer in der Sonntagspredigt über das sechste Gebot predigte. Das hat gelegentlich manche Menschen nervös gemacht. Heute ist es in manchen Diözesen verboten, das Thema in der Sonntagspredigt anzusprechen. Warum muss man eigentlich in Deutschland immer von einem Extrem ins andere fallen? (wobei es im ersteren Fall noch die Frage ist, ob es immer ein Extrem war).

Natürlich sind wir heute durch alle Erkenntnisse der modernen Psychologie hindurch gegangen und wissen, 1. dass der Sexualtrieb gut ist und 2. dass er unbedingt abgebaut werden muss wie auch immer.

Ersteres ist richtig und ist auch von der Kirche immer gelehrt worden. Aber diese von Gott gegebene Gabe gilt es im Sinne des Schöpfers zu gebrauchen, also in der Ehe. Was bedeutet, dass auch die Enthaltbarkeit notwendig sein kann. Dass diese nicht immer nur ein Verzicht und ein Verlust sein muss, ist nicht erst eine Erfindung des Christentums. Freud sah darin die Quelle großer Kulturleistungen.

Dass man aber den ungeordneten Gebrauch der Geschlechtskraft als Unzucht bezeichnet, ist heute zumindest *politically incorrect*. Unser Herr Jesus Christus allerdings tut es. Im heutigen Sonntagsevangelium sagt er drastisch wie er manchmal ist & aus dem Herzen der Menschen kommen die bösen Gedanken, Unzucht, Diebstahl, Mord, Ehebruch&.. (Mk 7,15).

Dass nun die bösen Gedanken zu bösen Taten führen, ist nicht gesagt. Im Gegenteil gerade darin liegt ein Gutteil des Strebens nach Heiligkeit, zu dem er uns ja auffordert, begründet, dass wir den bösen Gedanken nicht nachgeben. Dass ein Mann, der einige Jahre verheiratet ist, sich in eine jüngere Frau verlieben kann, ist nicht selten. Aber dass er trotzdem seiner Frau treu bleibt: da zeigt sich dann das menschliche und religiöse Format, das einer hat.

Oft ist es auch ein grundsätzlich unrealistisches Menschenbild à la Rousseau, das zu falschen Schlüssen führt. Jean Jacques Rousseau (1712-1778) oder in der christlichen Antike die Pelagianer sagten, dass der Mensch gut ist und nur richtig angeleitet werden muss, damit er nie Falsches und nur Richtiges tut. Der Christ dagegen ist Realist und weiß, dass jeder Mensch von der Erbsünde her Neigungen zum Bösen hat (und die meint Christus, wenn er von den Regungen spricht, die von innen, aus dem Herzen der Menschen kommen). Die Erbsünde selbst wird in der Taufe gelöscht, aber die Neigungen zum Bösen bleiben. Und wer wird leugnen, dass jeder in seinem Herzen die Neigung zum Stolz, zum Egoismus, zur Trägheit oder eben auch zur Unreinheit hat. Das alles ist ja nicht schlimm, solange man der Neigung nicht nachgibt. Vielleicht ist es unser Hang zum Perfektionismus, der nicht dulden will, dass wir überhaupt etwas Böses in uns haben könnten.

ZENIT

Ein guter Prediger wird das Thema nicht oft behandeln, aber auch nicht grundsätzlich ausklammern. Die Lehre der Kirche hat sich nicht geändert, sie entspricht dem, was Christus lehrte. Im Katechismus der Katholischen Kirche ist sie nachzulesen. Dass sich der Mensch in den letzten zweitausend Jahren so geändert habe, dass die Worte Jesu nicht mehr passen würden, ist unwahrscheinlich. Gewiss haben sich viele Lebensumstände aufgrund der Fortschritte der Technik geändert. Aber was sich nicht geändert hat und sich auch nicht ändern wird, sind die Grundideen, die im Herzen der Menschen sind: Leben und Tod, Leib und Seele, Glück, Freundschaft, Treue, Liebe, Ewigkeit. Das interessiert den Menschen im Tiefsten, ob mit Auto und Computer oder ohne.

Heute lebt eine riesige Industrie davon, die Menschen zur Unzucht anzuleiten. Sind die Menschen dadurch glücklicher?

In der Predigt und im persönlichen Gespräch sollte man unbedingt auf die positive Tugend der Reinheit zu sprechen kommen. Die Unreinheit vermeiden, ist ja ein Negativum. Das ist nur die Grundlage. Wie schön aber die Tugend der Reinheit ist, und wie sie den Menschen erhebt und froh macht, darüber sollte unbedingt häufiger gesprochen werden. Bei jedem Weltjugendtag überraschen uns die schönen und reinen Gesichter der jungen Leute. Natürlich haben auch sie manchmal zu kämpfen. Aber sie haben sich grundsätzlich dagegen entschieden, sich von der gängigen Wellness-Kultur und Aids-Aufklärungsideologie unserer Tage vereinnahmen zu lassen.

Und das lehrt die Erfahrung: wer kämpft, wird stärker.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba . Im katholischen Fernsehsender EWTN ist er montags um 17.30 Uhr mit der wöchentlichen Sendereihe Schöpfung und Erlösung , die beiden großen Werke Gottes und die Mitwirkung des Menschen, zu sehen.*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet. Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG12082402 - 24.08.2012

Permalink: <http://www.zenit.org/article-25373?l=german>

Einladung zur Hochzeit

Impuls zum 21. Sonntag im Jahreskreis

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 17. August 2012 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - In diesen Tagen hören wir in den Lesungen der hl. Messe wieder verschiedene Gleichnisse, die uns auf den unschätzbaren Wert des Himmelreiches hinweisen. Dabei ist eines, das uns besonders nachdenklich machen kann.

Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem König, der die Hochzeit seines Sohnes vorbereitete (Mt 22,1 ff).

Mit diesen ersten Worten ist eigentlich schon Entscheidendes gesagt: der König ist Gottvater, und die Hochzeit seines Sohnes ist die Vereinigung Gottes mit der Menschheit.

Nicht mehr und nicht weniger.

Dies ist der Plan des Schöpfers, die Menschen nicht nur zu erlösen aus ihrer selbst verschuldeten Misere, sondern sie so hoch zu erheben, dass sie auf sein Niveau gelangen.

Es gibt keine Religion, die dem Menschen einen so hohen Grad der Vollendung im Jenseits bereit hält. Aber Gott – so wie ihn Jesus Christus uns offenbart hat – tut immer noch ein übriges: er begnügt sich nicht damit, den Menschen auf seine Ebene zu erheben, er will mit ihm ein inniges Verhältnis eingehen, das sich mit menschlichen Worten nur im Bild der Hochzeit ausdrücken kann.

Wie groß!

Aber dann geschieht das Unfassbare, das uns aber gar nicht in seiner Tragweite auffällt, da es sich in fast jedem Menschenleben wiederholt. Der Mensch winkt ab: Nein, danke .

So erlebt der Hausherr im Gleichnis, dass die Eingeladenen ganz und gar desinteressiert sind. Der eine ging auf seinen Acker, der andere in seinen Laden, aber es kommt noch schlimmer: wieder andere fielen über seine Diener her, misshandelten sie und brachten sie um (Mt 22,7).

Ich lade Sie ein, sich diese Geschichte illustriert vorzustellen und dabei alles Nähere zu vergessen, was wir von Christus wissen. Ist das Verhalten der Eingeladenen nicht der Gipfel der Schöfeligkeit? Man muss ja eine Einladung nicht annehmen, aber dazu nun auch noch den Boten, der die Einladung überbringt, ermorden? Absurdes Theater! Und doch, so haben sich die Menschen fast immer verhalten, im Alten und im Neuen Bund. Was hat man mit den Propheten gemacht? Wie ging und geht man mit der Kirche um?

Dann sagt der König zu seinen Dienern: Das Hochzeitsmahl ist vorbereitet, aber die Gäste waren es nicht wert, eingeladen zu werden. Geht also hinaus auf die Straßen und ladet alle, die ihr trifft, zur Hochzeit ein.

ZENIT

So geschieht es, es kommen Gute und Schlechte, denn das Heil wird nunmehr nicht nur den Juden, sondern allen Menschen angeboten.

Aber, und das kann der Hausherr bei all seinen Enttäuschungen wohl erwarten, die Gäste müssen ein Mindestmaß an Vorbereitung mitbringen, sie müssen ein hochzeitliches Gewand tragen. Und hier gibt es scheinbar einen Bruch in der Erzählung: der Hausherr wird zornig, weil einer der Gäste kein hochzeitliches Gewand trägt. Wir könnten fragen: wo soll er das herhaben, wenn er doch gerade auf der Straße aufgelesen worden ist? Die scheinbare Ungerechtigkeit des Königs findet ihre Auflösung in einer Bemerkung, die man bei der seligen Anna Katarina Emmerick nachlesen kann. Bei den orientalischen Hochzeiten der alten Zeit war es üblich, dass jeder Gast beim Betreten des Hauses ein Festgewand zur Verfügung gestellt bekam. Bei dem besagten Mann muss etwas vorgefallen sein, was er tatsächlich selbst zu verantworten hat.

Seien wir ehrlich: was der Herr von den Menschen verlangt, ist tatsächlich nicht zu viel, besonders im Hinblick auf den versprochenen herrlichen Lohn. Es beschränkt sich im Grunde darauf, dass der Mensch doch bitte so gnädig sein möge, die großartige Einladung anzunehmen. Die meisten Christen begnügen sich damit und meinen oft noch, wer weiß wie großzügig zu sein, wenn sie das geistliche Existenzminimum einhalten: Sonntags zur Messe gehen, einmal im Jahr beichten, sich bemühen die Gebote zu halten (die ohnehin zu unserem Nutzen sind) und hin und wieder etwas Gutes tun (was Nichtchristen auch tun).

Wer dann aber das Glück hat, die Liebe Gottes zu begreifen, der kann die Wonnen der geistlichen Hochzeit erfahren, die tatsächlich jedem zugänglich sind. So ist wohl das Wort zu verstehen: viele sind gerufen, aber nur wenige auserwählt (Mt 22,14): freiwillig auf das Angebot Gottes eingehen ist ja das Zeichen der Auserwählung.

Gnade Gottes Mitwirkung des Menschen.

In der Gestalt Unserer Lieben Frau sehen wir dieses Zusammenspiel vollkommen verwirklicht. Und so wurde sie mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen und zur Königin über alles Geschaffene gekrönt. In Bayern begeht man in diesen Tagen eine marianische Zeit von einem Monat, den Frauendreißiger . Das sind die dreißig Tage vom 15. August (Maria Himmelfahrt) bis zum 15. September (Schmerzen Mariens).

Nehmen wir das Beispiel und die Fürbitte Mariens an, denn Marienverehrung ist auch ein Zeichen der Auserwählung.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba . Im katholischen Fernsehsender EWTN ist er montags um 17.30 Uhr mit der wöchentlichen Sendereihe Schöpfung und Erlösung , die beiden großen Werke Gottes und die Mitwirkung des Menschen, zu sehen.*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet. Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG12081703 - 17.08.2012

Permalink: <http://www.zenit.org/article-25342?l=german>

Die eucharistische Frau

Impuls zum 20. Sonntag im Jahreskreis

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

Im Evangelium des Sonntags hören wir erneut die klare Stimme des Herrn, der in Kapharnaum den Menschen das Geheimnis der Eucharistie erklärt. Wieder fällt uns die Kompromisslosigkeit Jesu auf, der jeden Anflug von schierer Metaphorik ausschließt. Der eucharistische Leib ist wirklich das Fleisch Christi und nicht in einem übertragenen Sinn oder als Gleichnis. Christus hat oft Gleichnisse und Bildreden gebraucht, etwa die vielen Vergleiche des Reiches Gottes mit außerordentlich wertvollen Dingen (Das Himmelreich gleicht einer kostbaren Perle & , Matth. 13,45). Die Hostie aber ist nicht ein Gleichnis des Herrenleibes, sondern er ist es selbst.

Dieser Sonntag liegt ziemlich genau zwischen zwei Marienfesten, Mariae Himmelfahrt (am 15.8.) und Maria Königin (am 22.8.). Nehmen wir diesen liturgischen Zufall zum Anlass, den Zusammenhang des Leibes Christi mit der Jungfrau Maria zu betrachten. Da wir es gewohnt sind, dass im christlichen Verständnis von Gott und der Welt die Dinge immer sehr konkret gesehen werden, wird uns der Gedanke, dass der Leib Christi in der Eucharistie und der Leib Jesu, den Maria in ihrem jungfräulichen Schoß getragen hat, ein und derselbe ist, nicht weiter verwundern. Gleichzeitig aber könnte man von verschiedenen Aspekten sprechen. Der Leib Christi, den Maria durch Überschattung des Heiligen Geistes in ihrem Leib empfangen hat, ist der physische Leib. Nach seinem Tod und seiner Auferstehung zeigt Jesus sich den Jüngern das ist nun der Auferstehungsleib, derselbe aber anders, so wie er später auf immer in den Himmel aufgefahren ist. Und schließlich der Leib Christi, den wir in der hl. Kommunion empfangen, ist ein sakramentaler Leib. Drei Sichtweisen, aber derselbe Leib. Man kann es daran festmachen, dass der Leib Jesu nach der Auferstehung anders, aber derselbe war, denn sonst wäre das Grab nicht leer gewesen. Bei der Hl. Messe verwendet der Priester große Sorgfalt darauf, dass dem Leib Christi Ehrerbietung entgegen gebracht wird, was sich u.a. darin äußert, dass er bei der sog. Ablution selbst kleine Partikel des Leibes Christi nicht unbeachtet läßt. Das könnte er tun, wenn die Hostie nur ein Gleichnis wäre.

Was dabei uns angeht, so können wir sicher im Umgang mit dem Leib Christi denn der Christ hat, wenn er will, täglichen Umgang mit ihm immer noch dazu lernen. Besonders von Maria können wir lernen, der eucharistischen Frau, wie sie schon der sel. Johannes Paul II. genannt hat. In seiner letzten Enzyklika *Ecclesia de Eucharistia* spricht er davon, dass Maria in ihrem ganzen Leben eucharistische Frau gewesen ist (vgl. Nr. 53). Er meint wohl damit so etwas wie eine innere Haltung, die Maria schon bei der Verkündigung gehabt hat, dann unter dem Kreuz und bei der Auferstehung und schließlich in einem besonderen Maße in der Zeit nach Pfingsten, als sie im Sakrament jenen Leib empfing, den sie im Schoß empfangen und getragen hatte (Papst Benedikt XVI. Ansprache Rom 31. Mai 2005).

Der Papst charakterisiert das Verhältnis Mariens zu Jesus mit dem Wort *erlernen*: dass Maria Jesus *erlernte* (Predigt 26. Mai 2006). Oder an anderer Stelle: *Sie will uns einen Lebensstil lehren, der Gott als Mittelpunkt der Realität anerkennt* (Angelus, 10. September 2006). *Sie will uns lehren, nicht ohne Mysterium zu leben.*

ZENIT

Das Geheimnis des Glaubens lässt uns erkennen, dass unser Leben tiefere und weitere Dimensionen hat, wenn wir, wenigstens ab und zu, mit Glauben auf die Herrlichkeit des Mensch gewordenen Gottes schauen, solange wir selbst in diesem Leib zuhause sind .

Maria erinnert uns daran, dass unser Schicksal nicht abwärts gerichtet ist, immer älter und kränker zu werden, um schließlich zu sterben, sondern dass wir im Gegenteil in unserem eigenen Leib, der wie der Leib Jesu einmal verklärt werden soll, die Realität Gottes schauen sollen.

Maria ist diesen Weg in vollendeter Weise gegangen und so mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen worden. Wie das auch für uns gehen kann das kann sie uns lehren.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba . Im katholischen Fernsehsender EWTN ist er montags um 17.30 Uhr mit der wöchentlichen Sendereihe Schöpfung und Erlösung , die beiden großen Werke Gottes und die Mitwirkung des Menschen, zu sehen.*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG12081002 - 10.08.2012

Permalink: <http://www.zenit.org/article-25316?l=german>

Worte ewigen Lebens

Impuls zum 19. Sonntag im Jahreskreis

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 10. August 2012 (ZENIT.org). - Johannes berichtet im Evangelium dieses Sonntags, wie sich erneut gegen Jesus ein Widerspruch erhebt. Wir können davon ausgehen, dass der Herr sich darüber gar nicht wundert, und zwar aus zwei Gründen. Erstens weil er buchstäblich von Kindesbeinen her daran gewohnt ist, dass man ihm widerspricht. Bei der Darstellung des Jesusknaben im Tempel hatte der Prophet Simeon das schon vorhergesagt: Dieser ist gesetzt zum Fall und zur Auferstehung für viele in Israel und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird (Lk 2,34).

Der andere Grund, warum Jesus in dieser konkreten Situation mit Widerspruch rechnen musste, war das Thema, um das es ging: die Eucharistie. Er hatte nämlich gesagt: Ich bin das Brot, das vom Himmel herabgekommen ist (Joh 6,41). Wenn wir uns in die Mentalität der Leute von damals hineinversetzen die von der unserer Zeitgenossen gar nicht so sehr verschieden war, können wir uns gut vorstellen, wie die Bürger von Nazareth und Kapharnaum die Aufforderung Jesu nicht akzeptieren wollten, dass man sein Fleisch isst und sein Blut trinkt. Und dass diese Zumutung obendrein von jemandem kommt, den man ja genau zu kennen meint: Ist das nicht Jesus, der Sohn Josefs, dessen Vater und Mutter wir kennen? Etwa so: Was will der uns schon erzählen, den haben wir doch schon als kleinen Jungen gekannt!

Aber abgesehen davon, dass ja bekanntlich der Prophet im eigenen Land nichts gilt, ist es vor allem der Inhalt seiner Rede, der das erhabenste Geschenk umschließt, das Gott je den Menschen gegeben hat. In einer ganz und gar kompromisslosen Diktion spricht Jesus davon, dass die Eucharistie wirklich eine Speise ist, und nicht eine sinnbildliche oder metaphorische, sondern eine ganz konkrete, fast könnte man sagen drastische Wirklichkeit. Aus den Worten des Herrn erhellt ganz klar, dass die eucharistische Speise wirklich der Leib Christi sein wird (in Kapharnaum wird das Geheimnis ja zunächst nur angekündigt).

Die Szene ist hochdramatisch, Jesus spricht zu einer größeren Zahl seiner Jünger: Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben (Joh 6,54), und er sagt, dass wir dadurch in ihm bleiben und er in uns. Um jeden Zweifel auszuschließen, kehrt er auch das Argument um: Wer mein Fleisch nicht isst, und mein Blut nicht trinkt, hat das ewige Leben nicht (Joh 6,53). Jesus war sich wohl bewusst, dass diese Rede hart sein würde. Und in der Tat, viele seiner Jünger wenden sich ab: Wie kann der uns sein Fleisch zu essen geben?

Der Herr macht aber keinerlei Konzession (und daher dürfen wir es auch nicht tun). Er sagt nicht abschwächend: Man muss das richtig verstehen & Nein, es ist so wie er es gesagt hat. Das Brot ist nach der Hl. Wandlung nicht mehr Brot, sondern sein Leib, und der Wein ist dann nicht mehr Wein, sondern sein Blut. Und dann sagt er, weiterhin ganz ohne Kompromissbereitschaft, zu den anderen Jüngern: Wollt auch ihr gehen?

ZENIT

Und da zeigt sich die verborgene Größe des Petrus. Auch er versteht die Worte Jesu nicht, und wenn wir ehrlich sind: wir verstehen sie auch nicht, weil sie unseren begrenzten Verstand übersteigen. Aber Petrus folgt nicht dem Verstand allein, sein Herz sagt ihm: das verstehe ich nicht, aber da es der Herr sagt, glaube ich es. Und daher ist er im Recht, nicht die Vernünftigen .

Die Haltung des Petrus ist wirklich nachahmenswert. Herr, zu wem sollen wir gehen, du hast Worte des ewigen Lebens (Joh 6,68).

Jesus weist an anderer Stelle darauf hin, dass es dem Knecht nicht besser ergehen kann als dem Meister. Wenn schon bei der Ankündigung der Eucharistie der Widerspruch der nur diesseitig orientierten Menschen aufkommt, so muss es uns nicht wundern, dass auch heute so manches gescheite Argument gegen dieses Geheimnis vorgebracht wird. Verstehen kann man das, aber man darf nicht nachgeben, weil es der Herr nicht tut. Im Gespräch zwischen den Konfessionen kann es natürlich auch keinen Kompromiss geben: entweder der Herr ist wirklich mit Fleisch und Blut, Seele und Gottheit in der Eucharistie zugegen oder er ist es nicht. Ein Zwischending gibt es nicht.

Schwer zu akzeptieren? Gewiss, war aber auch von Anfang an so. Es ist nun mal das Geheimnis des Glaubens .

Bitten wir den Heiligen Geist um die Tugend der Demut, wie sie der Hl. Petrus geübt hat. Auch in unserer an Einzelwissen so überreichen Zeit wird es immer die Worte des ewigen Lebens geben, die auch dann wahr sind, wenn wir sie nicht verstehen.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba . Im katholischen Fernsehsender EWTN ist er montags um 17.30 Uhr mit der wöchentlichen Sendereihe Schöpfung und Erlösung , die beiden großen Werke Gottes und die Mitwirkung des Menschen, zu sehen.*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet. Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG12080304 - 03.08.2012

Permalink: <http://www.zenit.org/article-25291?l=german>

Herr über Leben und Tod

Impuls zum 18. Sonntag im Jahreskreis

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 5. August 2012 (ZENIT.org). - In diesen Tagen begegnet uns in den Lesungen der Werktagsmessen immer wieder der Prophet Jeremia, jener alttestamentarische Gottesmann, der das undankbare Charisma hatte, dem auserwählten Volk die Leviten zu lesen, was zu seiner Zeit (6.-7. Jahrhundert vor Christus) besonders unangenehm war, da die Situation der Juden damals von besonderer Art war.

Weh mir Mutter, dass du mich geboren hast, einen Mann, der mit aller Welt in Zank und Streit lebt (Jer 15,10), so klagt der Prophet. Das Besondere war nämlich, dass es nicht an ihm, sondern am Volk lag, dass es immer wieder Streit gab. Propheten müssen die Menschen zu Umkehr und Buße auffordern. Wenn sich das Volk seiner Sünden bewusst ist, führt das oft zu dem von Gott erwünschten Erfolg, z.B. beim letzten der Propheten, dem Hl. Johannes, dem Täufer. Zur Zeit des Propheten Jeremia jedoch waren sich alle einig angefangen vom König, den Priestern und den sog. Propheten bis hin zum Volk dass im Lande alles in Ordnung sei. Im Tempel wurden formell die vorgeschriebenen Opfer dargebracht, die Leute zahlten ihre Steuern, der König hatte nur die üblichen Intrigen am Hof. Und doch war alles unterhöhlt und falsch. Das Volk und seine Führer, einschließlich der Priester, hatten sich von Gott abgewandt. Die Priester fragten nicht: Wo ist der Herr? Die Hüter des Gesetzes kannten mich nicht, die Hirten des Volkes wurden mir untreu. Die Propheten traten im Dienst des Baal auf und liefen unnützen Götzen nach (Jer 2,8).

Immer wieder tritt Jeremia gegen dieses Establishment auf, das ihn als außerordentlich lästig empfindet. Zum Schluss wollen sie ihn umbringen, denn er prophezeit den Untergang Jerusalems und die Verschleppung des Volkes in ein fremdes Land, falls es nicht zu einer Umkehr kommt. Gegen den einen wahren Propheten stehen hunderte offizieller Propheten, die das Volk in seinem Irrweg bestärken.

Wäre heute ein Prophet Jeremia in unserer so perfekt funktionierenden Gesellschaft denkbar? In unserem Land stehen auch wir äußerlich gut da. Es herrscht Ordnung und Frieden im Land, den Leuten geht es gut. Jedenfalls denen, die man sieht. Anders ist es mit denen, die man nicht sieht, den Millionen abgetriebenen Kindern, deren Fehlen nach und nach nicht nur das Gewissen, sondern auch das Bruttosozialprodukt beeinträchtigt. Dann sind da die vielen alten und kranken Menschen, die eine Belastung sind (wer kann auf Dauer die Renten aufbringen?). Wie nach den bisherigen Entwicklungen zu erwarten, geht es mit der Todesmelodie immer weiter. Das Vorbild Holland, Belgien, Luxemburg ist gar zu verlockend. Euthanasie, Suizid. Das Bundesjustizministerium legt einen Gesetzesentwurf zum assistierten Suizid vor, der die Menschen scheinbar schützt, in Wirklichkeit dem Freund erlaubt, Sterbehilfe zu leisten. Auch die Diskussion um die neue leichte Art der Feststellung von Down-Syndrom mit der Folge, solche behinderten Kinder abzutreiben, scheint beendet zu sein: es wird erlaubt.

Dafür wird die Babyklappe zugemacht.

ZENIT

Jeremia hätte auch heute allen Grund zum Klagen. Zu seiner Zeit hat man den wahren Glauben verlassen und die Kinder dem Baal zum Opfer gebracht.

Damals wie heute sind die Menschen nicht abgrundtief schlecht, im Gegenteil es gibt soviel an Hilfsbereitschaft, so herzerfrischend liebevolle Eltern mit ihren kleinen Kindern. Aber da ist ohne dass wir es besonders wahrnehmen über uns eine immer konkreter werdende Ideologie, die uns von zentraler Stelle aus die Kultur des Todes aufstülpen will. Wenngleich das mit Religion scheinbar gar nichts zu tun hat, steht doch im Hintergrund die uralte Versuchung des Menschen, sich selbst zum Herrn über Leben und Tod zu machen.

Im Paradies scheiterten die Menschen am Baum der Erkenntnis. Wer im Buch Genesis nachliest, stellt fest, dass da noch ein anderer Baum stand, an den der Mensch nicht rühren sollte: der Baum des Lebens.

Käme doch ein Jeremia, der dem Volk in Erinnerung rufen wollte: Gott allein ist der Herr über Leben und Tod!

Ist Pessimismus angesagt? Nein! Das Fest vom kommenden Montag, zeigt uns den Verklärten Herrn, der uns in sein Licht hineinruft.

Zu ihm Ja zu sagen, ist jedem jederzeit möglich. Sagen wir das weiter, und der ganze Todesspuk wird vergehen wie Schnee in der Sonne.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba. Im katholischen Fernsehsender EWTN ist er montags um 17.30 Uhr mit der wöchentlichen Sendereihe Schöpfung und Erlösung, die beiden großen Werke Gottes und die Mitwirkung des Menschen, zu sehen.*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet. Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org.

Wunderbare Brotvermehrung

Impuls zum 17. Sonntag im Jahreskreis

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 27. Juli 2012 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - In der Szene der wunderbaren Brotvermehrung steht uns Jesus Christus wieder in seiner liebenswürdigen Menschlichkeit vor Augen. Welch ein eindrucksvolles Bild: die Menschen lauschen auf Jesu Worte. Und es ist nicht einfach eine große Menschenmenge, es sind an die zehntausend Menschen! Wie eindringlich und machtvoll muss er gesprochen haben!

Der Evangelist Johannes sagt nichts über den Inhalt seiner Rede. Vielleicht war es auch nicht eine Ansprache, sondern ein Gespräch, oder beides. Die Leute sind von ihm begeistert. Einerseits wegen der Zeichen, die er an den Kranken tat (Joh 6,2 ff), andererseits aber sicher auch wegen seiner Worte vom Reich Gottes, von denen er allerdings nur in Gleichnissen spricht. Der Schatz im Acker, die kostbare Perle.

Vergessen wir nicht, dass es für die Menschen damals nicht so einfach war zu begreifen, was Jesus mit dem Wort vom Reich eigentlich sagen wollte: dass das ewige Leben bei Gott erstens erstrebenswert und zweitens erreichbar ist. Die Vorstellung des antiken Menschen vom Jenseits war düster, selbst die gläubigen Juden erwarteten im Jenseits den Scheol, die Unterwelt. Was mit den Guten geschah, war unklar, jedenfalls kein Begriff vom Himmel in unserem heutigen Verständnis, das wir ja ihm, Christus verdanken. Auch für die guten Menschen war der Himmel verschlossen. Das äußerste war Jesus selber gebraucht diesen Ausdruck im Zusammenhang mit dem armen Lazarus der Schoß Abrahams (Lk 16, 19-31), eine Art natürliche Glückseligkeit ohne die unendlich beglückende Anschauung Gottes.

Jesus ist kein Professor, der seine Vorlesung hält und dann seiner Wege geht. Er macht sich Gedanken über diese Menschen, von denen er oft den Eindruck hat, dass sie wie Schafe sind, die keinen Hirten haben. Und hier zeigt sich die umfassende Liebe, die Gott zu den Menschen hat. Er sorgt sich nicht nur um ihr ewiges Heil, sondern hat auch ihr leibliches Wohl im Auge. Ja, er gibt zu verstehen, dass er sich selbst dafür verantwortlich fühlt sie zu beköstigen: Philippus, wo sollen wir Brot kaufen, damit diese Leute zu essen haben? . In unserer heutigen Gesellschaft kommt es nur ausnahmsweise vor, dass sich an einen Vortrag ein Imbiss (meist nur sog. finger food) anschließt, und wenn, dann nur in den gehobenen Kreisen, und auf keinen Fall zum Sattwerden. Jesu Lehre dagegen, die alle Weisheit der Welt weit übersteigt, ist nicht nur für die Vornehmen, sondern für alle gedacht, und allen gilt zugleich auch seine Sorge um den ganzen Menschen.

Nun gibt es in dieser konkreten Situation natürlich ein großes logistisches Problem. Tausende von Menschen in freier Landschaft und sozusagen aus dem Stand zu verpflegen, würde auch uns bei unseren heutigen Möglichkeiten schwer fallen. Er selbst wusste, was er tun wollte, sagt der Evangelist. Er wird ein Wunder wirken. Wir wollen uns hier nicht mit der Frage aufhalten, ob das wirklich ein Wunder war. Die Zeit, wo man die Wunder der Bibel natürlich erklären wollte (Und die Bibel hat doch recht), ist eigentlich vorbei. Wenn Jesus Gott ist, und Gott allmächtig ist, dann ist es keine Frage, dass der Herr so etwas Erstaunliches wirklich tun kann.

ZENIT

Aber gleichzeitig sehen wir, dass der Herr unbedingt die freie Mitwirkung des Menschen will, selbst wenn diese sehr begrenzt ist. Für die wunderbare Brotvermehrung braucht er natürlich nicht den Grundbestand von fünf Gerstenbroten. Gott braucht grundsätzlich gar nichts. Für uns Menschen ist es immer ein langer Weg, bis wir begreifen, dass es unser ganz großes Glück ist, wenn wir Gott bei seinen Werken assistieren dürfen, auch wenn unsere Mitwirkung sich in engen Grenzen bewegt. Und Gott ist geduldig.

Am Schluss, als alle satt geworden sind und die Bedeutung des Wunders erkannt haben, da wollen sie ihn in ihre Gewalt bringen und ihn zum König machen. Jesus aber zieht sich zurück.

Haben die Menschen begriffen, was diese außerordentliche Begebenheit ihnen sagen sollte? Vermutlich tun auch wir selbst uns schwer damit. Zunächst kommt einem der Gedanke: das wäre doch die ideale Lösung. Man macht diesen Mann zum König, und von oben, aus seiner Machtposition, wird er unendlich viel Gutes tun können. Die Menschen brauchen nicht mehr zu hungern, die Kranken werden geheilt. Sie müssen nur die Macht dieses neuen Königs anerkennen, was ihnen wahrscheinlich nicht besonders schwer fallen dürfte. Er würde ja für alles sorgen.

Und gerade das will Jesus nicht.

In diesem außergewöhnlichen Fall hat er ein Wunder gewirkt, weil es notwendig war, aber auch um den Menschen zu zeigen, dass er Macht hat. Dann aber will er auch, dass die Menschen seine Macht richtig verstehen. Sie ist nicht dazu da, den Menschen Mühe und Arbeit abzunehmen. Was sie selber tun können, sollen sie tun und nicht auf ein Wunder spekulieren. Seine Allmacht will er vielmehr dazu gebrauchen, den Menschen den Weg zum Himmel zu weisen. Das soll das Wichtigste sein. Wenn das klar ist, wird er den Menschen, die er ja liebt, auch immer helfen, mit ihren irdischen Sorgen fertig zu werden. Die zwölf Körbe übrig gebliebenes Brot sollten zeigen, dass die Hilfe Gottes nicht nur ausreichend, sondern immer überreich ist. Im Himmel wie auf Erden.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba . Im katholischen Fernsehsender EWTN ist er montags um 17.30 Uhr mit der wöchentlichen Sendereihe Schöpfung und Erlösung , die beiden großen Werke Gottes und die Mitwirkung des Menschen, zu sehen.*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet. Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG12072007 - 20.07.2012

Permalink: <http://www.zenit.org/article-25238?l=german>

Jesus hat Mitleid

Impuls zum 16. Sonntag im Jahreskreis

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 20. Juli 2012 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Eine der schönsten Entdeckungen, die der aufmerksame Leser des Evangeliums macht, ist die Erkenntnis, dass der menschgewordene Gottessohn ein fühlendes Herz hat. Man mag einwenden: das gehört ja wohl zur Menschwerdung dazu. Und doch sehen wir allenthalben: Selbstverständlich ist es nicht

Der Evangelist Markus berichtet, wie Jesus sich mit seinen Jüngern an einen einsamen Ort zurückziehen will, um ein wenig auszuruhen (Mk 6,31). Sich ausruhen ist das nicht eine Konzession an die Bequemlichkeit? Kann man vom Messias nicht erwarten, dass er ständig im Dienst der Menschen unterwegs ist? Ausruhen? Klingt das nicht fast nach dem, was wir eigentlich als Christen vermeiden wollen: wellness, Verweichlichung, Dekadenz?

Aber nein, hier zeigt sich wieder einmal, dass der Christ alles im rechten Maß halten soll.

In medio virtus die Tugend liegt in der Mitte.

Sowohl das Ausruhen als auch die Arbeit sollen im rechten Verhältnis bleiben. Und die Arbeit heiligen heißt nicht, soviel wie möglich arbeiten. Andererseits wäre es natürlich auch falsch, wenn das Leben primär aus Ruhen bestünde. Es bedarf also der rechten Verteilung der Gewichte. Dazu verhelfen uns die Tugenden.

Es gibt viele Tugenden, zwischen dreißig und vierzig. Schon die Philosophen der Antike kannten die vier Kardinaltugenden: Gerechtigkeit, Klugheit, Tapferkeit und Maß, von denen sich die anderen Tugenden ableiten, wie z.B. Demut, Fleiß, Ordnung, Zuverlässigkeit etc.

Wenn schon die Heiden in der Antike die vier Haupttugenden gekannt haben (sie gehen auf Platon bzw. Sokrates zurück), wozu brauchen wir dann die Tugendlehre des Christentums? Was uns Christus in Bezug auf die Tugenden Wesentliches lehrt, ist, dass wir die Tugenden buchstäblich um Gottes willen leben sollen. Wer sich um eine Tugend nur deshalb bemüht, weil es seinem eigenen Menschsein guttut (man kann leicht die Erfahrung machen, dass z.B. die Tugend der Loslösung, des Nicht-Hängens an den Dingen der Welt, dem Menschen eine große Freiheit und Souveränität verleiht), der ist sehr bald nur noch ein Tugendbold. Die Tugend um des Herrn willen also mit übernatürlichem Blick ist in der Sache oft ähnlich der bloß menschlichen Tugend, und doch ist sie etwas ganz anderes. Die übernatürlich gelebte Tugend macht den Menschen anziehend, weil er nicht sich selbst, sondern Gott in den Mittelpunkt seines Bestrebens stellt.

Das aber was Christus (und in seinem Sinne der hl. Paulus) der alten Tugendlehre wesentlich hinzufügt, sind die drei göttlichen Tugenden. Sie haben mit Gott direkt zu tun: Glaube, Hoffnung und Liebe. Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen (1 Kor 13,13).

ZENIT

Die Liebe ist von den dreien die einzige, die in Ewigkeit bleibt, denn der Glaube ist überflüssig, wenn man schaut, und die Hoffnung erledigt sich, wenn man am Ziel angekommen ist. Aber Liebe zu Gott und zum Nächsten bleibt auch im Himmel für ewig.

Die Liebe ist aber auch aus einem anderen Grund das Größte: sie hat im Gegensatz zu den anderen Tugenden kein Maß. Würde jemand sagen, man solle nur mit Maßen lieben, würde jeder protestieren. Schon die Liebe unter Menschen zeichnet sich gerade dadurch aus, dass sie kein Maß kennt. Man denke nur an die Geschichte der großen Liebespaare

Die Liebe, wenn sie echt ist, tut immer ein übriges. Auch in dieser Szene des Evangeliums, wo wir sehen, dass Jesus und die Jünger erschöpft sind und dringend Erholung brauchen, erleben wir, wie das Herz des Herrn sich in Mitleid den Menschen zuwendet, auf das Ausruhen verzichtet, denn sie waren wie Schafe, die keinen Hirten haben (Mk 6,34), und sich ihnen widmet.

In der Person Jesu wird uns immer wieder deutlich gemacht, wie eine Tugend vom bloß Natürlichen zum Übernatürlichen emporsteigen kann, und wie sich so das Leben des Menschen aus der dunklen Vergänglichkeit in die lichte Ewigkeit emporschwingt.

Beten wir: Jesus, gütig und demütig von Herzen, bilde mein Herz nach deinem Herzen!

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba . Im katholischen Fernsehsender EWTN ist er montags um 17.30 Uhr mit der wöchentlichen Sendereihe Schöpfung und Erlösung , die beiden großen Werke Gottes und die Mitwirkung des Menschen, zu sehen.*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet. Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG12071307 - 13.07.2012

Permalink: <http://www.zenit.org/article-25199?l=german>

Vertrauen wendet auch noch das Schlimmste zum Guten

Impuls zum 15. Sonntag im Jahreskreis

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 13. Juli 2012 (ZENIT.org). - Im Evangelium des heutigen 15. Sonntags im Jahreskreis (Lesejahr B) hören wir, wie Jesus erste Vorkehrungen trifft, um seine Kirche zu etablieren, die nach seinem Weggang einmal das tun und verkünden soll, was er getan und verkündet hat. Er sendet die Zwölf aus und gibt ihnen die Vollmacht, in seinem Namen aufzutreten. Merkwürdigerweise erwähnt der Evangelist Markus nicht das Predigen, sondern nur die Vollmacht, die unreinen Geister auszutreiben. Zur Zeit Jesu gab es offensichtlich besonders viele Besessene.

In den Anfängen der Kirche hören wir bereits das, was das Wirken der Kirche in allen Jahrhunderten begleitet hat: Wenn man euch aber in einem Ort nicht aufnimmt und euch nicht hören will, dann geht weiter& (Mk 6,11). Also alles schon einmal da gewesen.

Heute, 50 Jahre nach Beginn des II. Vatikanischen Konzils, das einen lebhaften neuen Aufbruch der Kirche in unserer Zeit einleitete, fragen wir uns manchmal: Wie kommt es, dass man uns auch heute oft nicht hören will. Der Herr beruhigt uns und sagt: Das gehört auch dazu, das Evangelium ist kein Geldstück, das jedem gefällt. Und doch scheint die Kirche sich heute in einem besonders ausgeprägten Tief zu befinden:

- viele treten aus der Kirche aus
- Kirchen werden geschlossen und profaniert
- Priesterberufungen gehen stark zurück
- Zahlreiche Skandale beim Bodenpersonal
- Verunsicherung der Gläubigen durch widersprüchliche Aussagen
- In vielen Pfarreien ist die Beichte abgeschafft, aber alle gehen zur Kommunion
- Das religiöse Wissen der Kinder und Jugendliche lässt zu wünschen übrig usw. usw.

Steht denn die Kirche zweitausend Jahre nach ihrer Gründung vor dem Aus? Sicher nicht. Gewiss gibt es viele Besessene außerhalb und innerhalb der Kirche, und da ist sicher viel zu tun. Aber unbewusst vergleichen wir manchmal die heutige Situation mit der in den Fünfziger Jahren, als die Kirche monolithisch, einig und unüberwindlich da stand. Aber auch damals gab es nicht wirklich die heile Kirchenwelt. Pius XII. sprach von dem aus tausend Wunden blutenden Leib der Kirche.

ZENIT

Heute kommt es in der Tat viel mehr auf den Einzelnen an. Mitläufer gibt es nicht mehr. Und wenn man genau hinschaut, gibt es in vielfältiger Weise das, was dem Herrn am meisten am Herzen liegt: persönliche Heiligkeit. Nicht dass die Kirche als Organisation tadellos dasteht, ist das wichtigste, sondern dass viele, möglichst alle zu persönlicher Heiligkeit finden. Und so gibt es eben auch:

- viele, die in die Kirche eintreten, einzelne Konvertiten, ganze Gruppen wie die Anglikaner u.a.
- zahlreiche Gruppierungen von Jugendlichen und Erwachsenen, die sich um persönliche Heiligkeit bemühen, Gebetskreise, viel unbeachtete praktische Nächstenliebe
- eine wirklich große Zahl von heiligmäßigen Priestern, die oft unter sehr schwierigen Bedingungen und ohne aufzufallen ihren Dienst tun (was nirgendwo vermerkt wird)
- als Gegengewicht gegen theologische Irrtümer, die immer wieder kursieren, hält die Kirche die wahre Lehre griffbereit, man muss sie nur suchen (Katechismus, Aussagen des römischen Lehramts zu aktuellen Fragen etc.)
- Priesterberufungen und Berufungen zum apostolischen Zölibat gibt es schon, aber oft kommt man ihnen nicht in passender Weise entgegen
- Es gibt wirklich eine zu Hoffnungen berechtigende Jugend, die manche Verirrungen der Altachtundsechziger erkennt und ein Christentum light ablehnt, indem sie die Sakramente wieder entdeckt.

Hinzu kommt: die Kirche hat viele himmlische Helfer, vor allem hat sie eine Mutter. Papst Paul VI. verlieh ihr diesen Titel Mutter der Kirche. Wie alle Namen darf es nicht bei der Bezeichnung bleiben, wir sollen sie wirklich als Mutter jedes einzelnen und auch der Gesamtheit der Kirche ansehen.

Das Fest am Montag (16. Juli) Unsere Liebe Frau auf dem Berge Karmel gibt uns einen schönen Anlass, den Ratschlag Papst Benedikts zu befolgen: Wendet euch oft und vertrauensvoll an Maria! Was für ein simples Wort und doch, wenn wir es beherzigen, absolut Erfolg versprechend. Die Verehrung Mariens auf dem Karmelberg in Israel hat Wurzeln, die bis ins Alte Testament zurückreichen, bis zum Propheten Elia. Das Volk Gottes des Alten Bundes erlebte auch viele scheinbar aussichtslose Situationen, aber immer wieder hat das vertrauensvolle Gebet und die Fürsprache Mariens das Geschick der Menschen zum Guten gewendet. So wird es auch heute sein - wenn wir wollen.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba. Im katholischen Fernsehsender EWTN ist er montags um 17.30 Uhr mit der wöchentlichen Sendereihe Schöpfung und Erlösung, die beiden großen Werke Gottes und die Mitwirkung des Menschen, zu sehen.*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet. Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org.

Vertrauen wendet auch noch das Schlimmste zum Guten

ZG12070610 - 06.07.2012

Permalink: <http://www.zenit.org/article-25157?l=german>

Gottesteilchen Gottesbeweis?

Impuls zum 14. Sonntag im Jahreskreis

*Von Msgr. Dr. Peter v. Steinitz**

MÜNSTER, 6. Juli 2012 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Vor wenigen Tagen ging eine Sensationsmeldung aus der Naturwissenschaft durch die Medien: das seit fünfzig Jahren von den Physikern vermutete Elementarteilchen Higgs-Boson existiert wirklich. Für den normalen Sterblichen ist die Welt der Quarks, Elektronen und der anderen Bausteine des Mikrokosmos meist ganz unverständlich. Eine gewisse Breitenwirkung erzielte diese Sparte der Wissenschaft jedoch durch den Gebrauch eines Wortes, das man in diesen Kreisen nicht gewohnt ist, das Wort Gott. Irgendjemand hat dieses Elementarteilchen das Gottesteilchen genannt, vielleicht in der wissenschaftlich ganz unpräzisen Vorstellung, dass dieses Teilchen gewissermaßen Gott spielt, weil ja durch es alle anderen Elementarteilchen ihre Masse erhalten; (vielleicht war es auch nur einer von diesen angelsächsischen Scherzen).

Bezeichnend aber war die Art und Weise, wie die Tagesschau am späten Abend diese Meldung servierte. Die Sprecherin beeilte sich nämlich, der sachlichen Nachricht sofort die Bemerkung hinzuzufügen, dass das sog. Gottesteilchen nichts mit Gott zu tun hat. Die Bemerkung enthüllt ein in gebildeten Kreisen weit verbreitetes Vorurteil, ist aber sachlich richtig, und zwar aus zwei Gründen:

wenn die Tatsache (immer angenommen, es verhält sich wirklich so), dass das Higgs-Teilchen allen anderen die unerlässliche Masse verleiht, auf ein direktes Einwirken Gottes schließen ließe, dann wäre das ein armer Schöpfer-Gott, denn dann hätte er zur Schöpfung allenfalls etwas beigetragen. Tatsächlich aber hat er das gesamte Universum vollkommen frei aus dem Nichts geschaffen. Der Glaube sagt (übrigens nicht nur der christliche), dass Gottes Sein transzendent ist, will sagen übernatürlich, dass wir also mit unseren natürlichen Erkenntnismöglichkeiten Gott nicht erfassen können. Weder mit unseren fünf Sinnen, noch mit den verlängerten Sinnen, den Messinstrumenten. Auch ein so ausgeklügeltes Instrument wie der Large Hadron Collider (LHC) des CERN in der Schweiz ist nicht mehr als ein enorm erweitertes Sinnesorgan. Dass die Welt der Elementarteilchen, in der viele Entwicklungen ganz unvorhersehbar und geradezu unlogisch erscheinen, außerordentlich schwer vorstellbar ist, ändert nichts an der Tatsache, dass sie zur natürlichen Welt gehört. Die Ebene Gottes, die Welt des reinen Geistes, können wir mit wissenschaftlichen Mitteln nicht erreichen. Das Organ des Menschen, Gott zu erfassen, ist der Glaube. Die Naturwissenschaft kann die Existenz Gottes nicht beweisen, aber sie kann sie auch nicht widerlegen.

Hand aufs Herz: würde es uns Christen aber nicht doch irgendwie gefallen, wenn die Naturwissenschaft nicht umhin könnte, die Existenz Gottes zuzugeben? Unschwellig wird eine solche verborgene Sehnsucht erkennbar, wenn die Menschen bei der Erwähnung des Gottesteilchens solch eine unvermutete Anteilnahme zeigen.

Das wiederum hat sicher damit zu tun, dass seit der Aufklärung die sog. exakte Naturwissenschaft beschlossen hat, Gott bei ihrer Suche nach der Wahrheit ganz außen vor zu lassen. Man nennt das vorurteilsloses Forschen. Gewiss ist es bei Detailfragen in Einzeldisziplinen der Wissenschaft meist nicht

ZENIT

von Belang, ob Gott existiert oder nicht. Bei konkreten chemischen Reaktionen ist es sicher irrelevant, ob man dabei an Gott denkt oder nicht.

Aber es gibt doch fundamentale Fragen, nicht nur der Philosophie oder der Psychologie, sondern auch der exakten Naturwissenschaft, wo es einen Unterschied macht, ob man einen planenden und schaffenden überlegenen Geist annimmt oder nicht. Was die Welt im Innersten zusammen hält (Goethe, Faust I), ist ja nicht nur eine philosophische, sondern eine naturwissenschaftliche Frage. Warum muss da ein Schöpfer von vornherein ausgeschlossen sein?

Und nicht nur im finsternen Mittelalter waren Naturforscher oft gläubig, sondern durchaus in der Neuzeit. Denken wir an Newton, Linné oder Mendel.

Der Bruch geschah bekanntlich durch Charles Darwin bzw. durch seinen unberufenen Interpreten Friedrich Engels, der nach der Veröffentlichung des *On the origin of species* triumphierend sagte: Famos, jetzt brauchen wir keinen Schöpfergott mehr, die Welt ist von selbst entstanden! Seitdem gilt es als unprofessionell, wenn in wissenschaftlichen Verlautbarungen von Gott die Rede ist. Wer dann doch Forschung betreibt, bei der die Anwesenheit und das Wirken eines schaffenden und ordnenden Gottes wenigstens als Möglichkeit mit einbezogen wird, der ist zunächst einmal out .

Aber er sei unbesorgt, er ist in guter Gesellschaft. Auch Jesus, immerhin der Sohn des Schöpfergottes, hat Ablehnung erfahren. Nicht weil man seine Lehren als unwahr oder unwissenschaftlich abgelehnt hätte, sondern weil man nicht wahrhaben wollte, dass von ihm, dem einfachen Zimmermann aus Nazareth etwas Gescheites kommen könnte. So berichtet uns heute das Evangelium vom 14. Sonntag im Jahreskreis.

Woher hat er das alles? Was ist das für eine Weisheit? (Mk 6,2) sagten die, die ihn zu kennen glaubten. Sie lehnten ihn ab, ja nahmen sogar Anstoß an ihm (Mk 6,4).

Auf unsere Zeit übertragen: liegt nicht dem vorurteilsfreien Forschen oft ein gewaltiges Vorurteil zugrunde, nämlich die feste Überzeugung, dass Gott, wenn es ihn denn überhaupt geben sollte, nicht in unsere Welt eingreifen kann.

Jesus wunderte sich über ihren Unglauben (Mk 6,6).

Wenn auch das Gottesteilchen nicht den Glauben an Gott herbeizaubern kann, so könnte doch die Beschäftigung mit den aller kleinsten Bausteinen der Schöpfung dem vorurteilsfreien Zeitgenossen einen Blick auf die wahre Bedeutung Gottes in der Naturwissenschaft öffnen: nicht als Lückenbüßer für Phänomene, die man nicht erklären kann, sondern als den großen Sinnstifter, der einer Mikrowelt, in der Zufall und Chaos alles zu bestimmen scheinen, Ordnung und Sinn verleiht.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba . Im katholischen Fernsehsender EWTN ist er montags um 17.30 Uhr mit der wöchentlichen Sendereihe *Schöpfung und Erlösung* , die beiden großen Werke Gottes und die Mitwirkung des Menschen, zu sehen.*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

ZENIT

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org.

Der Glaube ist wichtig für die Gesundung, aber noch wichtiger für das ewige Leben

Impuls zum 13. Sonntag im Jahreskreis

*Von Msgr. Dr. Peter v. Steinitz**

MÜNSTER, 29. Juni 2012 (ZENIT.org). - Im Evangelium des heutigen 13. Sonntags im Jahreskreis hören wir von zwei großen Heilungen, die der Herr vorgenommen hat: die Frau, die am Blutfluss litt und ihr ganzes Vermögen für Ärzte ausgegeben hatte, sowie die 12-jährige Tochter des Synagogenvorstehers Jairus, die er sogar vom Tode erweckte.

Alles spielt sich inmitten einer großen Menschenmenge ab, die sich um Jesus drängt. Was an der Haltung des Herrn auffällt – man kann es zwischen den Zeilen lesen –, ist seine Bereitschaft, den Menschen zur Verfügung zu stehen. Obwohl er ihnen unerhörte Wohltaten erweist, hat man den Eindruck, dass Jesus der demütige Diener aller dieser Menschen ist. Jairus bittet ihn, zu seiner sterbenden Tochter zu kommen, und der Evangelist vermerkt schlicht und einfach: Da ging Jesus mit ihm (Mk 5,26). In der Zwischenzeit sagt sich eine alte Frau, die seit Jahren am Blutfluss leidet, dass sie vielleicht geheilt wird, wenn sie heimlich den Saum seines Gewandes berührt. Tatsächlich wird sie geheilt, weil in diesem Augenblick der Leib Jesu heilende Liebe im Übermaß ausströmt. Der Herr bringt die Heilung der Frau zur Sprache – er will keine Heimlichkeiten – sagt ihr aber gleichzeitig, dass ihr Glaube ihr geholfen hat. Als er durch die hin und her wogende Menge schließlich beim Haus des Synagogenvorstehers ankommt, ist das Kind bereits gestorben. Die Menge, die ihn die ganze Zeit umringt, besteht, wie man jetzt sieht, keineswegs nur aus gutwilligen Gläubigen. Als er nämlich sagt: Das Kind ist nicht gestorben, es schläft nur –, da lachen sie ihn aus – eine Unverschämtheit! Aber Jesus lässt das ruhig geschehen. Als er dann das Kind vom Todesschlaf erweckt, sind die Leute regelrecht schockiert.

Wir, die wir in einem geordneten Staatswesen leben, könnten in diesem Zusammenhang vielleicht auf die Idee kommen: Warum hat Jesus die Heilung der vielen Kranken nicht in eine überschaubare Ordnung gebracht? Vernünftig wie wir sind, könnten wir uns vorstellen, dass es großartig gewesen wäre, wenn Jesus die Heilung der Kranken systematisch und im großen Stil vollzogen hätte. Hunger und Krankheit, diese beiden großen Geißeln der Menschheit – warum hat der Herr das nicht ein für alle mal gelöst. Offensichtlich hätte er die Macht dazu gehabt. Nach der wunderbaren Brotvermehrung und im Zusammenhang mit der zunächst nur irdisch verstandenen eucharistischen Ankündigung, sagten die Leute: Herr, gib uns immer dieses Brot! (Joh 6,34). Aber es war nicht seine Aufgabe, die Mängel dieser Welt, die ja auf die Erbsünde zurückgehen, schon jetzt zu beheben, das wird erst am Ende der Welt sein (ein neuer Himmel und eine neue Erde, Off 21,1). Das Reich Gottes, das Jesus verkündet, ist im Innern der Menschen. Die Schöpfung dagegen wartet noch auf das Offenbarwerden der Kinder Gottes (vgl. Röm 8,22). Dann nämlich, wenn der letzte Mensch auf Erden das Ziel des ewigen Lebens erreicht hat, dann erst wird auch die nicht-menschliche Schöpfung von ihrer Unzulänglichkeit befreit sein.

ZENIT

Hunger und Krankheit zu überwinden, das ist nun unser Auftrag. Die Menschheit kann da, wenn sie will, wirklich Großes leisten.

Aber das Paradies auf Erden werden wir dennoch niemals hinkriegen. Denn auch wenn durch vernünftige Planung und Organisation der Hunger in der Welt besiegt würde, und wenn durch die Fortschritte in der Medizin die Krankheiten besiegt würden – die Menschen würden doch vergänglich sein und eines Tages wird jeder sterben. Spätestens hier sehen wir, dass wir in dieser Welt soweit wie möglich das Gute wirken müssen, um uns und den anderen die Last des Lebens zu erleichtern. Aber dass wir niemals alle unsere Anstrengungen auf das irdische Leben richten sollten, denn dann würden wir das Eigentliche verpassen.

Wenn Jesus sagt: Dein Glaube hat dir geholfen, dann sollten wir daran denken: die Gesundheit ist gut, aber das ewige Leben ist besser. Und gerade dazu brauchen wir den Glauben. Maria, Mutter der Glaubenden möge uns das deutlich machen.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba. Im katholischen Fernsehsender EWTN ist er montags um 17.30 Uhr mit der wöchentlichen Sendereihe Schöpfung und Erlösung, die beiden großen Werke Gottes und die Mitwirkung des Menschen, zu sehen.*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet. Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org.

ZG12062206 - 22.06.2012

Permalink: <http://www.zenit.org/article-25075?l=german>

Freunde Gottes: das Super-Facebook

Impuls zum 12. Sonntag im Jahreskreis

*Von Msgr. Dr. Peter v. Steinitz**

MÜNSTER, 22. Juni 2012 (ZENIT.org). -Wir sagen (und singen), dass die Heiligen, die die Kirche verehrt, "Freunde Gottes" sind. Für manche, gerade junge Leute, ein Grund, schnell mal abzuschalten, denn da gilt oft das Motto: "Kenn ich schon, interessiert mich nicht." Das Problem eines alt gewordenen Christentums: Man weiß schon alles, oder besser gesagt, man glaubt, schon alles zu wissen.

Die Heiligen sind es aber dennoch wert, dass man sich auch heute mit ihnen befasst. Einerseits, weil Gott sie so hoch erhoben hat, andererseits aber, weil sie allen, auch gerade jungen Menschen, sagen können, wie man mit dem Leben gut zurecht kommt. Junge Leute sind gern mit anderen (jungen) Leuten zusammen. Sie ziehen aus der Begegnung mit anderen oft unbewusst reichen Gewinn. Ohne es unbedingt zu wissen, halten sie sich an die Maxime der Hl. Schrift: "Vae solis" wehe dem, der allein ist.

Durch die Mittel der modernen Digitaltechnik ist es jedem möglich, nicht nur mit einigen, sondern mit sehr vielen anderen in Kontakt zu treten, von denen man annimmt, dass sie Gleichgesinnte sind, oder wenigstens irgendwie interessant. Auf diese Weise haben viele (übrigens nicht nur Jugendliche) eine große Menge Freunde, manche bis zu mehreren Tausenden. Stellt sich aber ein neues Problem: wie kann man sich mit so vielen Menschen freundschaftlich austauschen?

Durch die Mittel der traditionellen christlichen Religion wiederum ist es jedem möglich, buchstäblich mit Tausenden von interessanten Persönlichkeiten in freundschaftlichen Kontakt zu treten, wobei dieser sich nicht auf kurze Bemerkungen und Fotos beschränken muss, sondern eine wirkliche tiefe Freundschaft dabei entstehen kann. Die vielen tausend Freunde Gottes haben ungeahnte Möglichkeiten, uns nahe zu sein und sogar zu helfen, wenn wir Probleme haben. Die Sache ist überdies ganz einfach zu organisieren, man braucht kein Handy, überhaupt keine technischen Geräte, nur den rechten Gebrauch von Herz und Verstand, sprich, man muss beten.

Wer sich auf die Suche nach den oft unbekanntenen Heiligen begibt, erlebt zunächst eine große Überraschung: die Heiligen sind untereinander unglaublich verschieden.

Auf diesen 12. Sonntag im Jahreskreis fällt das Fest des größten Heiligen ("der größte der von einer Frau Geborenen", sagt Jesus von ihm, Mt. 11,9). Der hl. Johannes der Täufer hat in der Tat alle Voraussetzungen, dem modernen Jugendlichen als "cooler Typ" vorzukommen. Mit einem Fell bekleidet, direkt aus der Wüste kommend, sagt er den Menschen harte Dinge ("voll der Hammer"). Aber die Menschen akzeptieren die Bußpredigt, weil sie wissen, er hat recht.

Die heiligen Märtyrer John Fisher und Thomas More können begeistern, weil sie der staatlichen Gewalt erfolgreich (als Märtyrer sozusagen himmlerfolgreich) getrotzt haben. Ganz anders wieder der hl. Aloisius, der sich im Dienst an den Pestkranken völlig verausgabt hat, sich angesteckt hat und früh gestorben ist. Bei

ZENIT

näherem Hinsehen entdeckt man sogar, dass er als Jugendlicher in einer ziemlich abgedrehten Umgebung so etwas wie Keuschheit gelebt hat, was ihm offensichtlich nicht klein und unerfüllt gemacht hat, sondern aus ihm einen ganz großen Heiligen gemacht hat, wirklich angesagt". Nach 20 Jahrhunderten Christentum taucht der hl. Josefmaria auf, der Gründer des Opus Dei, der den Menschen in Erinnerung gerufen hat, dass alle zur Heiligkeit berufen sind (irgendwann entdeckt man, dass Heiligkeit dasselbe ist wie "gut drauf" und "voll verwirklicht"), und dass man sich außerdem apostolisch um andere kümmern muss, damit sie nicht den Bach herunter gehen, sondern das Klassenziel, den Himmel, erreichen. Man stellt ganz zufrieden fest, dass es Spaß macht, nicht immer nur an sich selbst zu denken, und dass die vielen Freunde dann erst richtig sinnvoll sind, wenn man mit ihnen nicht nur jetzt, sondern ewig verbunden ist.

Apropos "apostolisch": Da feiern wir am 29. Juni die beiden so genannten Apostelfürsten Peter und Paul. Wenn wir Christus ernst nehmen, seine überwältigende Liebe begriffen haben, dann erscheint es ja nur logisch, dass da eine Organisation sein muss, die die Botschaft Jesu durch die Jahrhunderte weiterträgt und die Erlösung an den einzelnen Menschen bringt. Und bei all der Verwirrung unserer Tage: wie gut wenn diese Organisation von Gott eine Sicherheit bekommt, dass sie sich im großen und ganzen vor Irrwegen geschützt weiß. "Auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen" (Mt 16,18), das erscheint dann wirklich hilfreich, denn nicht nur alte Menschen, sondern auch junge suchen Sicherheit, und zwar nicht nur in wirtschaftlicher oder sozialer Hinsicht, sondern auf Dauer, auf ewig.

Zufällig sind die Heiligen dieser Woche alle Männer. Aber für die Frauen gilt das gleiche: Elisabeth, Hildegard, Edith Stein usw. Der "größte der von einer Frau Geborenen", dieses Wort Jesu erinnert daran, dass auch der größte Mensch nur Mensch sein kann dank einer Frau, seiner Mutter.

Und da ist eben auch die große Menschenmutter, Maria, die jedem Hilfe und Vorbild ist.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba . Im katholischen Fernsehsender EWTN ist er montags um 17.30 Uhr mit der wöchentlichen Sendereihe "Schöpfung und Erlösung" , die beiden großen Werke Gottes und die Mitwirkung des Menschen, zu sehen.*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

Selig, die ein reines Herz haben

Impuls zum 11. Sonntag im Jahreskreis

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 15. Juni 2012 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Während der Herr im Evangelium des 11. Sonntags im Jahreskreis wieder in der Verhüllung der Gleichnisse zu den Menschen spricht, haben wir noch die wunderbar direkte Botschaft des Herz-Jesu-Festes im Ohr: Lernet von mir, denn ich bin gütig und selbstlos von Herzen (Mt. 11,29).

Die Gleichnisse wollen die Menschen zunächst einmal auf den Geschmack bringen und sie erkennen lassen, dass das Himmelreich wirklich etwas Erstrebenswertes ist. Wie eine kostbare Perle, wie ein Schatz im Acker usw.

Wer das aber schon begriffen hat, der soll nun in die Schule des Heiligsten Herzens Jesu gehen. Daher regt die Liturgie der Kirche, ausgehend vom Evangelium, zu dem einfachen Gebet an: O Jesus, gütig und selbstlos von Herzen, bilde mein Herz nach deinem Herzen!

Die Herz-Jesu-Verehrung hat also einen doppelten Aspekt: zunächst die Anbetung der unendlichen Liebe Gottes im Herzen des Gottmenschen, dann aber auch die Einladung an jeden Menschen, sein Leben und sein Handeln am Herzen des Herrn zu orientieren, sein Herz dem Herzen Jesu ähnlich, ja sogar gleichförmig zu machen. Was wiederum ohne die Gnade nicht geht, aber unbedingt auch unsere Anstrengung erfordert.

Jesus ist der vollkommen gute Mensch, wir sind es nicht. Aber wir sollen sagen: noch nicht. Was an uns unvollkommen ist, muss es ja nicht bleiben. Manche sagen mit Blick auf ihre Fehler: das ist nun mal mein Charakter. Aber darauf kann man fast immer erwidern: das ist dein Mangel an Charakter.

Das Herz Jesu nachahmen ist eigentlich das gleiche wie sich um die Tugenden bemühen. Wenn wir das Wort Jesu ernst nehmen, dass wir heilig werden sollen, so ist das der Weg. Durch die Folgen der Erbsünde haben wir verschiedene Neigungen zum Bösen. Zur Habgier, zur Eitelkeit, zur ungeordneten Sinnlichkeit, zum Egoismus und vor allem zum Stolz. Das so zu sehen, ist einfach nur realistisch. Zu denken, das Fehlverhalten der Menschen entstünde nur aus den widrigen Umständen oder aus falscher Erziehung, geht an der Wirklichkeit vorbei.

Und dennoch ist gerade die Erziehung unerlässlich. Sowohl für den religiös orientierten Menschen, der darin ein Hilfsmittel sieht, um in den Tugenden zu wachsen, als auch im rein weltlichen Bereich, wo der Staat in gewissen Grenzen allerdings sich um das rechte Verhalten der Menschen kümmern soll. Natürlich wird der Staat, oder sagen wir die Gesellschaft, nicht Bereiche ansprechen, die der individuellen Intimsphäre oder dem persönlichen Gewissensbereich angehören. Er kann uns wohl auffordern, gewisse elementare Bosheiten zu unterlassen. Aber er kann die Bürger nicht auf die Tugenden verpflichten.

ZENIT

Die Amerikaner kritisieren gern an uns Europäern, dass sich hier der Staat in zu viele Dinge einmischt. Eine Tendenz, die manchmal auch aus Anordnungen der EU anklingt. Nach dem Motto: was für euch gut ist, bestimmen wir.

Hierzulande ist es häufig das Verhalten staatlicher Stellen zu Fragen der Volksgesundheit, das grenzwertig sein kann. Sicherlich liegt es im Interesse der Gesellschaft, dass eine Volksseuche wie Aids bekämpft wird. Aber wenn bei der neuesten Kampagne gegen HIV damit geworben wird, dass mehr oder weniger sympathische Damen und Herren verkünden: Ich will s lustvoll oder Ich will s endlich , dann geht die staatliche Werbung in unzulässiger Weise in den Bereich der Moral. Die Leute werden zu einem unmoralischen Verhalten animiert (Mach s, aber mach s mit!), Hauptsache man schützt sich vor den Folgen.

Viele Menschen machen von einer anderen Möglichkeit, sich vor Aids zu schützen, Gebrauch: der Enthaltensamkeit. Da diese Methode bei vielen nur ungläubiges Erstaunen und ein ironisches Lächeln hervorruft, reden diese Menschen nicht darüber, aber denken sich ihr Teil. Und es sind nicht nur die fundamentalistischen Christen , die solche überholten Ansichten pflegen. Unser alter Schullehrer sagte einmal: Man muss in vielen Bereichen der Gesellschaft mit allen Menschen guten Willens zusammenarbeiten, denn es gibt nicht nur im engeren Sinne die Gemeinschaft der Heiligen , sondern, wie in einem konzentrischen Kreis da herum, die Gemeinschaft der Anständigen . Darunter sind viele Nichtchristen und vor allem viele Muslime, die oft fassungslos mit ansehen, wie Deutschland sich moralisch abschafft.

Die Tugenden sind anspruchsvoll und manchmal schwer zu realisieren. Man kann den jungen Studenten bis zu einem gewissen Grade verstehen, der beim Weltjugendtag in Rom 2000 in einem Fernseh-Interview gefragt wurde: Der Papst hält ja sehr an den traditionellen Moralvorstellungen fest, zum Beispiel was Frauenpriestertum und Sex vor der Ehe betrifft. Was halten Sie davon? Der Junge antwortete etwas schnoddrig: Vom Frauenpriestertum verstehe ich nichts. Na ja, und das andere. Ich würde sagen, da ist er so wie meine Oma. Ich tue nicht, was sie sagt, aber sie hat recht (Leo Allah mahabba, S. 274).

Freilich, noch besser ist es, wenn man doch tut, was er sagt, bzw. was unser Herr Jesus Christus sagt. Christus gibt uns da eine großartige Perspektive: Selig, die ein reines Herz haben, denn sie werden Gott schauen (Mt. 5,8).

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba . Im katholischen Fernsehsender EWTN ist er montags um 17.30 Uhr mit der wöchentlichen Sendereihe Schöpfung und Erlösung , die beiden großen Werke Gottes und die Mitwirkung des Menschen, zu sehen.*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet. Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG12061001 - 10.06.2012

Permalink: <http://www.zenit.org/article-24981?l=german>

Jesu Mischpoche

Impuls zum 10. Sonntag im Jahreskreis

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 9. Juni 2012 (ZENIT.org). - Seine Freunde kann man sich bekanntlich selber aussuchen, die Verwandten aber nicht. Unserem Herrn Jesus Christus ging es genauso. Seine allernächsten Verwandten, Maria und Josef waren natürlich von Gott auserwählt und vorbereitet. Sie waren für den mensch- gewordenen Gottessohn Freude und Trost in seinem nicht leichten Erdenleben. Aber dann Onkel und Tante etc. Da gab es eben, wie in jeder menschlichen Familie, solche und solche. Eigentlich ein besonders einleuchtendes Zeichen dafür, dass Gott nicht nur ein Mensch geworden ist, sozusagen freischwebend, sondern dass er tatsächlich alle Befindlichkeiten des menschlichen und vor allem des familiären Lebens auf sich nehmen wollte. Zum Thema Heiligung des Familienlebens gehört nun mal auch, dass man es zum Teil mit weniger angenehmen Verwandten zu tun hat.

Heute hören wir von den Brüdern Jesu, die sich auf den Weg machten, um ihn mit Gewalt zurückzuholen, denn sie sagten: Er ist von Sinnen (Mk 3,21). (Nebenbei gesagt: in den semitischen Sprachen werden Verwandte nicht sprachlich differenziert, sie heißen alle Brüder und Schwestern, auch Onkel, Tanten, Vettern und Cousinsen. Die Jungfrau Maria hatte keine Kinder außer Jesus).

Diese lieben Verwandten des Herrn also entpuppen sich als wahre Spießbürger. Die hohe Mission Jesu haben sie nicht verstanden und wollen sie auch nicht verstehen, denn sie wollen nicht wahrhaben, dass er, den sie ja von Kindesbeinen an kennen, ein wahrhaft Großer ist. Dass er der Messias und Sohn Gottes ist, sowieso nicht; aber das haben die meisten Zeitgenossen Jesu auch nicht erkannt. Dass sie jedoch ihn, der sie alle gewaltig überragt, klein machen wollen und auf ihr Niveau herunterziehen wollen, das ist das, was ihnen eigentlich vorzuwerfen ist. Da bekommt es Gott hautnah mit der Kleinherzigkeit vieler Menschen zu tun. Oft unbewusst, sagen sich heute wie damals viele, die ihre Durchschnittlichkeit erkennen, dass diejenigen, die groß erscheinen, in Wirklichkeit auch nicht besser sind als sie. Wenn der große und von vielen bewunderte Mensch seiner Fehler überführt wird, dann ist er plötzlich nicht mehr groß, und ich selber bin nicht mehr so klein. Ein bekanntes Nachrichtenmagazin lebt seit Jahrzehnten davon, dass es immer wieder, neben guter Berichterstattung, über bedeutende Persönlichkeiten gehäuft Negatives berichtet. Das allein wäre nicht schlimm, kann im Gegenteil hilfreich sein, aber dahinter erkennt man oft die hämische Auffassung: seht ihr, der große Mann ist nicht wirklich groß. Und der kleine Mann schließt daraus: dann bin ich selbst eigentlich gar nicht so klein.

Die Verwandten Jesu ärgern sich und meinen, dass er die Familie in Verruf bringt, wenn er mit seinen Jüngern durch die Lande zieht, predigt, Kranke heilt und sich mit Zöllnern und Sündern abgibt.

Welche Botschaft enthält das Evangelium nun für uns? Natürlich erkennen wir den eklatanten Irrtum dieser Leute. Aber wir müssen uns gleichzeitig davor hüten, uns nun unsererseits über ihre Entrüstung zu entrüsten.

ZENIT

Zum anderen können wir wie immer von der Haltung Jesu lernen. Er reagiert mit Geduld, er schimpft nicht. Selbst dann nicht, als die Pharisäer ihm unterstellen, dass er mit dem Anführer der Dämonen die Dämonen austreibt. Er legt einfach dar, dass das unlogisch wäre.

Als schließlich die Verwandten vor der Tür stehen und nach ihm verlangen, da eröffnet er den Blick auf eine neue Art von Familie. Seine eigentlichen Verwandten sind die, die den Willen Gottes erfüllen. Scheinbar ist er auch gegen seine Mutter abweisend, die ja mitgekommen ist. In Wirklichkeit aber erkennt man in seinen Worten *Wer den Willen Gottes erfüllt, der ist für mich Bruder, Schwester und Mutter* ein großes Kompliment für seine Mutter Maria. Ist sie doch diejenige, die in vollkommener Weise den Willen Gottes erfüllt.

Fragen wir uns gelegentlich, wenn wir das Vaterunser beten: bei den Worten *Dein Wille geschehe!*, meine ich das ehrlich? Denke ich nicht oft: *mein Wille geschehe?*

Natürlich kommt das vor. Wichtig ist nur, dass wir es erkennen. Die Jungfrau Maria wird uns sicher immer wieder helfen, die Absicht zu läutern, und dadurch stets neu am Familienleben Jesu teilnehmen zu können.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba.*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet. Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org.

Sakrament als Quelle der Freude

Impuls zu Fronleichnam 2012

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 6. Juni 2012 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Am 1.1.1638 wurde in Kopenhagen Niels Stensen geboren. Er war ein leidenschaftlicher Sucher nach der Wahrheit. Zunächst auf dem Gebiet der Naturwissenschaft, wo einige wichtige Entdeckungen auf ihn zurückgehen.

Von Haus aus Protestant trat er 1667 in Italien zum römisch katholischen Glauben über. Es wird berichtet, dass er zum katholischen Glauben fand, als er eine Fronleichnamsprozession in Florenz sah und sich angesichts der vielen Menschen, die vor dem Allerheiligsten das Knie beugten, sagte: entweder sind alle diese Menschen nicht bei Sinnen oder es ist wahr, was sie sagen.

Das Fronleichnamsfest, das wir wenige Tage nach dem Dreifaltigkeitsfest feiern, will das unglaubliche Geschenk des Herrn an die Menschheit mit Freude und Jubel feiern. Zwar unter dem Schleier des Sakraments, aber doch real, will der Herr wahr machen, was er durch den Heiligen Geist in der Schrift sagt: Meine Wonne ist es, unter den Menschen zu sein (Spr 8,23 ff).

Aber, so könnten wir fragen, hätte da nicht das Fest Gründonnerstag genügt, an dem wir ja die Einsetzung der Eucharistie begehen? Dass die katholische Kirche im Jahre 1264 ein neues Fest einrichtete, das fern von der Trauer der Karwoche die Eucharistie als einen besonderen Grund zur Freude feiern wollte, zeigt, neben dem eigentlichen Sinn dieses Festes, wie sehr der Kirche die Freude der Menschen am Herzen liegt. Und vor allem, wie sehr es zur Ehre Gottes beiträgt, wenn sich die gebotene Dankbarkeit der Christen in der Freude ausdrückt. Der christliche Glaube ist grundsätzlich auf Freude gestimmt, und jedes in Gott begründete Frohsein will die Kirche den Menschen weitergeben, nach dem Wort des hl. Paulus: Freut euch allezeit im Herrn! (Phil 4,4). Der Zusatz ist allerdings entscheidend: im Herrn !

Das größte Hindernis, das uns begegnet, wenn wir Andersgläubigen die Eucharistie im allgemeinen und das Fronleichnamsfest im Besonderen nahebringen wollen, liegt nicht so sehr im Begreiflichmachen des Geheimnisses, dass nämlich in diesem unscheinbaren Gebilde, das wie Brot aussieht, Christus der Herr ist, als vielmehr in der Gleichgültigkeit und Lauheit der Katholiken. Würden alle, oder wenigstens eine große Zahl von Teilnehmern in ihrem Verhalten zeigen, dass sie an das Geheimnis glauben, würde sicher manch einer diesem Glauben näher treten. Schön und traditionsreich ist z.B. die Prozession in Köln, die Mutter aller Fronleichnamsprozessionen, und sicher sind viele der Teilnehmer bei allem Traditionsdrumunddran sehr mit dem Herzen dabei. Wenn aber der unvoreingenommene Zuschauer sieht, wie der Zug an Restaurantterrassen vorbeizieht, wo die Gäste in gelöster Stimmung bei Schweinshaxen und Bier sitzen und sich unterhalten, und dann gerade noch mit einem vielleicht gönnerhaften Lachen wahrnehmen, wie der Herr des Himmels und der Erde an ihnen vorüberzieht, ohne dass sie das im geringsten berührt, dann kann die beste Glaubensbereitschaft rasch dahinschwinden.

ZENIT

Dabei gibt es eine nicht geringe Anzahl von Menschen, die dem katholischen Glauben aufgeschlossen gegenüber stehen, speziell auch dem Glauben an die Eucharistie. Es berührt einen schmerzlich, wenn man gelegentlich von evangelischen Mitchristen hört, dass sie sich danach sehnen, an der katholischen Eucharistie teilzunehmen, aber respektieren, dass es nicht geht (noch nie habe ich übrigens gehört, dass Katholiken einen besonderen Wunsch geäußert hätten, am evangelischen Abendmahl teilzunehmen).

Sagen wir es einmal deutlich, wir haben da einen gewaltigen Schatz in Händen, der vielen Katholiken wenig oder gar nichts bedeutet. Gerade dann, wenn der Sonntagsgottesdienst sich primär auf das Mitmenschliche konzentriert, kommt es oft vor, dass der eigentliche Mittelpunkt, der eucharistische Herr kaum beachtet wird. Woran liegt das? Ist uns die Eucharistie zu selbstverständlich geworden?

Und wenn alle zur Kommunion gehen und keiner beicht, möchte man sich eigentlich wünschen, dass die Kirche heute noch einmal ein neues Fest einführt, eines, das in besonderer Weise das Beichtsakrament herausstellt.

Freude garantiert.

Und zwar eine Freude aufgrund einer sehr persönlichen Beziehung zum Herrn, denn Christus will durch sein Erlösungswerk, das sich in den Sakramenten niederschlägt, nicht die Menschheit froh machen, sondern jeden einzelnen Menschen, und Sie und mich. So persönlich sah es der hl. Niels Stensen, wenn er betete: Jesus, sis mihi Jesus. Jesus, sei mir Jesus .

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG12060103 - 01.06.2012

Permalink: <http://www.zenit.org/article-24925?l=german>

Dogma und Leben

Impuls zum Dreifaltigkeitssonntag

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 1. Juni 2012 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Nachdem das große Heilswerk des Herrn mit dem Pfingstereignis seinen eindrucksvollen Abschluss gefunden hat, folgen im Kirchenjahr, das ja dieses Heilswerk im Jahresrythmus abbildet, noch eine Reihe von Festen, die man theologische Feste nennen könnte. Es ist fast so, als ob die Kirche nach der Ausgießung des Heiligen Geistes mit frischem Mut alles Wichtige ihres Glaubens noch einmal überdenkt und in liturgischer Weise darstellt. So ist der Sonntag nach Pfingsten, alles vorherige zusammenfassend, dem erhabensten Geheimnis gewidmet, das die Kirche besitzt, der Allerheiligsten Dreifaltigkeit.

Es ist sicher der Wille Gottes, dass wir dieses Geheimnis zu verstehen suchen, aber es ist natürlich geboten und in sich logisch, dass wir am Ende sagen: wir verstehen es zwar im letzten nicht, aber wir verehren das Geheimnis. Logisch, weil Gott nicht der unendliche Gott wäre, wenn wir endliche Wesen ihn ganz verstehen könnten.

Aber schauen wir, was man mit menschlichen Worten sagen kann!

Da ist der Vater, der die Welt erschafft. Als diese auf Abwege gerät, sendet er seinen Sohn, der sie erlöst. Und schließlich, nachdem der Sohn seine Mission erfüllt hat, schickt er den Parakleten, der in die ganze Wahrheit einführt (Joh 15,13) und das Werk der Heiligung vollendet (4. Eucharistisches Hochgebet). Die Kirchenväter haben das Wesen des dreifaltigen Gottes mit diesem Bild angedeutet: der Vater wirkt mit beiden Händen in die Welt hinein. Die eine Hand ist der Sohn, der in seiner Menschwerdung den unendlichen Abgrund zwischen Gott und den Menschen überbrückt und dabei die schuldig gewordene Menschheit wieder mit dem Vater versöhnt. Die andere Hand ist der Heilige Geist, der das Wirken des Sohnes weiterführt und vollendet. Das Bild ist, wie alle Bilder, die man sich von Gott macht, unvollkommen.

Vielleicht könnte man denken: wenn die beiden Hände Gottes Willen ausführen, sind sie geringer als dieser. Das natürlich nicht. Es heißt ausdrücklich: der Sohn ist dem Vater wesensgleich. Ebenso der Heilige Geist. Wir können aber nun besser verstehen, warum sich die Theologen der ersten Jahrhunderte so schwer damit taten, die drei göttlichen Personen und ihre Einheit zu definieren. Und immer wieder verhalfen die häufig auftretenden Irrlehren dazu, dass man das Dogma deutlicher formulierte.

Damals wurde den Christen klar, dass eine gute Theologie eine gute Philosophie braucht. Die Philosophie der Griechen, deren Leistungen für die europäische Kultur wir gar nicht hoch genug einschätzen können, lieferte das gedankliche und sprachliche Rüstzeug. Gerade bei der Rede von den drei göttlichen Personen ist es z.B. von größter Bedeutung, dass man genau unterscheidet, was eine Person (griech. hypostasis, lat. persona) ist, und was das Wesen ist (griech. ousia, lat. substantia, natura). Denn Gott ist drei Personen, zugleich aber eines Wesens .

ZENIT

Das gleiche Wortspiel um Person und Wesen begegnet uns später bei der Betrachtung des Gottmenschen Jesus Christus. Christus ist in zwei Naturen doch nicht zwei Personen, sondern eine einzige Person. Im Deutschen wie im Griechischen lässt sich das durch die Zusammenziehung der zwei Hauptwörter Gott und Mensch (Theos und anthropos) anschaulich ausdrücken.

Der Philosoph Robert Spaemann sagt mit Blick auf die Dreifaltigkeit, dass eine Einpersonalität Gottes gar nicht denkbar ist, denn nur in der Gemeinschaft ist man Person. Ein anderes Vernunftargument ist das des Hl. Augustinus, das in unserer Zeit C.S. Lewis aufgreift: wenn Gott die Liebe ist, muss er aus mehreren Personen bestehen.

In der Hl. Schrift, die die großen Wahrheiten in anderer Weise, nicht lehrbuchmäßig, ausdrückt, ist von der Heiligsten Dreifaltigkeit mehrfach die Rede, allerdings meistens verhüllt. Im Buch Genesis sagt Gott: Lasst uns den Menschen machen als unser Abbild. Das Hebräische kennt keinen Pluralis maiestatis. Das Wir lässt also auf mehrere schließen. Andererseits besteht das Alte Testament immer wieder darauf, dass Gott ein einziger ist. Wenn beide Aussagen zusammen gesehen werden, haben wir das Geheimnis der Dreifaltigkeit.

Ebenfalls im Alten Testament haben wir ein sehr aussagestarkes Bild, das uns zugleich einen Hinweis darauf gibt, dass das Dogma von der Dreifaltigkeit keineswegs eine Spezialität nur für Fachtheologen ist, sondern mit dem Leben der Menschen zu tun hat. Dort wird ebenfalls im Buch Genesis berichtet, wie Abraham eines Tages in Mambre sich unter einem schattigen Baum der Betrachtung der Geheimnisse Gottes hingibt, besonders der Frage, warum ihm Gott eine zahlreiche Nachkommenschaft verheißt, er aber und seine Frau Sarah in Wirklichkeit kein einziges Kind hervorgebracht haben. Während er nun dort in der Mittagshitze sitzt und nachdenkt (oder vielleicht nur döst), kommen drei Männer auf ihn zu, denen er sogleich ansieht, dass sie etwas Besonderes sein müssen. In seiner großen Gastfreundschaft lädt er sie zu einer Erfrischung ein, die aber ein ausgewachsenes Festmahl wird. Die Art und Weise, wie die drei Männer mit ihm reden, ist außerordentlich seltsam. Man hat den Eindruck, dass einer redet, und dann wieder, dass mehrere reden: Und der HERR erschien ihm bei den Terebinthen von Mamre, als er bei der Hitze des Tages am Eingang des Zeltes saß. Und er hob seine Augen auf und sah: und siehe, drei Männer standen vor ihm; sobald er sie sah, lief er ihnen vom Eingang des Zeltes entgegen und verneigte sich zur Erde und sagte: Herr, wenn ich denn Gunst gefunden habe in deinen Augen, so geh doch nicht an deinem Knecht vorüber! Man hole doch ein wenig Wasser, dann wascht eure Füße, und ruht euch aus unter dem Baum! Ich will indessen einen Bissen Brot holen, dass ihr euer Herz stärkt; danach mögt ihr weitergehen; wozu wäret ihr sonst bei eurem Knecht vorbeigekommen? Und sie sprachen: Tu so, wie du geredet hast! (Gen 18,1 ff).

Und dann heißt es weiter:

Und sie sagten zu ihm: Wo ist deine Frau Sara? Und er sagte: Dort im Zelt. Da sprach er: Wahrlich, übers Jahr um diese Zeit komme ich wieder zu dir, siehe, dann hat Sara, deine Frau, einen Sohn. Und Sara horchte am Eingang des Zeltes, der hinter ihm war. Abraham und Sara aber waren alt, hochbetagt; es erging Sara nicht mehr nach der Frauen Weise. Und Sara lachte in ihrem Innern und sagte: Nachdem ich alt geworden bin, sollte ich noch Liebeslust haben? Und auch mein Herr ist ja alt! Da sprach der HERR zu Abraham: Warum hat Sara denn gelacht und gesagt: Sollte ich wirklich noch gebären, da ich doch alt bin? Sollte für den HERRN eine Sache zu wunderbar sein? Zur bestimmten Zeit komme ich wieder zu dir, übers Jahr um diese Zeit, dann hat Sara einen Sohn (Gen 18,9 ff).

Die Kirche hat in dieser Begebenheit mit den drei Männern (Engeln) eine Art Vorbild auf die Heiligste Dreifaltigkeit gesehen. In den ostkirchlichen Ikonen gilt diese sehr häufig dargestellte Szene als Bild der göttlichen Dreieinigkeit. So recht nach ostkirchlicher Art, wo man das Geheimnis gern im Indirekten ausdrückt.

ZENIT

Uns aber ein Hinweis darauf, dass alle theologischen Aussagen, so abstrakt und abgehoben sie manchmal auf den ersten Blick erscheinen, immer auch mit dem gewöhnlichen Leben der Menschen zu tun haben. Und kann man nicht auch im Geheimnis der Dreifaltigkeit das Urbild der menschlichen Familie erkennen?

In der kommenden Woche setzt sich die Reihe der theologischen Feste fort mit dem Fronleichnamsfest
Geheimnis des Glaubens!

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba.*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org.

Geist der Heiligkeit

Impuls zum Pfingstfest

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 25. Mai 2012 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Der Heilige Geist, die dritte Person des dreifaltigen Gottes, steht auf den ersten Blick ein wenig im Schatten der anderen zwei göttlichen Personen. Der hl. Josefmaria nennt ihn den „Großen Unbekannten“. Das Wort klingt verfremdend, als wäre es ein amerikanischer Filmtitel, aber Verfremdung kommt tatsächlich immer wieder vor beim Nachdenken und Sprechen über den göttlichen Geist.

Immer wenn wir versuchen, uns mit unserem begrenzten menschlichen Erkenntnisvermögen dem Geheimnis der Dreifaltigkeit anzunähern, drei Personen und doch nur ein Gott, stellen wir fest, dass wir uns den Vater und den Sohn relativ gut vorstellen können: Jesus, den Sohn Gottes, am einfachsten, da er nicht nur Gott, sondern auch Mensch ist und auch ausdrücklich gesagt hat, dass seine Menschheit die Gottheit widerspiegelt. Überdies sagt er zu Philippus: „Wer mich sieht, sieht den Vater“ (Joh 12,45). Auch der Ewige Vater, der keine Gestalt hat, ist aufgrund dieses Wortes Jesu in gewissem Sinne vorstellbar, zumal jeder Mensch einen Begriff von Vaterschaft hat, jeder hat ja einen Vater und kann diese Vorstellung auf den unendlich großen Vater übertragen.

Vom Heiligen Geist jedoch können wir uns kein Bild machen. Die überlieferten Bilder, Taube, Feuerflamme, Wasserrauschen, Windesbrausen, sind nur Symbole, die den Gemeinten zusätzlich verfremden. Kein Wunder, dass die christliche Theologie in den ersten Jahrhunderten Schwierigkeiten hatte, dem Heiligen Geist die gleichen Eigenschaften (unendlich vollkommen, allmächtig, allwissend etc.) zuzuschreiben wie den anderen beiden göttlichen Personen. Es gab sogar die Irrlehre des sog. Subordinationismus, so als wäre der Heilige Geist den anderen beiden Personen unter- oder nachgeordnet.

Ich glaube, es ist eines der vielen Zeichen der Güte und Barmherzigkeit Gottes, dass er im christlichen Altertum eine ganze Reihe von Irrlehren zuließ, denn diese führten dazu, dass die Christen, die damals wie zu allen Zeiten zur Bequemlichkeit neigten, sich in der Auseinandersetzung mit diesen Häresien mit besonderem Einsatz bemühten, die dogmatische Wahrheit so klar und unmissverständlich wie möglich zu formulieren. Hier bewahrheitete sich wieder einmal das Wort des hl. Paulus: „Denen, die Gott lieben, gereicht alles zum Guten“ (Röm 8,28). Ohne die Irrlehren wäre es vielleicht nie zu klaren Glaubensaussagen gekommen.

Beschäftigt man sich länger mit dem Wirken des Heiligen Geistes geht einem auf, dass eigentlich alles, was in der Welt gut ist, auf den Heiligen Geist zurück geht. Er schafft im Anfang das Leben auf unserer Erde (Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde, und die Erde war wüst und wirr. Und der Geist Gottes die Ruach schwebte (wörtlich: brütete) über der Urflut , vgl. Genesis 1,1-2). Er schafft im Schoß der Unbefleckten Jungfrau Maria durch seine Überschattung göttliches Leben, den Erlöser. Das heißt, er bewirkt Lebendiges im natürlichen und im übernatürlichen Bereich.

Auch im geistigen Leben der Völker – auch da, wo es gar nicht um Religion geht – wirkt der Heilige Geist. Wahre Kunst versteht sich als inspiriert. Das Wort kommt von Spiritus Sanctus. Nur der zweitklassige

ZENIT

Künstler (Philosoph, Musiker, Theaterschaffender etc.) meint, dass seine Inspiration aus seinem eigenen genialen Inneren kommt – der Irrtum des romantischen Geniebegriffs. Große Kunst verdankt sich dem Heiligen Geist. Man denkt unwillkürlich an die Äußerung des Komponisten Salieri in dem Film *Amadeus*, der so von der Musik Mozarts beeindruckt ist, dass er sie die *Stimme Gottes* nennt.

Wenn nun der Geist Gottes bei allem, was lebendig und gut ist im Leben der Menschen, die eigentliche Ursache ist, so ist es ihm selbst doch am angelegensten, jeden einzelnen Menschen zu den Höhen der Heiligkeit, und damit zu seiner wahren Vollendung und Fülle zu führen. Jedem einzelnen Menschen widmet er sich immer vorausgesetzt, dass dieser das will und führt ihn in seinem Inneren. Die Sakramente, die der Mensch zur Heiligkeit braucht, werden individuell gespendet. Das Wirken des Geistes wird bei jedem Sakrament durch die Geste der Hände des Priesters dargestellt, die wie eine Überschattung aussieht, besonders deutlich bei der Epiklese der Hl. Messe. Und noch individueller, wenn man so will, ist das Wirken des Heiligen Geistes bei dem wichtigsten Beitrag des Menschen zu seinem Heiligwerden, dem Gebet. Paulus sagt in Röm 8,26: Wenn wir nicht wissen, wie wir beten sollen, tritt der Geist für uns ein mit unaussprechlichen Seufzern. Damit will er sagen, das Gebet, gemeint ist das betrachtende Gebet, ist nicht in erster Linie unsere Leistung (da kämen wir nicht weit), sondern es ist ein Werk des Heiligen Geistes.

Was der Heilige Geist in den Herzen der Gläubigen wirkt, ist in unnachahmlicher Weise schon bei den Kirchenvätern geschildert. So schreibt der hl. Basilius der Große:

Durch den Heiligen Geist geschieht die Wiedereinsetzung ins Paradies, der Aufstieg zum Himmelreich, die Rückkehr zur Sohnschaft. Er verleiht die Zuversicht, GOTT Vater zu nennen, Gemeinschaft zu gewinnen an der Gnade Christi, Kind des Lichtes zu heißen, an der ewigen Glorie Anteil zu haben, um es kurz zu sagen: in der Fülle des Segens zu leben in dieser Welt und in der zukünftigen, indem wir die Gnade der Güter, die uns in der Verheißung hinterlegt sind und deren Genuss wir durch den Glauben erhoffen, im Spiegel zu schauen, als ob sie schon gegenwärtig wären. Denn wenn schon das Unterpfang derartig ist, wie wird dann das Vollkommene sein? Und wenn schon die Erstlinge so sind, wie wird die Fülle des Ganzen sein? (Hl. Basilius: Über den Heiligen Geist 15,16).

Halten wir uns wie damals die Apostel an der Jungfrau Maria fest, sie hat den Heiligen Geist nicht nur geistig, sondern auch körperlich erlebt. Sie möge uns zu ihm hinführen, der noch mehr als wir selber daran interessiert ist, dass wir zur Heiligkeit gelangen.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba.*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet. Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org.

ZG12051810 - 18.05.2012

Permalink: <http://www.zenit.org/article-24844?l=german>

Nicht von dieser Welt

Impuls zum 7. Sonntag der Osterzeit

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 18. Mai 2012 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Es ist eine spannungsvolle Zeit, die zehn Tage zwischen der Himmelfahrt des Herrn und dem Pfingstfest. Selbst über einen zeitlichen Abstand von fast 2.000 Jahren können wir es gut nachvollziehen, wie damals die Jünger in Jerusalem sich einerseits in einem Wechselbad der Gefühle befanden (der geliebte Meister ist ihnen genommen, er hat aber versprochen, immer bei ihnen zu bleiben), andererseits aber in einer tiefen Sammlung verharren konnten dadurch, dass sie genau das befolgten, was Jesus ihnen gesagt hatte, nämlich Jerusalem nicht zu verlassen und sich im Abendmahlssaal bereit zu halten für das Kommen des Heiligen Geistes. Dabei werden sie zwei Gedanken immer wieder betrachtet haben, die Jesus ihnen eingeschärft hatte. Erstens, dass sie nicht von der Welt sind so wie Jesus selbst, und zweitens, dass sie seine Freude in Fülle haben werden .

Die Perikope dieses 7. Ostersonntags besteht fast ausschließlich aus einem Gebet Jesu zu seinem himmlischen Vater. Immer wieder bittet er für die Seinen, die in der Welt sind. Wenn wir den Text genau lesen, erkennen wir auch, zu was das führt, dass sie nicht von dieser Welt sind . Er sagt: Ich habe ihnen dein Wort gegeben, und die Welt hat sie gehasst, weil sie nicht von der Welt sind (Joh 17,14). Das gilt natürlich für alle Christen, dass die Welt uns hasst, weil wir sein Wort bekommen und angenommen haben. Zu allen Zeiten, aber in unserer Zeit der Gottvergessenheit (Benedikt XVI.) fällt es uns Christen besonders schwer, diese Spannung, diesen Hass der Welt auszuhalten. Es macht uns zu schaffen, wenn die Medien uns immer wieder die Verfehlungen einiger Kirchenleute um die Ohren schlagen, dagegen aber grundsätzlich nie über die vielen positiven Dinge in der Kirche berichten. Und wenn bei der Berichterstattung über den Kirchentag in Mannheim ausschließlich diejenigen Beachtung durch die Medien finden, die mit großem Ernst und Verantwortungsbewusstsein die Kirchenführung kritisieren und Veränderungen fordern. Könnte es denn vielleicht sein, dass auch in der Kirche selbst einige Elemente doch von der Welt sind. Nach so vielen Jahren beständigen Trommelfeuers müsste es doch jeder gemerkt haben, dass es sich bei den geforderten Reformen in Wirklichkeit um Veränderungen handelt. Wieso sieht man das nicht, dass alle diese Reformen , das Frauenpriestertum, die Abschaffung des Zölibats und die Lockerung der Sexualmoral in anderen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften schon längst erfolgt sind, ohne dass dort ein Aufblühen festzustellen wäre.

Um es deutlich zu sagen: Das Nicht-von-der-Welt-sein heißt eben auch gelegentlich, zu den Forderungen der Welt nein zu sagen. Dass das nicht immer leicht ist, und dass es viel angenehmer wäre, wenn das eine oder andere Nachrichtenmagazin oder die eine oder andere Talkshow der katholischen Kirche Lob spendete, ist klar. Das ist ja auch der Grund, warum Jesus den Vater nicht bittet, dass du sie aus der Welt nimmst, sondern dass du sie vor dem Bösen bewahrst (Joh 17,16). Auch wir brauchen, genau wie die Jünger damals, die Hilfe des Heiligen Geistes. Aber mit dieser Hilfe können wir ganz sicher rechnen.

Und wir werden seine Freude in Fülle haben (Joh 17,15).

ZENIT

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG12051608 - 16.05.2012

Permalink: <http://www.zenit.org/article-24832?l=german>

Der Herr wird wiederkommen, wie er jetzt aufgefahren ist

Impuls zum Fest Christi Himmelfahrt

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 16. Mai 2012 (ZENIT.org). - Ihr Männer von Galiläa, was steht ihr da und schaut zum Himmel? sagen zwei Männer in weißen Gewändern zu den Aposteln, nachdem der Herr zum Himmel aufgefahren ist. Die Frage der Engel enthält einen Ansporn, fast eine Kritik. So als wollten sie sagen: Ihr sucht Christus, der diese Welt verlassen hat, aber ihr sollt ihn nicht oben in der Luft suchen. Er ist aus der sichtbaren Welt in die unsichtbare Welt hinüber gegangen.

In der Tat, immer wenn wir das Credo beten, sprechen wir von diesen beiden Welten. Was ist nun diese unsichtbare Welt? Gibt es so etwas wie ein Paralleluniversum? Oder ist sie nur eine eingebildete Welt? Ein Wolkenkuckucksheim?

Das Fest Christi Himmelfahrt kann uns daran erinnern, dass wir uns als Christen immer wieder klarmachen müssen: diese sichtbare Welt, in der wir jetzt leben, ist nicht alles. Darin wissen wir uns auch mit vielen Nicht-Christen einig. Alle Religionen sprechen vom Jenseits. Aber erst durch Jesus Christus ist uns die jenseitige Welt als etwas absolut Erstrebenswertes erklärt worden. In der frommen Sprache des Glaubens: Christus hat uns den Himmel aufgeschlossen. Das Schicksal des Menschen nach dem Tod war bis zur Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn ein eher düsteres. Es gab die Unterwelt, den Hades. Die elysischen Gefilde waren den Göttern vorbehalten. Selbst die frommen Hebräer kannten im Prinzip nur den Scheol, die Unterwelt. Die Gerechten des Alten Bundes befanden sich in einer Art Wartestand. Das höchste der Gefühle war der Schoß Abrahams, in dem im Gleichnis Jesu vom reichen Prasser der arme Lazarus ausruht von seinem elenden irdischen Leben. Aber der Himmel, die selige Anschauung Gottes und damit das höchste denkbare Glück, war verschlossen.

Heute denken wir an den Tag, an dem Christus diesen so anderen Seinsbereich für den Menschen zugänglich gemacht hat. Wir sagen gerne leichtfertig: der verstorbene Vater, die verstorbene Mutter sind inzwischen sicher schon im Himmel, so als wäre das eine Selbstverständlichkeit. Oder noch leichtsinniger, besser gesagt alberner: Wir kommen alle, alle in den Himmel, weil wir so brav sind. So zu reden (oder zu singen) würde bedeuten, das Erlösungswerk Christi ins Lächerliche und Banale herabzuziehen. Es hat ihn nämlich unsagbar viel gekostet. Und wir sollten es nicht einfach so entgegen nehmen.

Die ernstesten Worte der beiden Engel zu den Männern von Galiläa können auch wir uns zu Herzen nehmen. Nach wie vor ist der Himmel nicht oben, in der Stratosphäre oder im schwarzen Weltraum. Er ist um uns herum, aber nicht im üblichen Sinne lokalisierbar. Es ist ein anderer Seinsbereich. Das Tor zu dieser anderen Welt ist der Tod. Unsere fünf Sinne können uns über jene Welt nichts aussagen, sie beschränken sich auf die Erkenntnis der diesseitigen Welt. Wenn wir aber das Jenseits von hier aus gar nicht sehen können, wie können wir dann etwas darüber aussagen? Eben das ist der Punkt: Gott selber, der Schöpfer dieser und aller sonst

ZENIT

noch denkbaren Welten, hat uns in seiner väterlichen Liebe mitgeteilt, wie es dort ist. Und wie man es erreicht, dort nicht in eine Düsternis, sondern in ein helles Licht zu gelangen. Wir nennen diese Selbstmitteilung Gottes die Offenbarung. Der Mensch konnte nicht von selbst darauf kommen. Wohl kann der Mensch mit seinen irdischen Möglichkeiten erkennen, dass es Gott gibt (die Schöpfung setzt einen Schöpfer voraus), aber er kann nicht wissen, wie Gott ist. Das wissen wir und das ist genauso zuverlässig wie naturwissenschaftliche Erkenntnisse es in ihrem Bereich sind von den Propheten des Alten Bundes, und dann besonders vom menschgewordenen Gottessohn selbst, Jesus Christus, der uns nicht nur mitteilt, wie es dort oben ist, sondern der uns durch seinen Tod, seine Auferstehung und Himmelfahrt eine Eintrittskarte zu diesen Herrlichkeiten schenkt.

Noch einmal: um diese jenseitige Welt wahrzunehmen, haben wir keine Sinne. Sie erschließt sich uns nur im Glauben. Aber der verleiht uns mehr Sicherheit als alle Sinneswahrnehmung.

Die Männer in den weißen Gewändern kündigen an: Der Herr wird wiederkommen, wie er jetzt aufgefahren ist .

Warten wir nicht bis dahin, halten wir es lieber wie die Freunde Jesu: Die Jünger gingen voll Freude und Optimismus an ihre Arbeit. Auf den Ikonen der Ostkirche werden sie dargestellt, wie sie sich aufmachen, den Missionsbefehl Christi in alle Welt zu tragen. In ihrer Mitte geht Maria.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet. Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG12051109 - 11.05.2012

Permalink: <http://www.zenit.org/article-24806?l=german>

Liebe und tu, was du willst

Impuls zum 6. Sonntag der Osterzeit

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 11. Mai 2012 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Am Beispiel der Apostel sehen wir im heutigen Evangelium, dass Jesus die Menschen sehr liebt. Gewiss, theoretisch ist uns das ganz klar, denn jeder weiß: Gott ist die Liebe. Aber dass es sich um eine schier grenzenlose Liebe handelt, so weit wollen wir meistens nicht gehen oder aber so etwas können wir uns nicht vorstellen. Die hl. Katharina von Siena sagt: Gott ist dem Menschen gegenüber *philocaptus*, eine merkwürdige griechisch-lateinische Wortmischung. Er ist wie ein Gefangener in seiner Liebe zum Menschen. Der hl. Josefmaria drückt das gleiche mit dem spanischen Wort *chiflado* aus, was so viel bedeutet wie verrückt vor Liebe. Manch einer, der die Übertreibungen der Verliebten kennt, meint vielleicht, das könne man doch auf Gott nicht anwenden.

Aber hier sollen wir uns nicht am Wort stoßen. Man kann das gleiche auch vornehm-philosophisch ausdrücken. Zum Beispiel so: die Liebe ist die einzige Tugend, die kein Maß kennt, für alle anderen Tugenden gilt: *in medio virtus* (die Tugend liegt in der Mitte). Und tatsächlich: nur dem unendlichen Gott ist eine solche unendliche Maßlosigkeit zuzutrauen.

Und dann kommt noch hinzu, dass Gott mit dieser unbegreiflich großen Liebe nicht nur die großen Heiligen liebt, sondern jeden von uns.

Das kann uns begeistern, es kann uns aber auch befangen machen, weil wir aus Erfahrung wissen, dass da etwas auf uns zukommt. Und das Wort Gottesliebe ist ja auch in doppelter Richtung zu verstehen (sich von Gott geliebt wissen und selber Gott lieben).

In der Tat, es kommt etwas auf uns zu: im heutigen Evangelium sagt der Herr uns wieder einmal, dass wir ihm nachfolgen, ihn nachahmen sollen: Das ist mein Gebot: Liebt einander, so wie ich euch geliebt habe! (Joh 15,13) Damit hat er das alte Doppelgebot der Liebe noch erweitert, das da lautete: Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist der einzige Herr. Darum sollst du den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen und ganzer Seele, mit all deinen Gedanken und all deiner Kraft. Als zweites kommt hinzu: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Kein anderes Gebot ist größer als diese beiden (Dt, 6,4-5). Wenn wir unseren Nächsten lieben so wie wir uns selbst lieben, ist das schon sehr gut, denn kaum einer hasst sich selbst. Aber Jesus geht in seiner Maßlosigkeit weiter: wir sollen den Nächsten so lieben wie er uns geliebt hat. Hier wird tatsächlich eine Schwelle überschritten, wo es uns eigentlich schwindeln müsste. So lieben wie Jesus liebt?

Allerdings finden wir praktisch denkend wie wir sind immer wieder schnell zum bürgerlichen Mittelmaß, wenn nicht sogar zur bloßen *political correctness* zurück.

Aber gibt es nicht doch einige oder wenigstens einen Menschen, von dem wir sagen können, dass er so liebt wie Jesus liebt? Ganz gewiss, es ist die Jungfrau Maria, die nicht nur sündenlos ist, sondern die tatsächlich in

ZENIT

vollkommener Weise die Nachfolge Christi, ihres Sohnes lebt. Sie liebt Gott und die Menschen uneingeschränkt, und genau wie er lässt sie sich von der Undankbarkeit der Menschen nicht abschrecken. Ihre Menschenliebe ist vor allem mütterliche Besorgtheit, sie sieht mit Entsetzen, wie viele ihrer Kinder ins Verderben laufen, und zwar volle Kraft voraus. Nur aus ihrer großen Liebe erklärt es sich, dass Maria in den letzten zwei Jahrhunderten so häufig auf Erden mahnend erscheint und die damit verbundenen Risiken in Kauf nimmt (Unglaube der Menschen, Gefahr falscher Erscheinungen, Nicht-Akzeptanz durch die Kirche). Es sind nun bald schon hundert Jahre vergangen, seit die Gottesmutter in dem kleinen Ort Fatima in Portugal erschienen ist. Paul Claudel nennt Fatima den massiven Einbruch des Übernatürlichen in unsere Welt .

Dieser 6. Sonntag der Osterzeit fällt in diesem Jahr auf den 13. Mai, den eigentlichen Tag der Erscheinungen unserer Lieben Frau in Fatima. Von Mai bis Oktober des Jahres 1917 erschien sie drei Hirtenkindern, Lucia, Francisco und Jacinta und bat, wie immer, um Gebet für die Bekehrung der Sünder: Man soll Gott den Herrn nicht noch mehr beleidigen, der schon zuviel beleidigt worden ist. Mehr als die Androhung eines Strafgerichts könnten uns diese erschütternden Worte einer besorgten Mutter davon überzeugen, dass die Sünde etwas ist, das man unbedingt meiden muss.

Maria ist auch Prophetin. Damals sagte sie voraus, dass Russland seine Irrtümer auf der ganzen Welt verbreiten wird , was ja auch geschehen ist (welches diese Irrtümer sind, braucht wohl nicht eigens erwähnt zu werden). Aber der Ausblick ist tröstlich: Russland wird sich bekehren, und der Welt wird eine Zeit des Friedens geschenkt werden . Ob Russland sich inzwischen bekehrt hat, ist schwer zu sagen. Wie alle Menschen haben die Russen gegenwärtig zumindest die Gelegenheit dazu, nachdem der gottlose Kommunismus wie ein Kartenhaus zusammen gebrochen ist. Allerdings verlangt Maria, so wie Jesus, dass wir Menschen zu diesem Frieden beitragen. Der Hl. Vater sollte die Welt und besonders Russland dem Unbefleckten Herzen weihen. Man könnte sagen: eine Kleinigkeit. Aber schon Pius XII. ist an dieser Forderung gescheitert, er hat die Welt dem Herzen Mariens geweiht, aber dabei Russland nicht eigens erwähnt. Der sel. Johannes Paul II. hat mehrmals zu dieser Weihe angesetzt, bis er schließlich am 25. März 1984 diese Weihe auf dem Petersplatz in Rom vollzog. Er selbst hatte die mütterliche Hilfe Mariens am 13. Mai 1981 erfahren, als er um ein Haar das Opfer eines Attentats geworden wäre, wenn nicht sie, wie er sagte, die Kugel abgelenkt hätte.

Die Ereignisse von Fatima, ja dieser der Muttergottes gewidmete Monat Mai ganz allgemein, wollen uns anregen, in der Gottes- und Nächstenliebe einen guten Schritt voran zu tun. Denn wer in der Liebe vollkommen ist, kann eigentlich nicht mehr sündigen. So ist wohl auch das bekannte Wort des hl. Kirchenvaters Augustinus zu verstehen: Liebe und tu, was du willst!

Hier sei zum Schluss an den hl. Paulus erinnert, der uns genau sagt, wie die Liebe ist, und wie sie nicht ist:

Die Liebe ist langmütig,
die Liebe ist gütig.
Sie ereifert sich nicht,
sie prahlt nicht,
sie bläht sich nicht auf.
Sie handelt nicht ungehörig,
sucht nicht ihren Vorteil,
lässt sich nicht zum Zorn reizen,
trägt das Böse nicht nach.
Sie freut sich nicht über das Unrecht,
sondern freut sich an der Wahrheit. Sie erträgt alles,
glaubt alles,
hofft alles,
hält allem stand.

Liebe und tu, was du willst

ZENIT

Die Liebe hört niemals auf. (1Kor 13)

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| More

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG12050405 - 04.05.2012

Permalink: <http://www.zenit.org/article-24761?l=german>

Am Weinstock bleiben!

Impuls zum 5. Sonntag der Osterzeit

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 4. Mai 2012 (ZENIT.org). - Der Herr liebt Vergleiche, die aus dem Landleben stammen. Am vergangenen Sonntag hörten wir das Gleichnis vom Hirten. Er selber ist der Gute Hirt, der sogar sein Leben hingibt für die Schafe.

Am heutigen 5. Ostersonntag vergleicht er sich und uns mit einem Weinstock. Das Bild ist außerordentlich sinnfällig. So wie die Reben ohne den Weinstock, an dem sie sich befinden, gar nicht denkbar sind, genauso können wir Christen ohne Christus nicht existieren.

Moment mal, könnten wir einwenden, das ist nicht überzeugend: Ich bin dem Namen nach Christ, aber ich lebe ganz gut ohne Christus. Ist das Gleichnis also falsch oder zumindest überzogen?

Weder noch, aber es hat sozusagen einen Geduldskoeffizienten. Wenn eine Rebe vom Weinstock abfällt und auf dem Boden liegt, dauert es nur ein paar Stunden, bis sie verdorrt. Wenn ein Mensch, der als Christ getauft ist, sich von Christus lossagt, dann ist das aufgrund der Güte Gottes nicht sofort sein Ende. Sein physisches Leben wird durch eine Trennung sowieso nicht tangiert. Er lebt vielleicht sogar eine Zeitlang recht gut, scheinbar womöglich entspannter. Aber dem Herrn geht es natürlich um das geistige Leben, das ja das ewige Leben sein soll. Und das geht tatsächlich langsam ein. Der Mensch betet nicht mehr, sein sittliches Leben verliert an Niveau, die Neigungen zum Bösen, die jeder Mensch als Folge der Erbsünde mit sich herumträgt, werden stärker.

Man sagt gern, dass ein Vergleich hinkt, dass er also vielleicht nicht ganz die Sache trifft. Das ist bei den Gleichnissen Jesu natürlich nicht der Fall, sie passen immer genau. Denken wir auch an jene Gleichnisse, mit denen Jesus das Himmelreich beschreibt. Das Himmelreich ist wie ein Schatz im Acker, wie eine kostbare Perle. Oder auch: mit dem Himmelreich ist es wie einem Hausvater, der morgens ausgeht, um Arbeiter für seinen Weinberg zu dinge. Und die Vergleiche passen nicht nur, sie sind auch oft viel deutlicher als eine direkte Beschreibung. Außerdem prägen sie sich gut dem Gedächtnis ein.

Allerdings und das liegt in der Natur der Sache das Gleichnis hat irgendwann ein Ende, man kann den Vergleich nicht unbegrenzt weiterführen. So ist es auch mit dem Gleichnis vom Weinstock. Die Gleichnisrede ist ganz klar: wer sich vom Weinstock Christi entfernt, der verliert die Verbindung zum lebensspendenden Stamm. Aber während die einmal abgefallene Rebe unmöglich wieder mit dem Weinstock verbunden werden kann, ist es beim abgefallenen Christen doch möglich, die Verbindung wieder herzustellen. Er kann sich bekehren, eine wirkliche Reue erwecken, wieder neu anfangen und dann sogar noch ein großer Heiliger werden. Das ist das, was der Herr möchte. Er möchte, dass wir reiche Frucht tragen. Auch hier wird das ursprüngliche Bild übertroffen. Ein wirklicher Weinstock kann nicht mehr als eine begrenzte Anzahl guter Reben hervorbringen. Ein Christ jedoch, der ganz innig mit Christus verbunden ist, kann unbeschreiblich viel Gutes tun, sehr viele Menschen zum Glauben führen und so Gott verherrlichen. Denken wir nur an die großen

ZENIT

Heiligen, die wie der hl. Franz Xaver oder die sel. Mutter Teresa von Kalkutta unglaublich viele Menschen zu Christus und zum Guten geführt haben.

Was für den einzelnen Menschen gilt, das gilt mit den üblichen Randunschärfen auch für Gemeinschaften. Manchmal werden ganze Völker vom Weinstock der Wahrheit gewaltsam abgeschnitten. Im Jahre 1933 unser deutsches Volk, und schon vorher im Jahre 1917 das russische Volk. Beiden wurde von Staats wegen der Glaube an Christus weggenommen, mit den entsprechenden verheerenden Folgen. Aber beide Völker haben erleben dürfen, wie dieses Abschneiden wieder rückgängig gemacht werden kann. In dieser Woche denken wir am 8. Mai an die Beendigung des Krieges und damit des Nazi-Regimes im Jahre 1945.

Im Monat Mai richten wir den Blick auf Maria, die Mutter des Herrn, die seit jener bitteren Stunde unter dem Kreuz auch unsere Mutter ist. Sie möge uns immer wieder helfen, die Notwendigkeit der Verbindung zum wahren Weinstock für uns selbst und für die Gemeinschaft zu sehen und notfalls wiederherzustellen.

Wenn das gelingt, werden wir auch das erleben, was Jesus in diesem Evangelium verheißt: Wenn ihr in mir bleibt, und wenn meine Worte in euch bleiben, dann bittet um alles, was ihr wollt: ihr werdet es erhalten (Joh 15,8).

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet. Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG12043007 - 01.05.2012

Permalink: <http://www.zenit.org/article-24743?l=german>

Josef der Arbeiter

Impuls zum 1. Mai

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 30. April 2012 (ZENIT.org). - Sagen wir es einmal ganz deutlich: Wir Katholiken sind etwas lahm. Immer wieder lassen wir zu, dass andere das tun, was eigentlich unsere ureigenste Sache wäre. Wäre es nicht unsere Aufgabe gewesen, die Bewahrung der Schöpfung auf unser Panier zu schreiben, denn unser Planet, der mehr ist als Umwelt, hat es verdient, umhegt und gepflegt zu werden, da er aus den Händen unseres himmlischen Vaters hervorgegangen ist. Stattdessen wurde und wird er oft von Geschäftsmachern ausgeplündert und verunstaltet. Wir haben dazu geschwiegen. Die Grünen haben sich dieses wichtige Anliegen zu eigen gemacht und mit Erfolg dafür gekämpft, dass man die Natur wirklich respektiert.

Etwas Ähnliches geschah schon vor Jahrzehnten mit dem Thema Arbeit. Die Christen hätten dazu sehr viel sagen können, ist doch Gott selbst der große Arbeiter, der nach seinem Sechstageswerk selber befand, dass es gut war und der daher am siebten Tage ausruhte und damit vom Anfang zwei Aspekte der Arbeit zeigte. Erstens, dass die Arbeit einen Sinn hat, und zweitens, dass sie auch das adäquate Ausruhen mit einschließt.

In der Geschichte dieses in jeder Weise sehr schönen Feiertages haben verschiedene ideologische Kräfte mitgemischt. Anfang 1886 rief die nordamerikanische Arbeiterbewegung zur Durchsetzung des Achtstundentags zum Generalstreik am 1. Mai auf in Anlehnung an die Massendemonstration am 1. Mai 1856 in Australien, welche ebenfalls den Achtstundentag forderte. Das Anliegen war sicher berechtigt, aber ist die Arbeit nicht etwas mehr als Begrenzung der Arbeitszeit?

In Deutschland wurde der 1. Mai staatlicher Feiertag im Jahre 1933 durch die Nationalsozialisten, nach dem 2. Weltkrieg wurde er sowohl in der Bundesrepublik als auch in der DDR als Tag der Arbeit gefeiert, in der DDR mit dem Zusatz Kampf- und Feiertag. Als Christen können wir es natürlich nur begrüßen, dass den Arbeitnehmern soziale Gerechtigkeit widerfährt. Aber weder linke noch rechte Ideologien machen eine brauchbare Aussage über die Arbeit als solche. Die Marxisten finden, dass die Arbeit den Menschen entfremdet, die Nationalsozialisten verstiegen sich in ihrem Zynismus ausgerechnet als Inschrift über einem Konzentrationslager zu der Aussage Arbeit macht frei.

Da hat die Kirche sicher mehr zu sagen. Zunächst sagt sie, was die Arbeit nicht ist, sie ist nicht Folge der Erbsünde, als müsste der Mensch nach der Vertreibung aus dem Paradies arbeiten als Strafe für seine Sünde.

Der hl. Josefmaria, der über die Arbeit sehr viel gesagt und geschrieben hat (ich verweise auf seine berühmte Ansprache am 8.10.1967 in Pamplona), weist darauf hin, dass der Mensch von Gott geschaffen wurde, ut operaretur, damit er arbeite. Will sagen, dass es zu seiner Bestimmung gehört, Arbeiten auszuführen, Werke zu vollbringen, so wie sein Schöpfer auch. Nicht die Arbeit ist Strafe für die Sünde, sondern nur die Begleitumstände, wie sie nach dem Sündenfall dazu kamen: dass die Arbeit mühsam sein kann, unbefriedigend oder langweilig. Ursprünglich war das Arbeiten die reine Wonne, und, da wir Menschen durch die Sünde auch nicht total verdorben sind, ist das auch heute noch gelegentlich so. Und wenn der Mensch erst

ZENIT

einmal alle Läuterung durchgegangen hat, wird es auch wieder in beglückendem Maße so sein. Wie aber sollen wir uns in der Zwischenzeit zur Arbeit stellen, die jeder Mensch sowieso zu tun hat? Wir sollen versuchen sie zu heiligen. In ihr nicht ein notwendiges Übel sehen, etwas, das den frommen Menschen womöglich von der Beschäftigung mit Gott abhält, sondern im Gegenteil: wir können sie als ein Mittel der Begegnung mit Gott ansehen und nutzen. Wir können sie ihm schenken, so wie man ihm eine Gabe oder ein Gebet schenkt. Es kommt hinzu, dass wir die Arbeit gut machen werden, weil sie ja für ihn ist. Eine nicht zu unterschätzende Begleiterscheinung.

Um all das, was grundsätzlich nicht neu ist, den Menschen wieder vor Augen zu stellen, hat die Kirche die Gelegenheit genutzt, den 1. Mai als Festtag des Hl. Josefs, des Arbeiters, einzurichten, aus der vielfältigen Erfahrung heraus, dass der Mensch Vorbilder braucht, an denen er sich orientieren kann. Das Fest Josef der Arbeiter existiert seit 1955, und auch in diesem Fall könnte man kritisch fragen, warum denn nicht eher? Warum mussten wir erst warten, dass andere den Gedanken aufgreifen? Josef Schüttfort pflegte zu sagen: "Wir Katholiken sollten die Dinge in der Welt tun. Wenn wir sie nicht tun, machen es die anderen – aber anders."

Dennoch, seien wir nachsichtig, man kann es ja auch so sehen: schließlich verdanken wir es weltlichen Mächten, dass die Kirche um ein schönes Fest reicher ist. Und der hl. Josef, unser Vater und Herr, wird uns mit bewährter Hand in den Marienmonat hineinführen. Mit diesen beiden, Maria und Josef, die Jesus buchstäblich am nächsten standen, kann uns die Arbeit zum Gebet und das Gebet zur Arbeit werden.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet. Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG12042707 - 27.04.2012

Permalink: <http://www.zenit.org/article-24734?l=german>

Hirt und Lamm zugleich

Impuls zum 4. Sonntag der Osterzeit

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 20. April 2012 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Dieser 4. Sonntag der Osterzeit trägt seit jeher den Beinamen Sonntag vom Guten Hirten. Jesus, der Auferstandene steht heute vor uns als der Hirte, der seine Herde liebt, ja so sehr liebt, dass er sein Leben für sie hingibt. Das tut im normalen Leben nur ein außergewöhnlicher Hirt. Der angestellte Schäfer hat ein anderes Arbeitsethos. Er hat seinen Tagesablauf wahrscheinlich oft mehr als acht Stunden, aber immerhin acht nicht sehr anstrengende Stunden und danach geht er nach Hause zum wohlverdienten Feierabend. Falls sein Dienst mit irgendwelchen Risiken verbunden ist, wird er vielleicht Sonderregelungen vereinbaren. Und wenn es auch noch Wölfe in der Gegend gibt, kann er selbstverständlich eine Gefahrentulage beanspruchen, wenn er denn überhaupt diesen Job noch machen wird. All das würden wir sicher ganz normal und in Ordnung finden. Ist er deswegen kein guter Hirt? Doch.

Aber dass er sich im Ernstfall vor die Schafe stellen und dem Wolf Leib und Leben entgegenstellen soll, das wird sicher keiner von ihm verlangen. Und genau hier beginnt das Arbeitsethos unseres Herrn Jesus Christus. Er tut immer ein Übriges. Ja, er setzt sogar sein Leben für die Schafe ein: Der gute Hirt gibt sein Leben hin für die Schafe (Joh 10,13).

Um noch im Bild der Schafe zu bleiben: er geht dem verirrtten Schaf nach und lässt dazu sogar die anderen Schafe in der Ebene stehen und sucht das verirrte, bis er es findet. Wenn es sich aus Dummheit oder Leichtsin im Dornengestrüpp verfangen hat, befreit er es liebevoll. Denn zu seinem großen Pflichtbewusstsein gesellt sich ein fühlendes Herz: Und wenn er es gefunden hat, nimmt er es voll Freude auf die Schultern, und wenn er nach Hause kommt, ruft er seine Freunde und Nachbarn zusammen und sagt zu ihnen: Freut euch mit mir; ich habe mein Schaf wiedergefunden, das verloren war (Lk 15,6-7).

Wenn nun der Herr die Seinen dazu auffordert, ebenfalls guter Hirt zu sein, dann sehen wir wieder einmal, dass der Herr nichts verlangt, was er selber nicht auch schon getan hätte. Nichts würde dagegen sprechen, dass er Forderungen an uns, seine Geschöpfe stellte, die wir aus Gerechtigkeit befolgen müssten, ohne dass er mit gutem Beispiel vorangehen müsste. Aber er tut nun einmal alles, um uns den Weg zum Himmel leicht zu machen (einverstanden: relativ leicht). Wozu er uns auffordert in diesem Gleichnis vom Guten Hirten, ist, dass wir ebenfalls, so wie er, für andere ein guter Hirt sind. In manchen Dingen sind wir es von selbst. Die Eltern sind es für ihre Kinder, meistens auch die Lehrer und Erzieher. Einige sind es im geistlichen Sinn, sie heißen sogar Hirt Pastor. Dass dies Opfer mit sich bringen kann, nehmen wir manchmal von selbst in Kauf, aber wenige gehen so weit, dass sie ihr eigenes Leben aufs Spiel setzen. Wie zum Beispiel die Märtyrer in Nigerien oder im familiären Bereich jene junge Mutter, die im 6. Monat der Schwangerschaft vor der Entscheidung steht, ihre Leukämie mit einer Chemotherapie behandeln zu lassen, die aber dann davon absieht, weil sonst das Kind in ihrem Schoß sterben würde. Sie stirbt selber und.....ist sofort beim Herrn, denn niemand hat eine größere Liebe als wer sein Leben hingibt für andere (Joh 15,13).

ZENIT

Aber hier stellt sich doch die Frage: will der Herr uns nicht bedeuten, dass wir, wenn er der Hirt ist, gute Schafe sein sollen? Man kann doch nicht beides sein!

Die Antwort lautet: doch, wir sollen beides sein, denn er ist auch beides. Er ist der Hirt, der sich um die Seinen bis zur Selbstaufgabe (am Kreuz) kümmert, und er ist zugleich das Lamm, das geschlachtet ist (ff 5,12) (am Kreuz).

Jesus sagt uns im Sonntagsevangelium auch: Ich kenne die Meinen und die Meinen kennen mich (Joh 10,15). Gute Schafe oder Lämmer sind wir, wenn wir darauf eingehen, dass er uns kennt, dass wir seine Stimme erkennen, wenn er ruft, und die Stimme des Diebes nicht beachten, der die Schafherde dezimieren und die Schafe schlachten will.

Was Christus in seinen so bukolisch und auf den ersten Blick friedlich anmutenden Reden über Schafe und Hirten sagt, hat auch heute seine Aktualität. Wenn die Kirche der fortlebende Christus ist, so ist ihre Stimme die des guten Hirten. Falls es einmal verschiedene einander widersprechende Stimmen unter den Hirten und Oberhirten gibt, haben wir vom Herrn eine großartige Zusicherung, dass nämlich im Zweifel der oberste Hirt, der Nachfolger des Petrus, der zuverlässige Gute Hirt ist.

Papst Benedikt XVI. ist ein solcher hingebungsvoller Hirt. Er wird zwar nicht vom Wolf zerrissen, aber des öfteren erlebt er Wölfe, die das versuchen außerhalb und manchmal sogar innerhalb der Kirche.

Genau wie die anderen großartigen Päpste, die die Kirche in den letzten zweihundert Jahren hatte, handelt er getreu dem Wort, das Christus am See von Tiberias an Petrus richtete: Weide meine Schafe, weide meine Lämmer! (vgl. Joh 21,15). Wie treffend charakterisiert dieses Wort weiden die Haltung des Guten Hirten: nicht befehlen, nicht kommandieren, sondern behüten, pflegen, auf gute Weide führen.

Und genau das haben wir alle mit dem Papst gemeinsam (nicht umsonst hieß es ja einmal Wir sind Papst): die uns anbefohlenen Menschen sollen auch wir weiden in allen Bedeutungen dieses Wortes.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet. Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG12042002 - 20.04.2012

Permalink: <http://www.zenit.org/article-24697?l=german>

Keine Zeit mehr zum Zweifeln

Impuls zum 3. Sonntag der Osterzeit

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 20. April 2012 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Nach seiner Auferstehung ist der Herr des öfteren erschienen, mal einer Person, mal mehreren und auch einmal fünfhundert Menschen auf einmal. Nie aber dem ganzen Volk und nie eine längere Zeit hindurch.

Was darüber hinaus bei den Auferstehungsberichten immer wieder auffällt, ist, dass die Menschen ihn sehen und dennoch manchmal zweifeln. Eigentlich unbegreiflich: wenn sie ihn sehen, sollte es doch keinen Zweifel mehr geben.

Auch an diesem dritten Sonntag der Osterzeit heißt es im Evangelium: Sie konnten es vor Freude immer noch nicht glauben (Lk 24,43), und das nachdem Jesus sie aufgefordert hatte, seine Hände und Füße zu berühren.

Schon am Ostertag fiel uns auf, dass selbst Maria Magdalena, die ihn so sehr liebte, ihn zunächst nicht erkannte. Erst als er sie bei ihrem Namen rief Maria! , da fiel es ihr wie Schuppen von den Augen. Wir haben vielleicht gedacht, dass dies daran lag, dass Magdalena die Augen voller Tränen hatte und deshalb nicht deutlich sah.

Für das zögerliche Verhalten der Jünger mag es mehrere Gründe geben. Zunächst einmal ist es für die Menschen der Antike unvorstellbar, dass einer von den Toten aufersteht. Die Jünger selbst haben mehrfach gerätselt: was meint Jesus damit, er werde am dritten Tag von den Toten auferstehen? Die Apostel waren offensichtlich sehr handfeste Männer, denen es nicht im Traum eingefallen wäre, eine nicht wirkliche Auferstehung Jesu herbeizufantasieren. Etwa so: Im Bewusstsein der Urgemeinde lebte Jesus weiter, die Sache Jesu geht weiter . Solche Gedankengänge lagen den ersten Christen absolut fern.

Offensichtlich ist das äußere Aussehen des Herrn anders als vorher. Papst Benedikt XVI. sagt: der Auferstehungsleib ist gerade nicht eine wieder belebte Leiche. Man müsste sagen: er ist derselbe, aber doch anders. Er hat nun Eigenschaften, die der materielle Leib des Menschen sonst nicht hat: so steht Jesus z.B. vor den Jüngern, obwohl die Türen verschlossen sind. Letztlich ist aber der verklärte Leib des Auferstandenen ein Geheimnis.

Das Sonntagsevangelium berichtet außerdem: Darauf öffnete er ihnen die Augen für das Verständnis der Schrift (Lk 24,44). Und er öffnet sie auch uns.

Für uns, die wir an seine Auferstehung glauben, auch wenn wir ihn nicht gesehen haben, ist dieses Geheimnis der neuen Leiblichkeit Jesu von entscheidender Bedeutung, denn seine Auferstehung ist auch unsere Auferstehung. Wenn es stimmt, dass jeder Christ das Leben Christi noch einmal lebt, dann ist es ja nur logisch, dass wir es mit allen Konsequenzen tun. In unserer Zeit, wo der christliche Glauben vielfach

ZENIT

angefochten und manchmal auch offen bekämpft wird, ist es wichtig, dass wir uns vor Augen halten: wenn ich als Christ gelegentlich Widerspruch ertragen muss, so weiß ich, dass ich in guter Gesellschaft bin, denn er hat es ja vorausgesagt: Haben sie mich verfolgt, werden sie auch euch verfolgen (Joh 15,20).

Dennoch ist das Leben des Christen nicht immer nur ein Verfolgtwerden. Im Gegenteil. Die beglückendste Osterbotschaft, die der Herr durch Maria Magdalena den Aposteln und uns mitteilen lässt, ist diese: Gehe zu meinen Brüdern und sag ihnen: ich gehe hinauf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott. (Joh 20,17) Zum ersten Male bezeichnet Jesus die Jünger als seine Brüder. Früher hatte er noch gesagt: Ich nenne euch nicht mehr Knechte, denn der Knecht weiß nicht, was sein Herr tut, ihr seid meine Freunde (Joh 15,15). Hier ist die Grundlage für das Schönste an unserem Glauben: wir sind Kinder Gottes. Gott, der Allmächtige, ist mein Vater was sollte mir denn passieren? Er ist ja ein Vater, der seine Kinder liebt. Brüder und Schwestern Jesu Christi sind wir. Und unser Lebensziel ist das gleich wie das Jesu Christi: aufzusteigen zum Vater.

Allerdings, wie unsere Welt eben ist, bis dahin ist noch viel zu tun. Aber auch darin sind wir wieder mit dem Herrn eng verbunden, wir sollen seine Boten sein, das weiterführen, was er begonnen hat: Wer euch hört, der hört mich; wer euch ablehnt, lehnt mich ab (Lk 10,16). Oder noch deutlicher bei seinem Abschied von dieser Welt: Geht hinaus in die ganze Welt und verkündet allen das Evangelium! Selbst bei diesem Höhe- und Schlusspunkt seines irdischen Lebens heißt es noch: Einige aber hatten Zweifel (Mt 28,19).

Aber irgendwann am besten jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, wo man die Zweifel hinter sich lassen sollte. Das Ziel ist sehr hoch, und es ist herrlich, außerdem ist es erreichbar: es geht um unser Einswerden mit Christus, oder, wie Paulus das ausdrückt: Ein anderer Christus, Christus selbst sollen wir werden und sein Schicksal teilen.

Beenden wir die Zweifel!

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

Wahre und falsche Barmherzigkeit

Impuls zum Barmherzigkeitssonntag

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 14. April 2012 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Seit gut einem Jahr wird die Welt in Atem gehalten durch die Vorgänge in Syrien. Da will ein Machthaber, der sieht, wie in den Nachbarländern das Volk aufsteht und gegen ungerechte Machtstrukturen kämpft, einen solchen Umsturz in seinem Land verhindern – allerdings um jeden Preis. Gewiss sieht es im Moment gar nicht so aus, als ob in Ägypten, Tunesien usw. nach der Umwälzung die Dinge besser werden. Es ist auch nicht ausgeschlossen, dass die bisher ohnehin schon benachteiligten Christen in diesen Ländern in Zukunft noch stärkeren Repressalien ausgesetzt sein werden.

Eines aber gibt Hoffnung. Nachdem einige Wochen lang die großen Mächte gezögert haben, in Syrien einzugreifen, und dies dann doch unterlassen haben (vielleicht aus der Erwägung heraus, dass dort im Gegensatz zu Libyen nicht viel zu holen ist, vor allem kein Öl), hat sich die Meinung der Weltöffentlichkeit dahingehend geklärt, dass man wirklich nur aus humanitären Erwägungen heraus diese andauernde Gewaltanwendung gegen wehrlose Menschen verurteilt. Dass dort Frauen und Kinder brutal abgeschlachtet werden, lässt nun inzwischen auch die ausgekochtesten Realpolitiker nicht mehr kalt.

Wie recht hatte doch der sel. Johannes Paul II., als er kurz vor seinem Tod den so genannten Barmherzigkeitssonntag einführte, der am Sonntag nach Ostern in der ganzen Kirche begangen wird. Für unsere unbarmherzige Welt in der Tat bitter notwendig. Diese liturgische Feier soll an das Wort Jesu erinnern: Seid barmherzig wie euer Vater im Himmel barmherzig ist! (Lk 6,36).

Barmherzigkeit (im Lateinischen misericordia: darin steckt das Wort miser = elend und cor = Herz) ist gewissermaßen eine der Haupteigenschaften Gottes – auch die Muslime sprechen von Gott, dem Allerbarmer – und schon im Alten Testament zeigt der allmächtige Gott, wie sehr er die Menschen liebt, die ihn so oft enttäuschen, und wie er immer wieder Barmherzigkeit zu üben bereit ist. In ergreifender Weise spricht Gott durch den Propheten Hosea davon, wie seine Barmherzigkeit gewissermaßen im Streit liegt mit seiner Gerechtigkeit, und wie die Barmherzigkeit trotz aller Undankbarkeit der Menschen obsiegt:

Als Israel jung war, gewann ich ihn lieb, ich rief meinen Sohn aus Ägypten. Je mehr ich sie rief, desto mehr liefen sie von mir weg. Sie opferten den Baalen und brachten den Götterbildern Rauchopfer dar. Ich war es, der Efraim gehen lehrte, ich nahm ihn auf meine Arme. Sie aber haben nicht erkannt, dass ich sie heilen wollte. Mit menschlichen Fesseln zog ich sie an mich, mit den Ketten der Liebe. Ich war für sie wie die (Eltern), die den Säugling an ihre Wangen heben. Ich neigte mich ihm zu und gab ihm zu essen. Wie könnte ich dich preisgeben, Efraim, wie dich aufgeben, Israel? Wie könnte ich dich preisgeben wie Adma, dich behandeln wie Zebojim? Mein Herz wendet sich gegen mich, mein Mitleid lodert auf. Ich will meinen glühenden Zorn nicht vollstrecken und Efraim nicht noch einmal vernichten. Denn ich bin Gott, nicht ein Mensch, der Heilige in deiner Mitte ..." (Hos 11,1-4.7-9).

ZENIT

So aktuell wie der Barmherzigkeitssonntag, so aktuell ist auch das, was Gott durch den Propheten Hosea uns Menschen zum Vorwurf machen kann. Auch heute bringen wir den Götterbildern Rauchopfer dar. Für die Götzen Geld, Sex und Gewalt ist uns kein Opfer zu groß. Und wir opfern auch den Baalen. In der alten Zeit warfen die Menschen ihre Kinder in den Feuerofen des Baal und des Moloch. Heute werden sie allerdings in viel größerer Zahl in den Abtreibungskliniken getötet, in sauberen Kitteln und ganz aseptisch. Eine unglaubliche Zahl von Kindern, jeden Tag etwa 10 Klassenzimmer, sagte dieser Tage Kardinal Meisner. Der Kölner Erzbischof fährt fort, die Liberalisierung des Paragraphen 218 im Jahr 1995 habe eine de-facto-Freigabe der Abtreibung gebracht. Damit haben wir die Gesellschaft auf einen Weg in das Unmenschliche, in die Barbarei geführt. Augsburgener Allgemeine 12.4.2012).

Wir brauchen also den Blick gar nicht so weit gehen zu lassen. In Syrien wird die Gewalt irgendwann enden, aber bei uns ist kein Ende abzusehen. Ja, schlimmer: das Übel nimmt zu. Ohne dem Kultur-Pessimismus das Wort reden zu wollen, muss man leider feststellen, dass sich im Laufe der letzten 50 Jahre eine stetige Abwärtsentwicklung erkennen lässt. In der Aufbruchzeit nach dem Ende des 2. Weltkriegs, und nachdem die menschenverachtende Herrschaft der Nazis zu Ende gegangen war, hatte man in Deutschland in der Öffentlichkeit ein vergleichsweise hohes moralisches Niveau. Abtreibung oder gar Euthanasie waren undenkbar das machten ja die Nazis.

Aber hier zeigte sich bald die Macht des Geldes. Mit diesen Dingen, Abtreibung und neuerdings auch PID u.a., lässt sich unendlich viel Geld verdienen. Die moralische Hemmschwelle musste also beseitigt werden. Wie machte man das? Wie hat man die Auffassungen der Bürger verändert? Man appellierte nicht an die Vernunft, denn es ist unvernünftig, Kinder im Mutterschoß zu töten. Es wurde das Gefühl angesprochen, das sich ja, wenn es sehr stark gereizt wird, über den Verstand und den Willen hinwegsetzt. Die Methode war infam: man sprach das Mitgefühl der Menschen an. Es wurden einzelne Fälle vorgeführt (im Fernsehen und in den Printmedien), aus denen hervorging, dass es für eine junge Frau, die ungewollt Mutter wurde, sehr schwer, ja unzumutbar war, das Kind auszutragen. Anfangs sprach man noch von Schwangerschaftsunterbrechung, so als ob man die Schwangerschaft wieder aufnehmen könnte, wenn die Probleme überwunden sind. Viele brave Zeitgenossen ließen sich tatsächlich von falschem Mitleid rühren (das arme Mädchen, seine ganze Zukunft ist verbaut!) und stimmten zu. Was umso leichter war, als man ja den barbarischen Vorgang der Kindestötung nicht sah (im Fernsehen wurde der Film *Der stumme Schrei* , der eine Abtreibung zeigt, aus dem Programm entfernt).

Inzwischen sind mehr als fünfzig Jahre verstrichen. Die Saat ist aufgegangen. Das eben ist der Fluch der bösen Tat, dass sie, fortzeugend, immer Böses muss gebären." (Friedrich Schiller, *Die Piccolomini*, V, 1). Es war denn doch noch ein langer Weg von der anfänglich zurückhaltend und mit Einschränkungen zugelassenen Abtreibung bis zur heutigen, auch von vielen Christen akzeptierten Einstellung, die Frau habe ein Recht auf Abtreibung.

Ähnlich wie am Anfang des Lebens sollte es den Menschen an ihrem Lebensende ergehen. Zunächst wurde ganz vorsichtig argumentiert, wieder mit extremen Einzelfällen (schmerzvolle unheilbare Krankheit, keine Lebensqualität etc.). Das Gefühl des Mitleids wurde heftig angesprochen. Auch gutwillige Leute meinten nach entsprechenden Fernseh-Dokumentationen, dass es unbarmherzig sei, jemanden so leiden zu lassen (in der Wellness-Zivilisation hat Leid keinen Platz, es muss entfernt werden, wenn es sein muss, der Leidende selbst, denn er beeinträchtigt ja auch das Wohlbefinden der Gesunden).

War die Gesetzgebung erst einmal durch, ging die Entwicklung rasch weiter. Man blieb nicht bei extremen Einzelfällen. Inzwischen ist es in Holland und Belgien ganz leicht, ein Team zur Selbsttötung zu bestellen. Der nächste Schritt ist schon eingeleitet: alten Menschen wird nahegelegt, auch ohne schwerwiegenden Grund der Selbsttötung zuzustimmen, und in vielen Fällen geht es dann auch ohne diese Zustimmung (wohlgerne kein Horrorszenarium, sondern Wirklichkeit). Wenn man die Menschen soweit hat, braucht man das Mitleid nicht mehr zu bemühen.

ZENIT

Aber was für ein Triumph für den Widersacher Gottes, dass es ihm gelingt, ausgerechnet eine der edelsten Herzensregungen, nämlich die Barmherzigkeit, für seine Zwecke zu missbrauchen. Indem er dafür sorgt, dass aufgrund eines pervertierten Mitleids massenhaft menschliches Leben vernichtet wird, trifft er mitten hinein ins Herz Gottes, aus dem alles Leben stammt. Das menschliche Herz Gottes, das uns trotz allem oder vielleicht gerade deswegen in unserer Zeit seine Barmherzigkeit noch deutlicher zeigt als je zuvor.

In der westlichen Welt empören wir uns wegen der Übergriffe islamistischer Gruppen, die Christen in einigen Ländern das Leben kosten. Was uns aber gar nicht einleuchtet und nie thematisiert wird, ist, dass sich die gläubigen Muslime dort über die moralische Dekadenz in unseren entwickelten, angeblich christlichen Ländern entsetzen. Das Wort Recht auf Abtreibung empfinden sie als schockierend. Sie lassen ihre Kinder am Leben. Euthanasie ist für sie das Ende einer Zivilisation.

Wenden wir uns dennoch, oder besser gerade deswegen, an das menschliche Herz Gottes, das seine Barmherzigkeit heute in überreichem Maße anbietet: Künde der Welt meine große, unergründliche Barmherzigkeit! Bereite die Welt vor auf meine zweite Ankunft! Bevor ich als Richter komme, öffne ich noch ganz weit die Tore meiner Barmherzigkeit, sagte der Herr in einem inneren Wort der heiligen Faustyna Kowalska (Krakau 1935).

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba.*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org.

ZG12040701 - 07.04.2012

Permalink: <http://www.zenit.org/article-24656?l=german>

Impuls zu Ostern 2012

Wahrhaft auferstanden

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 7. April 2012 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - In der Presse war neulich die Rede von einer in der Öffentlichkeit bekannte Persönlichkeit, die sich taufen lassen will, aber nicht an die Auferstehung glaubt.

Das wäre ja der absolute Widersinn.

Paulus sagt es deutlich im ersten Brief an die Korinther: Denn wenn die Toten nicht auferstehen, so ist auch Christus nicht auferstanden. Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube nichtig, so seid ihr noch in euren Sünden (1 Kor 15,15). Gebe Gott, dass jener Herr seine Meinung ändert.

Allerdings geht es nicht um Meinung. Angesichts dieses zentralen Elementes unseres Glaubens, der Auferstehung, wird uns deutlich, dass Glaube mehr ist als Meinung. Ja, wir haben im Deutschen zwei Bedeutungen des Wortes glauben. Einmal sagen wir in der Alltagssprache: ich glaube, morgen wird das Wetter schön. In diesem Sinn genommen heißt glauben nicht genau wissen. Der religiöse Glaube ist aber nicht ein vages unsicheres Wissen, es ist etwas anderes, etwas Höheres als Wissen. Die natürliche Erkenntnis erstreckt sich auf die natürlichen Dinge, deren Existenz uns von den Sinnen gemeldet wird. Dadurch wissen wir sie. Die übernatürliche Welt jedoch, die Welt Gottes, der Engel, der Gnade ist uns überhaupt nicht mit den Sinnen, und auch nicht mit den verlängerten Sinnen, der Naturwissenschaft, zugänglich. Nur der Glaube öffnet das Tor zu dieser so anderen, aber äußerst realen Welt. Und diese Erkenntnis ist nicht unsicher und subjektiv. Vielmehr sagt uns der Glaube sehr genau und zuverlässig, was es in der übernatürlichen Welt zu erkennen gibt. Ob nun unser Glaube schwach und vage ist, oder fundiert und fest, haben wir selbst in der Hand. Er ist nämlich abhängig von unserem Gebet. Der Glaube ist wie ein lebendiger Organismus, wie eine Pflanze, die blüht und stark ist, wenn sie gepflegt wird, die aber eingeht, wenn sie kein Wasser bekommt. Ebenso wird der Glaube eines Menschen schwach und geht schließlich ein, wenn die Nahrung des Gebets ausbleibt. Eine wichtige Verpflichtung also, unseren Glauben zu pflegen!

Aber wie immer sind wir nicht auf uns allein gestellt. Gott hilft. Wenn nämlich der Glaube einerseits eine Leistung des Menschen ist, so ist er doch andererseits gar nicht möglich, wenn Gott nicht seine Gnade dazu gibt. So war es sehr richtig, wenn jener Mann im Evangelium Jesus bittet: Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben! (Mk 9,24). Und Jesus antwortet ihm: Alles vermag derjenige, der glaubt (ebda).

Angesichts der Auferstehung des Herrn, die wir nicht nachprüfen, sondern glauben sollen, wird uns vielleicht wieder einmal bewusst, wie schädlich es sein kann, wenn der Mensch, der glauben will, auf halbem Weg stehen bleibt. Wenn es uns schwer fällt zu glauben, bitten wir doch den Herrn, dass er unserem Glauben Klarheit und Kraft verleihe, und verbleiben wir nicht in der Haltung des Zögernden.

Wir werden reich belohnt. Der Glaube an die Auferstehung Jesu schließt ja den Glauben an unsere eigene Auferstehung mit ein. So verstehen wir auch den Jubel, den die Kirche in der Osternacht anstimmt:

ZENIT

Frohlocket, ihr Chöre der Engel, frohlocket, ihr himmlischen Scharen, lasset die Posaune erschallen, preiset den Sieger, den erhabenen König! Wir freuen uns nicht nur über den Sieg, den Christus über Satan und Tod errungen hat, das ist ja in erster Linie seine Freude, und wir freuen uns mit ihm, sondern wir haben ganz persönlich allen Grund uns zu freuen, denn unser eigenes Leben führt nicht, wie es zunächst den Anschein hat, direkt in den Tod, sondern auch wir werden ewig leben.

In seiner Homilie zur Osternacht sagt Felix Genn, der Bischof von Münster: Diese Nacht ist erfüllt vom Jubel über diese Botschaft. Was bietet die Kirche alles auf, um das zu feiern, um Gott zu loben, dass er das in seinem Christus fertig gebracht hat. Dass der Mensch nicht zerstört werden kann durch die Macht des Todes, sondern dass jeder von uns, der sich diesem Christus öffnet, erfahren darf, dass es die Macht der Auferstehung gibt.

Christus ist auferstanden er ist wahrhaft auferstanden!

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG12040506 - 05.04.2012

Permalink: <http://www.zenit.org/article-24650?l=german>

Impuls zu Karfreitag 2012

Der lange Karfreitag der Kirche

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 5. April 2012 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Die Ereignisse in Jerusalem überschlagen sich. Eben erst hat Jesus das welterlösende Geheimnis der Eucharistie geschaffen, da wird er von seinen Feinden gefangen genommen, nachdem er eine Weile im Garten Gethsemani gebetet hat. Die Jünger erleben ein wahres Wechselbad der Gefühle. Der geliebte Meister hat ihnen eben noch beim Mahl die Füße gewaschen, aber sie haben das nicht verstanden. Er, der Herr, gürtet sich, kommt mit einer Schüssel voll Wasser, kniet sich vor diesen einfachen Männern nieder und wäscht ihnen die Füße. Natürlich ist ein solches Erlebnis für die Jünger außerordentlich einprägsam und bleibt eher haften als ein Wort (Wer bei euch der Größte sein will, muss der Diener aller sein , so hatte er gesagt, Mk 10,44). Dann die Einsetzung der Eucharistie, noch begreifen sie nicht ganz, wie groß die Liebe Gottes wohl sein muss, dass sie so etwas erfindet.

Kurz darauf aber geschieht das, was sie dunkel geahnt haben. Die Andeutungen, die der Herr bezüglich seines bevorstehenden Leidens gemacht hatte, hatten sie kaum verstanden und vielleicht verdrängt. Aber dann wird er tatsächlich nach seinem notvollen Gebet im Garten Gethsemani verhaftet und unsagbaren Verhören und Torturen ausgesetzt. Die Jünger verlieren den Kopf und fliehen, bis auf Johannes und Petrus. Und letzterer wird sogar dreimal behaupten, Jesus nicht zu kennen. Es ist buchstäblich die Stunde der Finsternis. Ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe werden sich zerstreuen (Sacharja 13,7).

Zu allen Zeiten haben die Christen beobachtet, wie sich das Wort bewahrheitet, dass die Kirche der fortlebende Christus ist. Genau wie er ist sie ein Zeichen, dem widersprochen wird. Genau wie er wird sie angegriffen, verleumdet und verfolgt mal mehr, mal weniger. So wie Christus leidet, leidet auch die Kirche. In unseren Tagen erleben wir dieses Leiden der Kirche in oft bestürzender Weise. Viele Christen sind irritiert, weil die Angriffe auf die Kirche nicht nur von außen, sondern auch von innen kommen. Von Laien wie auch von Klerikern. Kurz vor seiner Wahl hat Papst Benedikt in einer bewegenden Betrachtung zum Kreuzweg am Karfreitag des Jahres 2005 diese erschütternde Klage angestimmt: Was kann uns der dritte Fall Jesu unter dem Kreuz sagen? Wir haben an den Sturz des Menschen insgesamt gedacht, an den Abfall so vieler von Christus in einen gottlosen Säkularismus hinein. Müssen wir nicht auch daran denken, wie viel Christus in seiner Kirche selbst erleiden muss?

Wie oft wird das heilige Sakrament seiner Gegenwart missbraucht, in welche Leere und Bosheit des Herzens tritt er da oft hinein?

Wie oft feiern wir nur uns selbst und nehmen ihn gar nicht wahr?

Wie oft wird sein Wort verdreht und missbraucht?

Wie wenig Glaube ist in so vielen Theorien, wie viel leeres Gerede gibt es?

ZENIT

Wie viel Schmutz gibt es in der Kirche und gerade auch unter denen, die im Priestertum ihm ganz zugehören sollten?

Wie viel Hochmut und Selbstherrlichkeit?

Wie wenig achten wir das Sakrament der Versöhnung, in dem er uns erwartet, um uns von unserem Fall aufzurichten?

All das ist in seiner Passion gegenwärtig. Der Verrat der Jünger, der unwürdige Empfang seines Leibes und Blutes, muss doch der tiefste Schmerz des Erlösers sein, der ihn mitten ins Herz trifft. Wir können nur aus tiefster Seele zu ihm rufen: Kyrie, eleison - Herr, rette uns (vgl. Mt 8, 25) (Josef Kardinal Ratzinger, Karfreitagsmeditation 2005, Rom)

Wenn wir nach den Ursachen dieser Missstände fragen, ist die Antwort zunächst natürlich das *mysterium iniquitatis*, das Geheimnis der Bosheit, das ja immer am Werk ist. Aber was können wir tun? Denn wir können und müssen etwas tun. Mutter Teresa wurde einmal gefragt was sich am dringendsten in der Kirche ändern müsste. Sie antwortete: Sie und ich! Gerade darin liegt wohl eines der Hauptübel: dass es seit Jahrzehnten in der Kirche Menschen gibt, die nicht sich, sondern die Kirche ändern wollen. Nicht erst seit dem Konzil werden Reformen gefordert. Aber oft sind nicht wirkliche Reformen gemeint (Die Kirche ist ja in der Tat *Ecclesia semper reformanda*, eine immer wieder zu erneuernde Kirche), sondern man will Veränderungen. Man will eine andere Kirche. Darüber ist vieles gesagt und geschrieben worden, auch dass die Bischöfe hier gefordert sind. Aber wo soll man anfangen? Woran liegt es, dass Schulkinder ihren Glauben gar nicht oder nur stark verändert kennen lernen, dass die Sexualmoral der Kirche de facto außer Kraft gesetzt wird, dass in der Kirche nicht gehorcht wird und mittelmäßige Intellektuelle meinen, über den Papst die Nase rümpfen zu können. Dass die Beichte in vielen Gemeinden abgeschafft ist, dass mit dem Sakrament der Eucharistie oft ruppig und manchmal entehrend umgegangen wird, und dass manche Messen zur Selbstdarstellung des Priesters verkommen?

Das alles sind ja keine Nebensächlichkeiten. Noch einmal die Frage, wie kam es konkret dazu? Da ist natürlich zuerst der Mangel an Gottes- und Nächstenliebe bei vielen Christen. Der Schlendrian (wie viele Nichtchristen beschämen uns durch ihre anständige Lebensführung!), sowie alle weiteren Neigungen zum Bösen, die wir Menschen als Folgen der Erbsünde mit uns herumtragen. Gleichzeitig kann man aber als das Übel, das fast allem zugrunde liegt, eine schiefe und manchmal offensichtlich falsche Theologie festmachen, die seit Jahrzehnten an den theologischen Hochschulen und Seminarien verkündet wird. Fast alle von der Kirche längst widerlegten Häresien der alten Zeit haben fröhliche Urständ gefeiert. Allen voran der

- Adoptionismus (Jesus ist nicht Gott, sondern nur Mensch diese Vorstellung ist bei Jugendlichen Gemeingut), ferner die
- Gnosis (ich komme mit meinen eigenen Kräften zu Gott, und persönliche Sünde entfällt, es gibt nur die Sünde der Welt),
- kein Unterschied zwischen natürlicher und übernatürlicher Welt (die Sakramente werden ihrer absoluten Kraft entkleidet),
- ein verballhornter Evolutionismus (die Welt ist von selbst entstanden, und der Mensch stammt vom Affen ab das gibt der Ehrfurcht vor Gott den Garaus)
- die Moral entwickelt sich zu einer bloßen Situationsethik (Papst Benedikt widerspricht der Diktatur des Relativismus) usw. usw. Das alles ist nicht von irgendwelchen verruchten Menschen ausgedacht worden, sondern von gebildeten Damen und Herren an den Lehrstühlen. Oft persönlich durchaus integre Personen,

ZENIT

aber so waren auch die Häretiker der ersten Jahrhunderte. Dennoch sind sie wahre Schreibtischtäter, die selbst nichts oder wenig Verkehrtes tun, aber die für viele, die schwächer und unkritischer sind als sie, die geistigen Grundlagen für das Abbruchunternehmen Kirche liefern.

Das alles ist schon oft gesagt, aber auch immer wieder kontrakariert worden. Man denke nur daran, wie die Enzyklika *Veritatis splendor* des sel. Johannes Paul II. von deutschen Theologieprofessoren unterlaufen wurde (ähnlich wie zuvor die *Humanae vitae* von Paul VI.)

Offensichtlich beten wir zu wenig, denn nur Gott kann hier Abhilfe schaffen. Ändern wir uns , d.h. bekehren wir uns! Beten wir mit Benedikt XVI., damals noch Kardinal Ratzinger:

GEBET

Herr, oft erscheint uns deine Kirche wie ein sinkendes Boot, das schon voll Wasser gelaufen und ganz und gar leck ist. Und auf deinem Ackerfeld sehen wir mehr Unkraut als Weizen. Das verschmutzte Gewand und Gesicht deiner Kirche erschüttert uns. Aber wir selber sind es doch, die sie verschmutzen. Wir selber verraten dich immer wieder nach allen großen Worten und Gebärden. Erbarme dich deiner Kirche: Auch mitten in ihr fällt Adam immer wieder. Wir ziehen dich mit unserem Fall zu Boden, und Satan lacht, weil er hofft, dass du von diesem Fall nicht wieder aufstehen kannst, dass du in den Fall deiner Kirche hineingezogen selber als Besiegter am Boden bleibst. Und doch wirst du aufstehen. Du bist aufgestanden auferstanden und du kannst auch uns wieder aufrichten. Heile und heilige deine Kirche. Heile und heilige uns . (Ebenda)

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet. Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

Impuls zum Gründonnerstag 2012

Was empfindet das Göttliche Herz?

*Von Msgr. Dr. Peter v. Steinitz**

MÜNSTER, 4. April 2012 (ZENIT.org). - Im Alten Bund war es streng untersagt, sich von Gott ein Bild zu machen. Nachdem aber in der Fülle der Zeit, also vor ungefähr 2.000 Jahren, Gott ein Mensch geworden war, entfiel dieses Verbot. Denn Jesus Christus ist wahrer Gott, aber auch wahrer Mensch, und als solcher hat er ein konkretes Äußeres, das man darstellen kann. Im Laufe der Kirchen- und der Kunstgeschichte hat es unbeschreiblich viele Darstellungen Jesu gegeben. Von seiner Menschheit können wir uns also ein relativ genaues Bild machen. Aber nicht nur von seinem äußeren Aussehen, sondern auch von seiner inneren Welt. Es gehört zu den beglückendsten Erfahrungen der Christenheit und jedes einzelnen Christen, dass Jesus Christus ein menschliches Herz hat, in dem Empfindungen sind, die wir ohne weiteres nachvollziehen können.

Wir wollen heute versuchen, uns vorzustellen, was Jesus empfunden haben mag angesichts der Ereignisse, die uns die Liturgie dieser Tage vorstellt. Im Allgemeinen beschreibt die Hl. Schrift ja nicht die Gefühle und Gedanken der einzelnen Personen. Sehr nüchtern und sachlich wird berichtet, was geschieht und allenfalls, was die Personen sagen. Was sie aber denken, muss der Leser zwischen den Zeilen lesen. Als Abraham mit dem jungen Isaak den Berg Moriah hinaufzieht, um dort sein Liebstes, das Kind der Verheißung, Gott zu opfern, wird nur das Äußere geschildert. Dass sein Herz zwischen Gehorsam und innerem Schmerz ganz zerrissen ist, muss der Leser oder Hörer selber erkennen.

Eine Ausnahme bildet die Szene am Ölgarten, als Jesus angesichts des bevorstehenden Leidens zittert und zagt und seinen Vater bittet, er möge wenn möglich den Kelch an ihm vorübergehen lassen.

Heute am Gründonnerstag möchte ich Sie einladen, dass wir gemeinsam versuchen uns vorzustellen, was Jesus empfunden haben mag, als er das Geheimnis der Eucharistie einsetzte.

Drei Jahre zuvor hatte Johannes der Täufer auf ihn hingewiesen und ihn als das Lamm Gottes bezeichnet. Jetzt, angesichts des bevorstehenden Leidens, mag er daran gedacht haben, wie es schon im Alten Bund zahlreiche Hinweise auf das Lamm gegeben hatte, dessen Blut den Menschen Rettung bringt. Die Jünger bereiten das traditionelle Paschamahl vor, von dem keiner je ahnte, dass es nur ein Vorbild war, das aber jetzt seine Erfüllung findet.

Das Paschamahl der Juden war (und ist heute genauso) eine genau festgelegte Hausliturgie, bei der der jüngste Teilnehmer – das ist in diesem Fall der junge Johannes – den Hausvorstand fragen muss: Sag uns, wie war das damals, als der Ewige uns aus Ägypten, aus dem Haus der Knechtschaft geführt hat. Darauf berichtet der Hausvorstand – in diesem Fall Jesus – das Geschehen, das im Buch Exodus im 12. Kapitel geschildert wird. Bevor Mose die Israeliten bei Nacht aus Ägypten herausführt, müssen alle ein Mahl zu sich nehmen, das nicht nur nähren soll, sondern das eine ganz bestimmte symbolische Bedeutung hat, das Paschamahl. Denn es ist Pascha (heute Pesach), d.h. Vorübergang des Herrn. Der Herr bzw. sein Engel geht vorüber und schlägt die

ZENIT

Erstgeburt der Ägypter bei Mensch und Tier, weil Pharao nach vielen Plagen immer noch nicht bereit ist, das auserwählte Volk der Juden in die Freiheit ziehen zu lassen. Das Mahl muss stehend und hastig eingenommen werden. Auch die Zubereitung muss schnell gehen, also kein langes Braten oder Kochen des Fleisches, es soll über dem Feuer gebraten werden, dazu gibt es Bitterkräuter und ungesäuertes Brot. Entscheidend ist, dass es ein fehlerloses, männliches, einjähriges Lamm ist.

Jesus vollzieht diese Liturgie des Alten Bundes und führt sie unvermittelt in die des Neuen Bundes hinüber. Das Lamm, das geopfert wurde, war nur ein Vorbild. Er selber ist jetzt das wirkliche Lamm, das geschlachtet wird, damit diejenigen, die sich davon nähren, ewiges Leben haben können. Das Blut des Lammes, das die Israeliten an ihre Türpfosten strichen, um den Todesengel abzuhalten, ist nun sein kostbares Blut, durch das wir vor dem Tod bewahrt werden. Und es geht nicht mehr um die Befreiung aus der Sklaverei Ägyptens, sondern um die Befreiung aus der Sklaverei der Sünde. All diese Parallelen zu sehen, vermittelt uns sicher ein tieferes Verständnis für das, was Christus uns im Abendmahlssaal hinterlassen hat. Jede Hl. Messe ist auch wenn es täglich auf unserer Erde Hunderttausende Messen gibt ein gewaltiges Geschehen, das den Alten und den Neuen Bund Gottes mit den Menschen zusammenfasst, indem alles das, was zunächst nur im Bild und Gleichnis vorhanden war, in eine höhere Wirklichkeit emporgeführt wird.

Und wie mag es Jesus zumute gewesen sein, als er sagte: Ich habe mich sehr danach gesehnt, dieses Paschamahl mit euch zu essen, was mag er empfunden haben, als er den Bericht des Exodus vortrug, der für ihn ja nicht eine historische Erzählung, sondern selbst Erlebtes darstellte. Denn er selbst war ja beim vierzigjährigen Durchzug durch die Wüste (Symbol für das menschliche Leben) die Feuer- und Wolkensäule, die dem Volk den Weg angab, er selbst war ja geistigerweise der Fels, aus dem Mose das lebensnotwendige Wasser ausschlug. Er selbst hatte Mose auf dem Sinai die Gesetzestafeln gegeben, die noch heute ihre Gültigkeit haben.

Schließlich ist für uns kaum nachvollziehbar, was der Herr empfand, als er seinen Leib und sein Blut in Gestalt von Brot und Wein, aber wirklich und wesenhaft sein Fleisch und Blut, den Seinen zu essen gab.

Ganz anders die Eindrücke und Gefühle der Apostel. Sie sind angesichts dieses großen Geschehens völlig überfordert. Sie sind tief besorgt, weil der Herr so traurige Andeutungen machte über seinen bevorstehenden Tod. Sie sind am Abend dieses ereignisreichen Tages müde. Und was Jesus da mit dem ungesäuerten Brot und dem Wein, den Dingen, die von dem Mahl noch auf dem Tisch stehen, macht, ist für sie in diesem Augenblick zu groß und erhaben als dass sie es in seiner Tragweite erfassen könnten. Später werden sie sich gesagt haben: wie gut, dass der Herr einen anderen Tröster gesandt hat, nämlich den Hl. Geist, denn erst unter seinem Einfluss sind sie in der Lage, das Geheimnis des Glaubens wirklich zu verstehen, oder besser gesagt, das, was wir an diesem letztlich unfassbaren Geheimnis verstehen können. Gibt das nicht auch uns einiges zu denken? Auch wir sind oft nicht auf der Höhe dessen, was das hl. Messopfer eigentlich für uns bedeutet. Dass jede hl. Messe nicht nur das letzte Abendmahl, sondern auch das Leiden und den Tod Christi, und schließlich auch noch seine Auferstehung gegenwärtig setzt.

Aber der Geist hilft auch unserer Schwachheit auf. Ihn können wir immer wieder um den notwendigen übernatürlichen Blick bitten, der für die angemessene Feier und Mitfeier der Eucharistie unbedingt erforderlich ist. Der Heilige Geist wird uns auch dabei helfen, nicht nur das eucharistische Geheimnis für wahr zu halten und zu respektieren, sondern darüber hinaus uns die Regungen und Wünsche des göttlichen Herzens zu eigen zu machen, die Christus bewogen haben, sich in dieser Weise dem Vater hinzugeben und gleichzeitig sich den Menschen auszuliefern. Ja, auszuliefern! Die Menschen können mit der Heiligen Hostie machen, was sie wollen, und manche tun es auch.

Logische Schlussfolgerung: wenn Christus wirklich in jeder Eucharistiefeier zugegen ist, dann wird er auch genauso wie damals im Abendmahlssaal das Verhalten der Menschen in seinem Herzen wahrnehmen. Der allherrschende Gott empfindet mit einem menschlichen Herzen! Mit anderen Worten, es ist ihm gar nicht

ZENIT

gleichgültig, wie wir uns der Eucharistie gegenüber verhalten. Ob wir ihn ehrfürchtig und dankbar bei uns aufnehmen oder ob wir gedankenlos oder gar unvorbereitet zu ihm kommen. So schlicht und so bescheiden ist die Hl. Hostie, dass der Mensch entsprechende Vorkehrungen treffen muss, sonst ist ihm nicht bewusst, dass er nicht etwas , sondern jemanden empfängt.

In dem Zusammenhang sei auch auf die gebotene Osterbeichte hingewiesen (zwischen Aschermittwoch und Pfingsten).

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

Zwiespältigkeit und Sieg

Impuls zum Palmsonntag

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 1. April 2012 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - In der Liturgie des Palmsonntags zeigt sich die Besonderheit der Situation Jesu Christi und zugleich die Besonderheit unserer Situation.

Eben erst hat Jesus gesagt: Jetzt wird der Menschensohn erhöht, und kurz darauf stellt sich heraus, dass diese Erhöhung in Wirklichkeit seine tiefste Erniedrigung ist. Das Kreuz, an das er geheftet wird, wird aufgerichtet, aber in den Augen der Menschen ist das alles andere als eine Verherrlichung. Und dennoch setzt seine endgültige Erhöhung, die wir liturgisch an Ostern feiern, diese Erniedrigung voraus. Das Weizenkorn muss in die Erde fallen und sterben, erst dann bringt es reiche Frucht.

So ist die Liturgie dieses Sonntags vor Ostern gewissermaßen zwiespältig. Zunächst wird gezeigt, wie die Leute in Jerusalem Jesus einen triumphalen Einzug in ihre Stadt bereiten. Eine große Begeisterung bemächtigt sich aller, sie pflücken Zweige von den Bäumen, um damit zu winken, sie breiten ihre Kleider auf dem Boden aus, damit das Lasttier, auf dem Jesus reitet, angenehm ausschreiten kann. Hosanna dem Sohne Davids! so rufen sie. Aber der Szene, so triumphal und heiter sie äußerlich ist, so haftet ihr doch etwas Unwirkliches an. Alle wissen, dass dieser Jesus bei den Schriftgelehrten und Pharisäern auf der Abschlusliste steht, seine Freunde, die späteren großartigen Apostel, machen einen verunsicherten Eindruck, der ganze festliche Zug ist improvisiert: Jesus zieht nicht auf einem stattlichen Pferd, sondern nur auf einer jungen Eselin in die Stadt ein. Dennoch lassen sich alle von der Begeisterung mitreißen.

Nachdem dies in der Perikope des Palmsonntags geschildert wird, kommt anschließend die Leidensgeschichte des Herrn zur Verlesung. Die Reihenfolge wird also eingehalten. Auch in jenem historischen Moment in Jerusalem folgt auf den festlichen Jubel wenige Tage später das Kreuzige ihn! Gewiss sind es nicht unbedingt dieselben Menschen, die solchen Stimmungsschwankungen nachgeben. Aber manch einer, der sich am Karfreitag von den Hohenpriestern manipulieren lässt und Jesu Tod fordert, hat ein paar Tage davor ihm zugejubelt.

Wenn wir ehrlich sind, werden wir zugeben, dass dies in mehr oder weniger deutlicher Form auch manchmal unsere eigene Verfasstheit ist. Wir glauben an Christus und bemühen uns, dann aber lassen wir uns vom so genannten Zeitgeist wieder beeinflussen und verraten ihn.

Wenn wir in diesen Tagen das Geschehen auf uns wirken lassen, auch im Gottesdienst und beim gebeteten und betrachteten Kreuzweg den Herrn zu begleiten versuchen, werden wir immer wieder feststellen, wie sehr wir dessen bedürfen, was wir Erlösung nennen. Unser guter Wille allein genügt nicht. Die Schwachheit, zu der wir immer wieder geneigt sind, braucht Unterstützung durch die Kraft Christi. Und Christus selbst zieht diese Kraft geheinnisvollerweise ausgerechnet aus seinem Schwachwerden im Leiden.

ZENIT

Paradox des Christentums: Jesus wird erhöht und siegt, aber nicht durch den triumphalen Einzug in Jerusalem, sondern durch die erniedrigende Erhöhung am Kreuz. Aber es ist wirklich sein Sieg, ja ein überwältigender Sieg, denn dann und nur am Kreuz wird er alles an sich ziehen .

Nachfolge Christi. Wenn wir sie ernst nehmen, und Christus aus der Nähe folgen, dann wird sich auch unsere Situation von der immer wieder vorkommenden Zwiespältigkeit in einen Sieg verwandeln.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

Berufen, Gott zu den Menschen zu bringen

Impuls zum Fest Verkündigung des Herrn

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 26. März 2012 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Eines der beliebtesten Gebete der Christen ist der Angelus.

Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft. Nicht zuletzt beliebt wegen seiner Kürze. Mitten am Tag kann man sich ohne großen Zeitaufwand (knapp fünf Minuten) mit diesen sehr intensiven Worten das Geheimnis der Menschwerdung Gottes vor Augen führen. Fantastisch: der allmächtige Gott wird ein Mensch wie wir in allem uns gleich außer der Sünde. Wahrscheinlich sind wir viel zu sehr an dieses Geheimnis gewöhnt, als dass wir es noch richtig zu würdigen wüssten. Daher die Empfehlung, sich dieses Gebet zur Gewohnheit zu machen, jeden Tag an dieses Geheimnis zu denken und Gott und Maria dafür zu danken.

Zwar ist die Menschwerdung Gottes praktisch unter Ausschluss der Öffentlichkeit erfolgt – sie wurde nicht nur verkündigt, sie ist auch sofort erfolgt – dennoch ist sie das wichtigste Geschehen der Weltgeschichte. Und es ist angemessen, dass die Geschichte der Menschheit sich buchstäblich um dieses Geheimnis dreht. Auch wenn manche Diktaturen meinten, man solle diese einseitige Bevorzugung der Christen eliminieren, indem man, statt vor Christus oder nach Christus zu sagen, es so ausdrücken sollte: vor oder nach unserer Zeitrechnung, oder noch besser, allerdings provinzieller, nach dem Amtsantritt des jeweiligen Machthabers (Französische Revolution, Napoleon u.a.).

Und sie empfing vom Heiligen Geist. Der Sohn Gottes, der Gottmensch, hat einen göttlichen Vater und eine menschliche Mutter. Da ist kein menschlicher Vater im physischen Sinne. Natürlich waltet über diesem Geschehen ein Geheimnis, und zu Lebzeiten Jesu und Mariens war dieses Geheimnis niemandem bekannt. Wir wüssten es auch nicht, wenn nicht Maria die Einzelheiten der Kindheit Jesu dem Evangelisten Lukas mitgeteilt hätte. Geheimnis ist das Wort, das durch die ganze Schöpfung geht. Wir haben das Glück, dieses Geheimnis zu kennen und sollten dafür danken und es respektieren.

Maria sprach: siehe ich bin die Magd des Herrn. Diesem Wort geht ein kurzer, aber inhaltsreicher Dialog mit dem Engel voraus. Wie soll das geschehen, da ich keinen Mann erkenne? Nicht etwa, dass Maria bezweifelt, dass bei Gott kein Ding unmöglich ist. Im Hintergrund steht vielmehr das Gelöbnis Mariens, dass sie sich Gott als Jungfrau geweiht hatte. In einem ähnlichen Gespräch zwischen dem gleichen Erzengel und dem Priester Zacharias hatte dieser eingewendet, dass er und seine Frau betagt seien und Elisabeth ohnehin bislang unfruchtbar. Diese Bemerkung wird ihm verübelt, weil er damit an der Allmacht Gottes implizit zweifelte. Daher seine Stummheit bis zur Geburt des Johannes. Bei Maria dagegen liegt etwas vor, das eine Erklärung erforderlich machte.

Der Heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten. In diesem feierlichen Ausdruck wird deutlich, dass es sich um ein trinitarisches Geschehen handelt: die Kraft des Höchsten ist der Vater, die Überschattung geschieht durch den Heiligen Geist, und das, was da erscheint, ist der seit Ewigkeit existierende Sohn, nunmehr aber mit der neuen menschlichen Natur.

ZENIT

Mir geschehe nach deinem Wort! Vergessen wir nicht, dass Maria der schlechthin vollkommene Mensch ist. Hätte Gott als Mutter seines Sohnes eine vollkommeneren Frau erschaffen können, hätte er es ja getan. Somit ist Maria in jeder Weise vollkommen. Das bedeutet konkret, sie ist nicht nur die ganz Reine, die ganz Schöne, die Demütigste und Gehorsamste – sie ist auch die intelligenteste Frau, die es je gegeben hat. Sie hat den großen Zusammenhang dieses Geschehens so vollständig erfasst, dass sie in diesem Augenblick stellvertretend für die ganze Menschheit entscheiden und handeln kann. Gewiss ist Maria nicht Schauende wie Christus, sie ist, genau wie wir, Glaubende. Aber sie hat die Bedeutung des Augenblicks erkannt und ihr *Fiat* nicht nur als ihre persönliche Angelegenheit betrachtet, sondern sich als Repräsentantin des Menschengeschlechts gesehen. Dass der Sohn Gottes, den sie in ihrem jungfräulichen Schoß empfängt, der lang ersehnte Messias und Erlöser der Menschen sein wird, sagt der Gottesbote nicht ausdrücklich, aber sicher hat sie es geahnt.

Das große Geschehen, das sich da unbemerkt in der beschaulichen Kammer der Jungfrau Maria abspielt, die Berufung Mariens als Muttergottes, ist etwas absolut Einmaliges. Dennoch können wir uns insofern mit Maria identifizieren, als wir alle von Gott berufen sind. Zwar nicht dazu, ihm das menschliche Leben zu geben, wohl aber dazu, ihn zu den Menschen zu bringen.

Daher die Bedeutung des Angelus-Gebetes für einen jeden von uns.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet. Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

Jesu vollkommene Hingabe

Impuls zum 5. Fastensonntag

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 23. März 2012 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Vor der Liturgiereform hieß der 5. Fastensonntag auch Passionssonntag, er eröffnete die Passionswoche, die acht Tage später mit dem Palmsonntag in die Karwoche übergeht. Mit anderen Worten: jetzt wird es wirklich ernst. Falls wir bisher die Österliche Bußzeit nicht so ganz *comme il faut* gelebt haben, so können wir jetzt nämlich durch die Betrachtung des Leidens Christi den tieferen Sinn dieser liturgischen Zeit in uns aufnehmen.

Stellen wir die Grundfrage: Warum leidet Christus? Wir kennen die Antwort: durch sein Leiden hat er uns erlöst. Schon im Alten Testament spricht der Prophet Jesaja davon: Fürwahr, er hat unsere Krankheit getragen und unsere Schmerzen auf sich geladen (Jes 53,4). Man nennt das Buch Jesaja auch das 5. Evangelium. Es schildert mit bestürzender Deutlichkeit fast acht Jahrhunderte vor Christus wie der Gottesknecht, also Jesus Christus, die Sünden der anderen auf sich nimmt und sie abbüsst. Ja, es wird deutlich von einem stellvertretenden Sühnopfer gesprochen: Mein Knecht, der gerechte, macht die vielen gerecht, er läßt ihre Schuld auf sich (Jes 53,11).

Gewiss, der beleidigten Gerechtigkeit Gottes muss Genüge getan werden. Aber könnte Gott nicht die Sünden der Menschen kraft seiner Allmacht einfach vergeben und löschen? So etwa sehen es die Muslime, die allerdings die Menschwerdung Gottes nicht kennen.

Wenn wir versuchen, dieses offensichtliche Geheimnis etwas zu ergründen, müssen wir zwei Grundwahrheiten akzeptieren.

Gott hat dem Menschen völlige Freiheit gegeben, er kann diese sogar gegen Gott gebrauchen, dann sündigt er. Die Sünde ist das eigentliche Übel. Indem die ersten Menschen gesündigt haben, wurde die vollkommene Harmonie, in der Gott den Menschen und seine Welt geschaffen hatte, empfindlich gestört. Es kamen als Folge der Sünde alle negativen Dinge in die Welt: Hass und Streit, Elend und Kummer, Krankheit und Tod. Im Buch der Weisheit (Weish 1,13) heißt es ausdrücklich: Gott hat den Tod nicht gemacht (sic), d.h. vor dem Sündenfall war die Welt anders, sie war vollkommen und nur gut (logisch, denn Gott macht alles gut). Grund für diese Störung, die nicht nur das Innere des Menschen, sondern auch die äußere Welt beeinträchtigt hat, ist die Sünde, und zwar die Sünde der Menschen, nicht irgendeine nebulöse Sünde der Welt. Wir haben gesündigt, und wir Menschen sind für den daraus folgenden Zustand verantwortlich, den wir zusammenfassen können unter dem einen Begriff: Leid. Gott hat aber den Menschen nicht zum Leiden, sondern zur Freude geschaffen. Wir wehren uns instinktiv gegen das Leiden. So hat auch Jesus selbst im Ölgarten angesichts des vor ihm liegenden Leidens geseufzt und den Vater gebeten, den Kelch vorübergehen zu lassen

Wenn Jesus nun freiwillig das Leiden auf sich nimmt, dann will er dadurch nicht nur die Sünde wegnehmen und verzeihen das ginge auch ohne Leiden er will vielmehr die Krankheit (verstanden im Sinne von

ZENIT

Jesaja) heilen. Er ist wirklich der Heiland. Durch seine Wunden sind wir geheilt worden. (Jesaja 53, 4-5)

Alle die Schäden, die die Sünde in unserm Leib und unserer Seele angerichtet hat, will er von Grund auf heilen. Man könnte auch sagen, er dreht das Rad der Geschichte zurück: die Sünde hatte Leid hervorgebracht, sein Leiden hebt die Sünde wieder auf. Wohlgemerkt: die Sünde und ihre Folgen.

Dann verstehen wir auch, warum Menschen, die in ihrem Leben oft und schwer gesündigt haben, nicht nur die Sünden vergeben bekommen, wenn sie bereuen, sondern, dass Christus außerdem die Wunden, die die Sünde ihnen geschlagen hatte, heilt, so dass diese Personen nicht nur gerettet werden, sondern anschließend zu großen Heiligen emporsteigen können (durch die Gnade Gottes und ihr eigenes Mitwirken). Denken wir an die hl. Maria Magdalena oder den hl. Augustinus.

Aber noch ein drittes gilt es bei der Passion Christi zu bedenken, ein Gedanke, den der Hl. Vater, Papst Benedikt XVI., anspricht. Gott unser Schöpfer könnte mit allem Recht von uns, seinen Geschöpfen, eine vollständige Hingabe an seinen Willen erwarten. Aber wir Menschen tun ihm den Gefallen nicht. Das ist einer der Gründe, warum der Sohn Gottes Mensch geworden ist. Er wollte, stellvertretend für uns alle, dem Vater die vollkommene Hingabe erweisen, die buchstäblich in seiner Selbstaufgabe bestand. Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht. Seine Hingabe ist von unendlicher Fruchtbarkeit.

Hier liegt meines Erachtens für uns der Sinn der Österlichen Bußzeit, dass wir Jesus Christus auf diesem scheinbar paradoxen Weg folgen. Wer an seinem Leben hängt, verliert es; wer aber sein Leben in dieser Welt gering achtet, wird es bewahren bis ins ewige Leben (Joh 12,25).

Der Zeitgeist geht in die entgegen gesetzte Richtung: gesund sein, sich wohlfühlen, möglichst alles Unangenehme vermeiden. Wenn der gläubige Christ meint, dass dies nicht das höchste der Gefühle ist, dann nicht, weil er die Unannehmlichkeiten liebt, sondern weil er weiß, dass eine Abtötung, ein Opfer, ein kleines oder großes, einen Wert hat. Besonders aber dann, wenn er es mit dem Leiden Christi verbindet.

Der Christ kann so beim Werk der Erlösung mitwirken, nach dem Wort des Hl. Paulus: Ich ergänze an meinem Leib, was am Leiden Christi noch aussteht (Kol 1,24). Wenn der Mensch sich so als Miterlöser sieht, erhält sein Leben einen ungeahnten tiefen Sinn. Denn Leiden gibt es in jedem Menschenleben sowieso. Wenn aber der Mensch sein großes oder kleines Leiden mit dem Leiden Christi verbindet, dann hört das Leiden auf, sinnlos zu sein.

Österliche Bußzeit. Sie hat diesen zweifachen Charakter und die jeweils dazu gehörige Konsequenz:

Buße und Wiedergutmachung für unsere Sünden Herzensfriede

Freiwillige Teilnahme am Leiden des Herrn Innige Freundschaft mit Christus.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

ZENIT

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org.

ZG12031903 - 19.03.2012

Permalink: <http://www.zenit.org/article-24553?l=german>

Der hl. Josef 4 young people

Impuls zum Fest des hl. Josef

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 19. März 2012 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Der sel. Johannes Paul II. hatte ein ungewöhnlich starkes Charisma, seine persönliche Art sich zu geben war enorm anziehend. Das empfanden unzählige Jugendliche aus der ganzen Welt, wenn sie ihm begegneten. Er war genau das, was die Jugendlichen *cool* nennen. Und *cool* zu sein, ist das höchste Lob, zumal für einen Erwachsenen. Im Deutschen gebraucht man auch das Wort *Ausstrahlung*. Gewiss hatte er als junger Theaterschauspieler gelernt, wie man davon Gebrauch macht, aber es war in erster Linie sein Wesen. Sein Auftreten, seine männliche Art zu sprechen, seine schöne Bass-Stimme, sein Lächeln, das understatement in seinem Reden, seine unverkennbare Zuneigung, die er besonders jungen Menschen zeigte – das alles war für viele, natürlich nicht nur für Jugendliche, ein starkes Motiv, sich ihm zuzuwenden. Als er später durch Krankheit und Alter die meisten dieser Attribute verlor, blieb die Beliebtheit bestehen. Was deutlich erkennen lässt, dass es sich eben doch nicht nur um eine rein menschliche Faszination handelte, sondern im Gegenteil, dass jetzt hinter der Person die Botschaft zum Vorschein kam, oder anders gesagt, dass viele anfangen, in ihm die Person dessen zu erkennen, dessen Stellvertreter er war.

Das führt uns sogleich zu einem anderen Grund der jugendlichen Begeisterung. Die Botschaft, für die er einstand, so alt und so jung wie das Evangelium – mit einem Wort des hl. Josefmaria Escrivá, war für die jungen Leute eben doch nicht etwas Überholtes. Vielmehr zeigte sich bei ihm jenes Phänomen, das einmal Napoleon im Gespräch mit Papst Pius VII. so formulierte: Heiligkeit, bitte erklären Sie mir, wie folgendes möglich ist. Wenn ich, Napoleon, vor meinen Soldaten stehe und sie mit einer feurigen Rede entflamme, so dass sie sogar ihr Leben für mich hingeben würden, so weiß ich doch auch, dass wenn ich dann nicht mehr in ihrem Gesichtskreis bin, diese Begeisterung sehr schnell erlischt. Nun meine Frage: Ihr Jesus Christus, der nun schon seit über siebzehnhundert Jahren nicht mehr zu sehen ist – wie erklären Sie mir, dass er immer noch so viele Menschen begeistert? Es ist nicht überliefert, was Papst Pius VII. darauf gesagt hat. Was Papst Wojtyła ihm geantwortet hätte, können wir uns vorstellen: die Antwort, die er selbst so oft und so gern in den enthusiastischen Gesichtern seiner jugendlichen Zuhörer gelesen hat. *Jesus Christ, you are my life*.

Versuchen wir, diese Gedanken auf die Person des hl. Josef zu übertragen.

Die Heiligen sind zunächst Menschen, und das bedeutet, sie sind begrenzt. Aber durch das mächtige Wirken der Gnade, mit der sie mitgewirkt haben, öffnet sich ihre Dimension in die Unendlichkeit Gottes. Paulus drückt das aus mit dem Wort vom *alter Christus* – der Mensch, der Christus nachfolgt, wird ein anderer Christus, ja Christus selbst: *ipse Christus*. Und so wie Menschen von dem Mensch gewordenen Gottessohn Jesus Christus begeistert waren und sich von ihm zum Vater führen ließen, so ist der Heilige oder auch die Heilige ein Weg zum Vater, das bedeutet zum ewig ersehnten Glück, insofern der Heilige Christus repräsentiert und nicht im eigenen Namen auftritt. Da nun der Heilige in seinem Wirken auf die Menschen nicht auf sich allein gestellt ist, sondern da Christus durch ihn hindurch wirkt, können wir verstehen, warum sich die Menschen auch dann noch von ihm angesprochen fühlen, wenn seine rein menschlichen Möglichkeit

ZENIT

eingeschränkt werden wie bei dem alten und kranken Papst, dessen Sterben auf Millionen gerade junger Menschen einen großen Eindruck machte und erwiesenermaßen bei vielen eine geistliche Bewegung zu Christus hin bewirkt hat. Nach seinem Tod, da er nun nicht mehr zu sehen ist, hält diese Wirkung an.

Genau das ist die Rolle der Heiligen, auch und gerade dann wenn sie den Blicken der Menschen entzogen sind. Dabei spielt es offensichtlich keine Rolle, ob dieser mit Christus so innig verbundene Mensch vor sieben Jahren oder vor zwanzig Jahrhunderten gestorben ist. Von Johannes Paul II. wird es in Zukunft nur noch Bilder geben (auch bewegliche), und dennoch wird er wenn die Gnade entsprechend wirkt und die Menschen sie auf sich wirken lassen weiterhin die Seelen zu Gott führen.

Unter den vielen Heiligen, die die Kirche verehrt, nimmt der hl. Josef eine besondere Stellung ein, da ihm die Sorge für den Mensch gewordenen Gott anvertraut wurde. Von kaum einem Heiligen gibt es so viele Bilder, Geschichten (einschließlich der Berichte der Evangelien), Gebete etc. Für den heutigen Menschen (nicht nur die Jugendlichen) ergibt sich gerade daraus eine Schwierigkeit: es gibt zu viel, da herrscht ein Überangebot von Aussagen über diesen Heiligen. Dass er aber, wenn wir davon absehen, für junge Menschen ein Vorbild sein könnte, liegt auf der Hand. Er ist ein gewöhnlicher Mensch, kein Mönch, kein Priester, kein Märtyrer. Er lebte ein Leben, mit dem sich jeder identifizieren kann, eine Familie wie tausend andere, eine Arbeit, die ebenfalls im normalen Rahmen bleibt. Gut und schön. Aber wo ist das Besondere, das für den jungen Menschen der Ausgangspunkt sein könnte, um das Licht der Heiligkeit in ihm zu entdecken, wo ist das Charisma, das zunächst nur auf menschliche Weise anzieht, um dann später in übernatürliche Dimensionen hinaufzuführen, wie es bei Johannes Paul II. der Fall war? Mit einem Wort: ist der hl. Josef cool? Und wenn ja, wie kann man das jungen Menschen vermitteln? Zunächst wäre festzustellen, ob man im hl. Josef einen modernen Menschen sehen könnte, denn sonst ist er für Jugendliche sofort out. Ich denke, dass wir in diesem Mann in der Tat alles das finden, was junge Leute heute als modern oder zeitgemäß empfinden.

Er ist zunächst das, was Jugendliche unbedingt wollen: authentisch. Er hat keine Fassade, er ist echt und glaubwürdig.

Er ist gütig und hilfsbereit.

Er kümmert sich um andere, übernimmt Verantwortung.

Er ist treu gegenüber Menschen, die man immer schon geschätzt hat (Jesus und Maria).

Er lebt in seinem Dorf ein normales Leben.

Er arbeitet sehr gut.

Somit wäre eine Voraussetzung gegeben: ich kann in ihm einen möglichen Kumpel sehen, vielleicht sogar einen Freund. Zunächst auf jeden Fall the guy next door. Aber wie kann er mir so lebendig nahe sein, dass Sympathie entsteht? Ich sehe ihn ja nicht.

Hier sind wir Christen gefordert: wir sind es, die die Gestalt dieses Mannes vor den heutigen Menschen, besonders eben den Jugendlichen, sichtbar machen müssen.

Wie machen wir das?

Da sollten wir uns genau derselben Mittel bedienen, die die Gegenseite benutzt, um die Menschen von Gott wegzubringen: der Medien. Über den hl. Josef Schriften verfassen (nicht frömmlicherisch, das kommt bei Jugendlichen überhaupt nicht an), sein Leben in Romanform darstellen, Filme, Videoclips, YouTube, podcasts, twitter. Natürlich muss zunächst auch Geld investiert werden, à fonds perdu. Als nächstes wird sich für junge Menschen die Frage stellen: O.k. der hl. Josef ist ein cooler Typ, aber ist er es auch für mich?

ZENIT

An dieser Stelle gibt uns wiederum der verstorbene Papst einen Hinweis: einer der Gründe für das Ankommen von Johannes Paul II. war seine Väterlichkeit. Wie viele junge Menschen sind heute Opfer der weltumspannenden Strategie des Bösen, der sich als Hauptziel vorgenommen hat, Ehen und Familien zu zerstören. In vielen Ländern, vor allem den fortgeschrittenen gibt es genauso viele zerstörte Familien wie intakte. Die Opfer sind immer die Kinder, besonders wenn sie klein sind. Aber auch Jugendliche, die bereits volljährig sind, leiden unendlich am Verlust des Vaters bzw. der Mutter. Meistens des Vaters, weil die Kinder in der Regel der Mutter zugesprochen werden. Die moderne Psychologie stellt erschreckende Defizite fest bei Kindern, die ohne Vater aufwachsen. Der junge Mensch sucht sich dann einen Ersatzvater, meist in irgendeinem Idol, das dieser Rolle gar nicht gerecht werden kann. Das eben war einer der Gründe für die Zuneigung so vieler Jugendlicher zum verstorbenen Papst. Und genau das finden sie wenn man sie in geeigneter Weise darauf hinweist beim hl. Josef.

Escrivá nennt den hl. Josef Unser Vater und Herr . Und er weist darauf hin, dass Josef wie kein anderer Heiliger die Vaterschaft des Himmlischen Vaters widerspiegelt. Wenn erst einmal die Sympathie geweckt und fundiert ist, dann können die jungen Leute weitere Züge am Hl. Josef entdecken, die sie zunächst nicht suchen würden: seine Tugenden. Wie kaum ein anderer Heiliger macht der hl. Josef deutlich nicht durch Worte, sondern durch sein Leben dass die Tugenden dem Menschen zu seiner wahren Verwirklichung verhelfen. Eines der Ideale des heutigen Menschen ist ja die Selbstverwirklichung . Der Mensch will zur Fülle dessen gelangen, was in ihm steckt. Der Irrtum liegt aber oft darin, dass der Mensch dieses Ziel, das unser Schöpfer ohnehin für uns vorgesehen hat, meint, selber erreichen zu können. Er kann es nicht. Hier kann der hl. Josef eine Hilfestellung geben, denn wenn man ihn erst als sympathisch erlebt, dann kommt man auch dahinter, dass es seine Tugenden sind, die den beispielhaften Mann hervorgebracht haben, als den wir ihn kennen. Hat man erst einmal erlebt in einer entsprechenden Liturgie, einer Wallfahrt oder im persönlichen Gebet wie väterlich sich dieser Heilige vom Himmel aus um die Menschen kümmert (Gebetserhörungen, miteinander darüber sprechen etc.), dann kann man auch in Kauf nehmen , dass seine großartige Persönlichkeit aus Tugenden hervorgeht, die man anfangs nicht wollte.

Da sind der Gehorsam, die Keuschheit, die Ausrichtung auf den Willen Gottes, die Demut. Vielleicht wird der eine oder andere sagen: Der hl. Josef ist wie meine Oma (oder wie Johannes Paul II. oder sonst ein schon bekanntes Vorbild); ich halte mich (noch) nicht daran, was er mir durch sein Leben sagt, aber er hat recht .

Einmal auf den Weg gebracht, werden viele Jugendliche den Weg weitergehen. Wir können sicher davon ausgehen, dass der hl. Josef selbst, der ja eine reale Person ist, nicht untätig sein wird. Ist der Kontakt einmal hergestellt (der junge Mensch hat zuhause ein Bild vom Heiligen, er geht regelmäßig zur Hl. Messe, gewöhnt sich vielleicht an, eine Kerze vor dem Bild des hl. Josef anzuzünden etc.), wird der Heilige dem Betreffenden in der Stille des Gebets Anregungen, Zeichen seiner väterlichen Zuneigung geben. Die Freundschaft vertieft sich. Und an der Hand dieses geistlichen Vaters erfährt der junge Mensch Näheres über denjenigen, der auf Erden viele Jahre seines Lebens in Josef den Vater gesehen und geehrt hat: Jesus Christus.

Nach einiger Zeit beginnt er, einige seiner bisherigen Ansichten über die Kirche, über Christus zu revidieren. Er erkennt, wie haltlos die üblen Vorwürfe sind, die er bisher von anderen oder von den Medien kritiklos übernommen hatte. Später wird er erkennen, dass es auch in der Kirche, die heilig ist, menschliche Schwächen gibt. Er wird dafür nach und nach Verständnis aufbringen und zu dem Schluss kommen, dass man für die anderen beten muss. Überhaupt wird ihm gerade durch den Gottesdienstbesuch die Gemeinschaft der Heiligen , zu der er sich nun zugehörig fühlt, tiefer bewusst, und er erfährt die Freude, nicht allein zu sein.

Der hl. Josef, der seinen Schützling nie verlässt, wird genauso wie die Mutter des Herrn alles daran setzen, dass man nicht bei ihm verbleibt, sondern das innere Leben, das inzwischen gekräftigt ist, ganz und gar auf Christus konzentriert.

ZENIT

Inzwischen hat der junge Mensch nach und nach seine Vorurteile gegen die Tugenden ad acta gelegt, da er erkannt hat, dass die Tugenden den Menschen nicht beengen, sondern im Gegenteil ihn erhöhen, ja sogar verschönen.

Er stellt am Leben des hl. Josef fest, wie schön die Tugend der Demut ist, dass sie nicht nur vor Gott die angebrachte Haltung ist, sondern dass der Mensch dadurch eine Würde bekommt, die die Welt nicht geben kann. Er findet auch ein neues Verhältnis zum Gehorsam, jener Tugend, die infolge des schändlichen Missbrauchs, den die Nazis damit trieben, auf Jahrzehnte hinaus in Misskredit geraten war. Nun sieht er, dass derjenige, der Gott gehorcht, nicht nur keine knechtische Kreatur ist, sondern dass er im Gegenteil einen sehr souveränen Stand im Leben hat. Und schließlich wird ihm, wenn er die Tugend der Keuschheit in sein Denken hereinlässt, bewusst, wie sehr er in dem Bereich der Sexualität von den meinungsbildenden Medien manipuliert worden ist. Er sieht auf einmal ein, dass man das Aids-Problem nicht mit der Verteilung von Kondomen lösen kann, dass junge Menschen, die den Sexrummel nicht mitmachen, nicht etwa verklemmt, sondern sympathisch und attraktiv sind, und dass es vielleicht doch nicht der Sinn des Lebens ist, möglichst viel Spaß zu haben. Am Beispiel des hl. Josef sieht er immer deutlicher, dass es den Menschen beglücken kann, alles für Christus zu tun und hinzugeben. Der hl. Gründer des Opus Dei, Josemaría Escrivá legte Wert darauf, dass der hl. Josef in künstlerischen Darstellungen nicht als alter Mann wieder gegeben werden sollte, wie es auf manchen alten Bildern gezeigt wird, offenbar mit dem Hintergedanken, dass wohl nur ein alter Mann mit einer schönen jungen Frau zusammen leben kann, ohne dass Geschlechtlichkeit im Spiel ist. Escrivá meinte, das hieße, junge Leute zu unterschätzen, die durchaus die Tugend der Keuschheit in der Form der Enthaltensamkeit leben können, nämlich um der Liebe Christi willen.

Mit Blick auf den Gekreuzigten findet der Jugendliche dann früher oder später zu der Einsicht, dass sogar Leiden einen Sinn haben kann, und dass man eigene Schwierigkeiten und Probleme mit dem Leiden des Herrn in Verbindung bringen kann.

So kommt der junge Mensch zu einer inneren Reife, die mit der äußeren kongruent verläuft. Er stellt fest, dass die scheinbaren Paradoxa der Bergpredigt eine höhere Weisheit darstellen. Dann schaut er wieder auf seinen Adoptivvater, den hl. Josef, und es wird ihm vielleicht erst nach vielen Jahren bewusst, dass dieser einfache, treue, gottliebende Mann in der Wirklichkeit des Himmels, die die eigentliche Realität ist, ein großer Fürst und König ist. Und schließlich wird ihm klar, dass auch er selber von dem unerfahrenen Studenten oder Lehrling, der er einmal war, unbemerkt selber zu einer Persönlichkeit heranwächst und er einmal mit den Heiligen im Licht wandeln wird.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba.*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org.

ZG12031608 - 16.03.2012

Permalink: <http://www.zenit.org/article-24546?l=german>

Laetare - Freue dich

Impuls zum vierten Fastensonntag

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 16. März 2012 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Wenn uns die Kirche an diesem vierten Sonntag in der Fastenzeit in ihrer Liturgie zur Freude auffordert, und wir uns fragen, wie komme ich an die Freude, mir ist nicht danach zumute?, dann hören wir im Evangelium als Ergänzung das Wort vom Glauben: &..damit jeder, der an ihn glaubt, in ihm das ewige Leben hat (Joh 3,14).

Habe ich mehr Freude, wenn ich an Christus glaube? Nicht Jedem ist das unmittelbar einsichtig. Es kommt ein dritter Begriff hinzu: die Wahrheit. Nicht an irgendetwas glauben, sondern an die Wahrheit.

Auch wenn viele Menschen heute bewusst oder unbewusst Opfer der Relativierungs-Ideologie geworden sind (die Wahrheit ist relativ, es gibt keine objektive Wahrheit), so besteht in den Herzen vieler nach wie vor die Sehnsucht nach der Wahrheit. Oft ist es nur ein diffuses Gefühl, und nicht immer gelingt der Schritt, der tatsächlich viel Glauben erfordert: Die Wahrheit ist nicht ein Begriff, die Wahrheit ist eine Person, nämlich Jesus Christus. Wer ihn gefunden hat, für den ist die Objektivität der Wahrheit unmittelbar einsichtig.

Und dann: Wer an ihn glaubt, wird nicht gerichtet; wer nicht glaubt, ist schon gerichtet . Wieder ein Wort, das manch einen zum Widerspruch reizt: Wer soll mich denn richten? Ich bin ein loyaler Staatsbürger, der seine Steuern bezahlt und sich nichts zuschulden kommen lässt .

Und doch, auch hierzu hat jeder Mensch in der Tiefe seines Herzens eine Vorstellung: Einmal muss ich doch Rechenschaft ablegen, jemand wird mich dann fragen: was hast du aus deinem Leben gemacht?

Was wir Menschen tief in unserem Herzen mit uns führen wie ist es zu erklären? Sind das Archetypen, wie die Psychologen sagen, Erinnerungen an eine frühere Existenz? Vielleicht ist es aber tatsächlich das, was Augustinus unübertrefflich so ausdrückt: Auf dich hin, Herr, hast du uns geschaffen, und unruhig ist unser Herz, bis es ruhet in dir .

Jesus Christus ist die Wahrheit, da er Gott ist. Aber immer wieder spüren wir bei seinen Worten, wie schwer es ihm fällt, von seiner eigenen Größe zu sprechen. Statt ich komme in die Welt , sagt er das Licht kam in die Welt . Es ist also so, dass die personifizierte Wahrheit auch deutlich macht, was wahre Tugend ist, denn das Wahre und das Gute und das Schöne gehören untrennbar zusammen. Daraus folgt: wir sollen also nicht nur annehmen, was Jesus sagt die Wahrheit , sondern ihn nachahmen, in der Wahrheit leben . Dazu gehört eben die Demut. Und wir sollen nicht den Weg derjenigen gehen, die die Finsternis mehr lieben als das Licht . Ihre Taten sind böse.

So kurz das Evangelium des heutigen Sonntags ist, so reich ist es an ausgesprochen positiven Begriffen: Wahrheit, Glaube, Licht, ewiges Leben.

ZENIT

Was bringt uns das nun? Die österliche Bußzeit ist halb vorbei, und es empfiehlt sich, wenn wir bisher noch nicht allzu viel daraus gemacht haben, den Rest gut zu nutzen. In Kürze geht es auf die Karwoche zu, d.h. wir werden Gelegenheit haben, im Gebet und im Gottesdienst das Leiden des Herrn zu betrachten. Lassen wir uns hineinnehmen in diesen uralten Kampf des Lichtes gegen die Finsternis. Durch Gebet, Sakramentenempfang und gute Werke können wir unmittelbar dazu beitragen, dass das Licht sich mehrt und die Finsternis zurückgedrängt wird. Lösen wir uns ganz aus der Diktatur des Relativismus, von der der Hl. Vater spricht.

Am Karfreitag sieht es so aus, als ob die Finsternis das Licht ganz besiegt hätte. In Wirklichkeit war es die Stunde des größten Triumphes Jesu Christi. Wie Mose die Schlange in der Wüste erhöht hat, so muss der Menschensohn erhöht werden, damit jeder, der an ihn glaubt, in ihm das ewige Leben hat. Der ans Kreuz geheftete Jesus wird auf dem Berg Golgotha buchstäblich erhöht. Und wir, wenn wir ihm nachfolgen, mit ihm, denn wer die Wahrheit tut, kommt zum Licht (Joh 3,21).

Daher also aus gutem Grund: Laetare freue dich!

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba.*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org.

ZG12030902 - 09.03.2012

Permalink: <http://www.zenit.org/article-24510?l=german>

Eifer für Gott?

Impuls zum 3. Fastensonntag

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 9. März 2012 (ZENIT.org). - Kann das denn sein? Dass Jesus, der vollkommene Mensch, die Nerven verliert und um sich schlägt? Das Evangelium vom 3. Fastensonntag berichtet uns Folgendes. Jesus sieht das unwürdige Treiben der Händler und Geldwechsler im Tempel, die nicht nur sanfte Tauben verkaufen, sondern auch blökende Schafe und Rinder, die gelegentlich etwas unter sich lassen. Die Szene ist wirklich grotesk. Und Jesus machte eine Geißel aus Stricken und trieb sie alle aus dem Tempel hinaus, ja noch schlimmer, er missachtet sogar das Geld, das damals wie heute vielen Menschen heilig ist: das Geld der Wechsler schüttete er aus und ihre Tische stieß er um (Joh 2,13).

Oder hat er vielleicht doch richtig gehandelt?

Ich denke, wir können im Verhalten Jesu zwei Motive erkennen, ein natürliches und ein übernatürliches. Natürlicherweise ist es ganz klar, dass er die in jeder Weise angemessene Tempelreinigung nicht erreicht hätte, wenn er, wie es seiner Gewohnheit und Mentalität entsprach, mit Ruhe und Sanftmut darum gebeten hätte, das Treiben abzustellen. Es wäre sicher nichts erfolgt. Dass er nun sehr zornig wurde, lässt uns etwas sehr Wichtiges über die Natur des Menschen erkennen.

Wenn man sich den inneren Aufbau des Menschen vor Augen hält, so stellt man fest, dass er im Innern ähnlich gebaut ist wie im Äußeren. Will sagen, die verschiedenen Seelenkräfte haben untereinander eine Rangordnung wie die Elemente des sichtbaren Körpers. Vereinfacht gesagt: das Wichtige ist oben. Von oben nach unten, d.h. vom Wichtigen zum weniger Wichtigen: Verstand und Wille bilden sozusagen die Chefetage, darunter kommen die Gefühle, darunter die Leidenschaften, noch darunter die Instinkte. Für viele Menschen heute ist es nicht mehr klar, dass Verstand und Wille die übrigen Seelenkräfte dirigieren müssen, wenn der Mensch nicht aus den Fugen geraten soll. Der Fehler, der heutzutage am häufigsten vorkommt, ist der, dass man das Gefühl an die oberste Stelle setzt (hier hat Goethe mal nicht recht, wenn er sagt: Gefühl ist alles, Name ist Schall und Rauch, Faust I, Marthens Garten). Wenn das Gefühl bestimmt, und Verstand und Wille zurückstehen müssen, passieren die heute so häufigen Katastrophen, die meist in Scheidungen oder Schlimmerem enden (ich liebe doch diese Frau die jüngere über alles; ich bin zwar schon verheiratet, aber ich empfinde nichts mehr für meine jetzige Frau). Und so folgt man seinem Gefühl, das sich hier, wie es erfahrungsgemäß manchmal vorkommt, irrt, und trifft eine falsche Entscheidung.

Noch bedenklicher aber, wenn die Leidenschaft sich vom Verstand und vom leitenden Willen losmacht. Jede Leidenschaft, z.B. der Hass, die Eifersucht, die sexuelle Leidenschaft und eben auch der Zorn können Verheerungen anrichten, wenn sie nicht gebändigt werden. Das weiß jedes Kind. Heißt das also, dass Gefühle, Leidenschaften oder gar Instinkte schlecht sind? Keineswegs, Gott hat ja dem Menschen diese Seelenkräfte gegeben. Die Tragik besteht nur darin, dass der Mensch durch die Ursünde und die eigenen Sünden jene Harmonie verloren hat, die beim paradiesischen Menschen dafür sorgten, dass das Ganze im Einklang war. Verstand und Wille sollten der Wagenlenker sein, der die wilden Pferde der übrigen Kräfte im

ZENIT

Zaum hält, das wussten schon die Heiden (vgl. Platon, Phaidros).

Aber zurück zum Sonntagsevangelium. Wir sehen an diesem konkreten Beispiel, dass Jesus tatsächlich nicht nur vollkommener Gott, sondern auch vollkommener Mensch ist. Seine menschliche Vollkommenheit sorgt dafür und zeigt uns, dass die Seelenkraft des Zornes nicht zum Zerstören, sondern zum Aufbauen verwendet werden kann. Er musste in der Tat seinen Zorn in Anschlag bringen ihn natürlich zügelnd denn sonst wäre sein Wunsch, den Tempel von unwürdigem Treiben zu reinigen, nicht durchsetzbar gewesen. Hätte er freundlich darum gebeten, wäre nichts erfolgt. So aber verleiht ihm der Zorn den notwendigen drive, um das Richtige zu realisieren.

Übrigens ist es mit dem Gefühl nicht anders. Das Gefühl ist sehr oft eine wirkliche Hilfe, das Richtige zu sehen oder zu tun, solange der Verstand die Oberhand behält. Auch im religiösen Leben ist dies oft sehr wichtig, denn auch da kann das Gefühl, wenn es vom Verstand losgelöst ist, aus dem Ruder geraten (s. manche sog. Erscheinungen).

Was aber ist das übernatürliche Motiv Jesu? Der Evangelist, Johannes, sagt es uns: Seine Jünger erinnerten sich an das Wort der Schrift: der Eifer für dein Haus verzehrt mich (Joh 2,17). Nicht weil sich so ein Treiben für ein öffentliches Gebäude nicht gehört, ist Jesus so radikal dagegen, sondern weil es das Haus Gottes ist.

Eifer für die Dinge Gottes? Klingt uns da nicht bereits das Dampfwalzenargument Fundamentalismus im Ohr? Wie kann man sich denn für Gott ereifern? Und darf man die berechtigten Interessen der Händler im Tempel einfach so niedermachen? Das wäre sicher in unserem pluralistischen Staat nicht möglich!

Interessanterweise ist das Israel zur Zeit Jesu eine genauso plurale Gesellschaft wie die unsere: es gibt das offizielle Judentum, verschiedene Varianten davon (Essener u.a.), die heidnischen Römer und Griechen, die neuen Kulte wie Mithras, Kybele oder Sol invictus usw. Aber alle Gläubigen dieser Religionen hätten für das Verhalten Jesu Verständnis gehabt, denn sie hatten sicher für ihr eigenes Gotteshaus auch einen mehr oder weniger großen Eifer. Unsere Zeit ist nicht besser und nicht schlechter als andere Zeiten, aber was ihr, wenigstens in unseren Breiten, weitgehend fehlt, ist der Glaube. Die Vorsteher der Juden, die Jesus zur Rede stellen Mit welchem Recht tust du das?, bezweifeln nicht die Notwendigkeit der Reinigung des Tempels. Sie haben nur etwas dagegen, dass Jesus das tut.

Und wir heute? Ein Ereignis wie das im Evangelium vom heutigen Sonntag berichtete nehmen wir im Gottesdienst zur Kenntnis. Vielleicht denken wir: Na ja, Jesus muss ja so handeln. Ich hätte das sicher anders gemacht. Kleine Gewissenserforschung zur Fastenzeit: wie wichtig ist mir Gott? Das alte Israel hatte da eine Maxime, die auch heute noch ihre Gültigkeit hat:

Höre, Israel, der Herr ist unser Gott, der Herr ist einzig (Dtn 6,4). Gepriesen sei Gottes ruhmreiche Herrschaft immer und ewig! Darum sollst du den Ewigen, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzer Kraft. (Diese Worte, auf die ich dich heute verpflichte, sollen auf deinem Herzen geschrieben stehen. Du sollst sie deinen Kindern erzählen. Du sollst von ihnen reden, wenn du zu Hause sitzt und wenn du auf der Straße gehst, wenn du dich schlafen legst und wenn du aufstehst. Du sollst sie als Zeichen um dein Handgelenk binden. Sie sollen als Merkzeichen auf deiner Stirn sein. Du sollst sie auf die Türpfosten deines Hauses und in deine Tore schreiben. (Dtn 6,5-9)

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba.*

| [More](#)

ZENIT

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

Glaubensschwach?

Impuls zum 2. Fastensonntag

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 2. März 2012 (ZENIT.org). - Am 2. Fastensonntag wird im Evangelium des hl. Markus beschrieben, wie Jesus mit dreien seiner Jünger auf einen Berg steigt – der Überlieferung nach war es der Berg Tabor –, wo er vor ihren Augen verwandelt wurde (Mk 9,2). Zu seiner Rechten und zu seiner Linken erscheinen außerdem zwei Propheten, Mose und Elija, die Jahrhunderte vor ihm gelebt haben. Die drei reden miteinander. Die drei Apostel Petrus, Jakobus und Johannes fallen vor Schreck zu Boden, Petrus sagt das berühmte Wort von den drei Hütten, die er gerne bauen würde, eine für Jesus, eine für Mose und eine für Elija. Der Evangelist fügt hinzu: Er wusste aber nicht, was er sagte. Damit soll angedeutet sein, dass die drei Männer angesichts des übernatürlichen Geschehens ihrer Sinne nicht ganz mächtig sind. Was die anderen drei Männer, Jesus und die beiden Propheten miteinander besprechen, wird nicht berichtet. Höchstwahrscheinlich sprechen sie über das Wichtigste, über das, was Gott und die Menschen interessiert: die Erlösung des Menschengeschlechts. Nach der klassischen Deutung steht Mose für das Gesetz und Elija für das Prophetentum, Jesus aber für die Erfüllung beider.

Für Petrus, Jakobus und Johannes muss dieses Erlebnis sehr aufwühlend gewesen sein, kennen sie doch bisher Jesus nur als den bescheidenen Wanderprediger, der zwar beim Volk sehr beliebt ist, aber gleichzeitig bei den Führern des Volkes umstritten. Nun aber sehen sie ihn, wie er wirklich ist, strahlend und machtvoll. Die größten Persönlichkeiten des Alten Bundes behandeln ihn mit Respekt. Außerdem erschallt eine Stimme, die ruft: Das ist mein geliebter Sohn, auf ihn sollt ihr hören!

Als kurz darauf alles wieder vorbei ist, und die vier wieder vom Berg herabsteigen, werden die Apostel innerlich sehr damit beschäftigt gewesen sein, das Erlebte richtig einzuordnen und zu verarbeiten. Was war der Sinn dieses Geschehens? Dass Jesus übernatürliche Kräfte hatte, war den Jüngern nicht verborgen geblieben. Er heilte viele, teils unheilbare Kranke, er erweckte sogar einige Tote und trieb Dämonen aus. Gewiss konnte das alles auch eine natürliche Erklärung haben. Die Heilung der Kranken konnte psychisch verursacht sein, der Tote konnte scheinot sein, und was die Leute als Dämonen bezeichneten, konnten ja irgendwelche psychische Störungen sein. Seien wir ehrlich: auch wir, die wir ohnehin nicht dabei waren, können immer wieder, wenn wir wollen, die Wunder Jesu weginterpretieren (und es wird sich immer ein Exeget finden, der uns den Gefallen tut). Ganz sicher aber erweist sich in diesen Randunschärfen der Wunder die ganze Barmherzigkeit Gottes, der den Menschen nicht festnageln will, und der dem Unglauben immer noch ein Schlupfloch lässt. Er will ja, dass wir glauben, weil wir wollen, nicht weil wir müssen.

Allerdings erinnern sich die Jünger vielleicht, während sie den Berg hinunterstiegen, an jenes Erlebnis mit dem fürchterlichen Sturm auf dem See Genesareth, der ihr Schiffelein fast zum Kentern gebracht hätte. Jesus, der geschlafen hatte, erhob sich und gebot dem Sturm: Schweig, sei still! und sofort war das Unwetter vorbei. So etwas ist einem normalen Sterblichen niemals möglich. Dass die entfesselten Naturkräfte einem Menschen aufs Wort gehorchen, kommt nicht vor. Bezeichnenderweise sind bei diesem eklatanten Wunder außer den Jüngern keine Zeugen zugegen.

ZENIT

Was aber sollten sie zu dem neuerlichen Sichtbarwerden der Macht und Herrlichkeit Jesu sagen? Warum zeigte er das nicht allen Menschen? Wäre dann die Verkündigung des Reiches Gottes nicht viel leichter gewesen? Eine Frage, die sich die Christen immer wieder stellten und stellen.

Für uns aber gilt außerdem: nachdem das Erlösungswerk Jesu Christi vollendet war, hat der Herr das Wunder sozusagen institutionalisiert. In den Sakramenten geschehen täglich auf der ganze Erde gewaltige Zeichen. Bei der Firmung erhält der Mensch die Gabe Gottes, den Hl. Geist, bei der Taufe wird aus einem Geschöpf Gottes ein Kind Gottes. Und mehr noch: bei der Hl. Messe wird aus Brot und Wein der Leib und das Blut Jesu Christi. Diese Wandlung ist beinahe noch überwältigender als die Verwandlung Jesu auf dem Tabor. Damals war Jesus ja schon vorher zugegen, nur dass er seine Herrlichkeit, wie gewohnt, verborgen hatte. Bei der Wandlung in der Hl. Messe werden aber harmlose Gegenstände des täglichen Nahrungsbedarfs in die Person Jesu umgewandelt.

Unser Problem ist: alle diese objektiv realen Wunderdinge sind für unsere Sinne nicht wahrnehmbar. Und es ist verständlich, dass wir wieder fragen: wäre die Verkündigung nicht viel leichter, wenn man wenigstens etwas von diesen Herrlichkeiten Jesu des Herrn wahrnehmen könnte? Ein plötzlicher Glanz bei der hl. Wandlung, ein verklärtes Lächeln des eben getauften Kindes, leuchtende Augen beim gefirmten Jüngling?

Nichts davon.

Der Herr will unseren Glauben. Die Zeitgenossen Jesu, die den Herrn sahen, hatten es nicht leichter als wir. Auch sie mussten glauben. Petrus, Jakobus und Johannes sollten später beim Anblick der Todesangst Jesu im Ölgarten in der Erinnerung an seine Verklärung in ihrem Glauben gestärkt werden, den sie vielleicht sonst verloren hätten.

Wenn wir einmal schwach sind im Glauben, soll uns das nicht anfechten. Der Herr weiß das ja. Und auch uns gibt er die notwendigen Hilfen, damit wir im Glauben nicht wanken. Die größte Hilfe ist dabei, das was der himmlische Vater den Jüngern zuruft: Das ist mein geliebter Sohn, auf ihn sollt ihr hören! (Mk 9,9)

Als Christus durch seine Auferstehung sein Erlösungswerk vollendet hatte, ließ er nämlich durch Maria Magdalena seinen Jüngern ausrichten: Ich gehe hinauf zu meinem Vater und eurem Vater, zu meinem Gott und eurem Gott (Joh. 20,17). Hier gilt das gleiche wie bei dem Jesuswort: Siehe da, dein Sohn. Siehe da, deine Mutter (Joh 19,27). Alle Menschen sind gemeint. Wir alle sind Brüder und Schwestern Jesu Christi, der himmlische Vater ist unser Vater. Und so tröstlich die Mutter Gottes ist unsere Mutter.

Wenn wir das wirklich im Glauben tun, nämlich auf den geliebten Sohn hören mit allem, was das mit sich bringt, dann muss das Leben gelingen.

Das größte Wunder aber erwartet uns danach: wir selbst werden verwandelt.

Und dann können wir Gott schauen.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba.*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

ZENIT

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG12022402 - 24.02.2012

Permalink: <http://www.zenit.org/article-24450?l=german>

Hingabe

Impuls zum 1. Fastensonntag

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 24. Februar 2012 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - In diesem Lesejahr wird am 1. Fastensonntag aus dem Evangelium des Hl. Markus gelesen, wie immer bei diesem Evangelisten: kurz und bündig. Vom Geist getrieben geht Jesus in die Wüste, wo er vierzig Tage bleibt. Dass Jesus in dieser Zeit streng gefastet hat, erwähnt Markus nicht, wahrscheinlich weil er es bei seinen Lesern als bekannt voraussetzt.

Bei den anderen Evangelisten wird deutlich beschrieben, dass Jesu Fasten ein radikales ist – am Ende der vierzig Tage hungerte ihn, und die Versuchung des Teufels, seine Wundermacht zu gebrauchen und die Steine in Brot zu verwandeln, wird den Herrn nicht unberührt gelassen haben. Wie alles, was der Sohn Gottes in seinem irdischen Leben tut, ist auch das strenge Fasten, mit dem er sein öffentliches Leben einleitet, exemplarisch gemeint. Er rät uns, das Fasten zu üben, aber er sagt es uns nicht nur, er selber tut es. Das gleiche gilt für die beiden anderen konkreten Ratschläge, die der Herr uns für die Fastenzeit gibt, und wie wir sie vor wenigen Tagen am Aschermittwoch im Evangelium gehört haben: das Gebet und das Almosengeben.

Bei einer Gelegenheit beobachten die Jünger, wie Jesus so eindrucksvoll und innig zum Vater betet, die ganze Nacht hindurch, dass sie ihn bitten: Herr, lehre uns beten! Und Jesus lehrt das Vaterunser. Aber hat Jesus auch selbst Almosen gegeben? Dass er einem Bettler Geld gegeben hätte, ist wohl nicht überliefert. Er hatte ja auch nichts, nicht einmal eine eigene Wohnung. Der Menschensohn hat nichts, wo er sein Haupt hinlegen kann (Lk, 9,58).

Aber dennoch ist er auch im Almosengeben das ganz große Vorbild. Denn jemandem ein Geldstück in die Hand zu drücken, wenn man selbst genug davon hat, ist weiter nichts Besonderes. Aber wenn Almosen geben heißt, einem anderen von seinem Eigenen etwas zu geben, dann hat Jesus ständig Almosen gegeben. Er hat bekanntlich viele Kranke geheilt, den Menschen Rat und Zuspruch gegeben, ja mehr noch: durch seine Predigt den Menschen den Weg zum ewigen Leben gewiesen. In all dem hat er unablässig den Menschen (die übrigens seine Geschöpfe waren und eigentlich für ihn bereit stehen müssten), mit der größten Selbstverständlichkeit und bis zur völligen Selbstverleugnung zur Verfügung gestanden.

Wenn wir das Almosengeben unter diesem Gesichtspunkt betrachten, erledigt sich von selbst der Einwand, den der moderne Mensch gegen die drei Aschermittwoch-Ratschläge vorbringen könnte. Manche mutmaßen nämlich, dass die Lehre Christi nicht mehr in unsere Zeit passt, eben weil das Fasten, das die Christen sowieso kaum einhalten, inzwischen nur noch im Gesundheitsbereich bzw. im Hinblick auf die schlanke Linie eine Rolle spielt; weil ferner das Almosen in unserem Sozialstaat überflüssig geworden ist und es ohnehin keine echten Bettler gibt; und auch das Beten vielen Menschen fremd geworden ist, denn man ist ja heute gern Agnostiker.

Sind wir es wirklich?

ZENIT

Bei näherem Hinsehen werden die drei Fastenvorschläge tatsächlich für Menschen des 21. Jahrhunderts sehr aktuell. Allerdings ist der Glaube oder der Wunsch zu glauben Voraussetzung. Kehrt um und glaubt an das Evangelium! (Mk 1,15) wurde uns bei der Austeilung des Aschenkreuzes zugerufen. So selbstzufrieden ist der moderne Mensch denn doch nicht, dass er das Wort von der Umkehr nicht verstünde. Am Aschermittwoch sind erfahrungsgemäß die Kirchen jedes Jahr voll, und es steht den Menschen ins Gesicht geschrieben, dass sie nicht unbedingt so weitermachen wollen wie bisher. Manch einer hat einen nur schwachen Glauben. Aber das ist nichts Neues. Schon unter den Zuhörern Jesu findet sich einer, der sagt: Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben! (Mk 9,23)

Jeder von uns kann eine solche Aufstockung seines Glaubens gebrauchen. Machen wir Gebrauch von den drei Ratschlägen: pflegen wir das tägliche Gebet (nicht nur das Tischgebet), üben wir uns in kleinen Verzicht (Essen, Trinken, Rauchen, Fernsehen, Computer etc.) und vor allem springen wir immer wieder über unseren eigenen Schatten, indem wir großzügig sind und uns wie Jesus den anderen zur Verfügung stellen, auch und gerade, wenn es auf unsere eigenen Kosten geht. Der Hl. Vater gebraucht gerne das Wort Hingabe, besonders wenn er von dem Tod Jesu am Kreuz spricht, der ja der Schluss- und Höhepunkt der Fastenzeit sein wird. Er sagt, der Sohn Gottes wurde ein Mensch, um dem Vater eine vollkommene Hingabe zu bezeigen, etwas, das eigentlich wir Menschen tun sollten, aber nicht tun.

Jesus erlebt in der Wüste, dass seine Hingabe honoriert wird, nicht von den Menschen, die nicht anwesend sind, dafür aber von den anderen Lebewesen: den wilden Tieren, die in seiner Nähe zahm werden (denn sonst könnte der Evangelist nicht sagen: er lebte bei den wilden Tieren) und den Engeln, die ihm dienen.

Wenn wir die Nachfolge Christi ernst nehmen und dazu ist jetzt Gelegenheit wird auch unsere Hingabe einmal ihren Lohn finden, der uns überraschen wird.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba.*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet. Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org.

Political correctness oder mehr?

Impuls zum 7. Sonntag im Jahreskreis

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 17. Februar 2012 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). Ist es leichter, zu dem Gelähmten zu sagen: Deine Sünden sind dir vergeben!, oder zu sagen: Steh auf, nimm deine Tragbahre und geh umher?

Die Begebenheit von dem Gelähmten, den Jesus heilt, wird uns vom Evangelisten Markus berichtet. Wieder ist Jesus von einem Schwarm von Pharisäern und Schriftgelehrten umgeben, die höllisch aufpassen, ob er etwas gegen das Gesetz tut oder sagt. Schon glauben sie ihn gepackt zu haben, als er zu dem Gelähmten sagt: Deine Sünden sind dir vergeben. Denn sie sagen mit Recht, Sünden vergeben kann doch nur Gott, was bildet er sich ein? Aber als Jesus dann den unheilbar Gelähmten von seinem physischen Leiden befreit, wird ihnen bewusst, welche Macht dieser Mann haben muss.

Die Vollmacht, Sünden zu vergeben, hat Jesus, der Sohn Gottes, den Priestern übertragen, so dass die Sündenvergebung nicht mehr an ein außerordentlich machtvolles Auftreten gebunden ist. Dennoch ist sie im Grunde nicht weniger spektakulär, denn der unsichtbare Vorgang der Sündenvergebung ist mindestens genauso bedeutend der der Krankenheilung.

Das will Jesus andeuten mit der Frage: was ist leichter? Scheinbar ist es leichter, die Sünden des Gelähmten (die wir nicht kennen) zu vergeben – eigentlich nur ein Wort, niemand sieht einen Unterschied zu vorher während die plötzliche körperliche Heilung enormes Aufsehen erregt.

Fazit: in jeder Beichte geschieht unsichtbar etwas, das einer großen Krankenheilung gleichkommt.

Noch ein weiteres scheint diese Begebenheit aussagen zu wollen.

Der Gelähmte und seine Freunde ergreifen ungewöhnliche Maßnahmen, um den Kranken zu Jesus zu bringen. Wegen der Menschenmenge kommen sie nicht durch, daher lassen sie ihn von oben durch die aufgeschlagene Decke zu Jesus herab.

Ordentlich veranlagte Menschen würden einwenden, dass es nicht korrekt ist, in einer fremden Wohnung einen Schaden anzurichten, auch wenn es in guter Absicht geschieht. Aber hier sehen wir die Einstellung Jesu, der sich immer wieder beeindrucken lässt, wenn die Menschen einen starken Glauben haben. Nicht dass wir fremdes Eigentum beschädigen dürfen, solange wir nur eine gute Absicht haben – das wäre nicht die richtige Konsequenz. Wohl aber sollen wir dem Glauben an Christus einen so wichtigen Platz einräumen, dass alles andere dagegen zurücktritt.

Genau das will der Herr uns immer wieder klar machen. Die Notwendigkeiten des äußeren Lebens haben ihren Stellenwert, aber das, was mit Gott zu tun hat, geht unbedingt vor.

ZENIT

Ist das nicht auch die Schwachstelle in unserer heutigen Gesellschaft? Dinge, die mit Gott zu tun haben, spielen in der Öffentlichkeit keine Rolle – auch nicht indirekt, wie es der Trennung von Kirche und Staat entsprechen würde. Daher kommt es wohl, dass die moralischen Maßstäbe oft so verschoben sind.

Der Heilige Vater hat in seiner Rede im Bundestag darauf hingewiesen, dass das positive Recht, also die von Menschen ohne Rückbindung an ewige Werte gemachten Gesetze, oft nicht passen. So erklärt es sich, dass z.B. ein Gesetz des Niedersächsischen Landtags bezüglich Vorteilsnahme eine führende Persönlichkeit des öffentlichen Lebens in einer relativ belanglosen Straftat zu Fall bringt, während wirklich schwerwiegende Verbrechen wie die Tötung Ungeborener und ähnlicher Delikte gegen das Leben nicht nur vom Staat nicht geahndet werden, sondern durch öffentliche Finanzierung sogar noch unterstützt werden.

Oft hat man den Eindruck, dass die Medien, die sog. veröffentlichte Meinung, sich berufen fühlt, den Menschen klarmachen will, was gut ist und was böse.

In einer solchen geistigen Verwirrung ist es oft schwer, den klaren Blick zu bewahren. Den Ausweg zeigt uns heute genauso wie damals – unser Herr Jesus Christus. In den Augen der Menschen – heute genauso wie damals – ist er der scheinbar machtlose Menschenfreund. In Wirklichkeit hat er nicht nur die Autorität, die sittlichen Maßstäbe zu setzen, sondern darüber hinaus auch noch durch Vergebung die Verstöße dagegen zu überwinden.

Diese Wirklichkeit aber zu sehen, erfordert Glauben. Einen Glauben, der uns erkennen lässt, dass es mit political correctness nicht getan ist.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba.*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet. Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org.

Lourdes und die Schönheit Gottes

Impuls zum 6. Sonntag im Jahreskreis

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 10. Februar 2012 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Im Evangelium der Messe vom 6. Sonntag im Jahreskreis wird die Heilung des Aussätzigen beschrieben, der Jesus auf Knien bittet: Wenn du willst, kannst du machen, dass ich rein werde. Der Evangelist schließt daran die Bemerkung: Jesus hatte Mitleid mit ihm. Er heilt ihn auf der Stelle, indem er sagt: Ich will es werde rein! .

Die im Altertum unheilbare Krankheit des Aussatzes ist für die heutige Medizin kein größeres Problem mehr. Dennoch ist die Bitte der Menschen Herr, wenn du willst, kannst du mich rein machen in vielfältiger Weise auch heute aktuell.

Am 11. Februar stellt uns die Liturgie der Kirche das Bild des ganz reinen und schönen Menschen vor Augen: Maria, die unbefleckt Empfangene. Als die Jungfrau Maria im Jahre 1858 dem Mädchen Bernadette Soubirous in Lourdes erschien, sagte sie zunächst nicht ihren Namen. Erst am letzten Erscheinungstag gab sie ihr Geheimnis preis.

Sie sagte (im ortsüblichen Platt, in dem sie sich mit Bernadette unterhielt): Ich bin die Unbefleckte Empfängnis . Streng genommen hat dieser Name seine sprachlichen Schwierigkeiten. Empfängnis ist ein abstrakter Begriff, nicht der Name einer Person. Aber es ist doch nicht schwer sich vorzustellen, dass Maria mit dieser Form des Namens, die ja jeder versteht, etwas Besonderes aussagen wollte.

Zum einen wollte sie vielleicht bestätigen, was vier Jahre zuvor der selige Papst Pius IX. als Dogma feierlich definiert hatte (1854 Dogma von der Unbefleckten Empfängnis, d.h. dass Maria vom ersten Augenblick ihrer Empfängnis im Schoß ihrer Mutter Anna von der Erbsünde frei war). Die irdische und die himmlische Kirche stimmen überein, das kann man sicher daraus entnehmen. Ein Trost bei der heutigen Situation mancher Glieder der irdischen Kirche.

Zum anderen wollte sie sicher auf die Tatsache hinweisen, dass zum vollkommenen Menschsein die Sünde nicht gehört, dass der Mensch dann vollkommen und schön ist, wenn in seinem Leben die Sünde keine Rolle (mehr) spielt. Maria, die in ihrem irdischen Leben nie die Sünde überwinden musste, da sie nie mit ihr in Berührung gekommen war, ist genau die berufene Bezugsperson für jeden Menschen, der erkannt hat, dass die Sünde, das Böse, das Negative sein Leben nicht bereichert, sondern arm macht, mag sie auch noch so verlockend daher kommen. Dabei ist es ein besonderes Merkmal der barmherzigen und verzeihenden Liebe Gottes, dass auch der in tiefer Sünde verstrickte Mensch, wenn er bereut, die ursprüngliche Schönheit des Gotteskindes zurück gewinnen kann und damit sogar heilig, ja gottähnlich werden kann. Gott ist die vollkommene Schönheit, und jede geschöpfliche Schönheit ist ein göttlicher Abglanz.

Die Schönheit der unbefleckten Jungfrau Maria hat wohl niemand in so bewegenden Worten geschildert wie der jüdische Schriftsteller und Dichter Franz Werfel, der aufgrund eines Gelübdes den Roman Das Lied von

ZENIT

Bernadette schrieb, in dem er sich mit unglaublicher Feinfühligkeit in die Szenen der Begegnung zwischen Maria und dem Mädchen Bernadette hinein versetzte. Nachdem er die bezaubernde Schönheit der ganz jugendlichen Maria geschildert hat, fügt er, um zu zeigen, dass es bei der bloß sinnlich erfahrbaren Schönheit nicht bleibt, hinzu:

Bernadettes ganzes Wesen jubelt über die Schönheit der Dame. Es gibt keine Schönheit, die rein körperlich wäre. In jedem Menschengesicht, das wir schön nennen, bricht ein Leuchten durch, das, obwohl an physische Formen gebunden, geistiger Natur ist. Die Schönheit der Dame scheint weniger körperlich zu sein als jede andere Schönheit. Sie ist das geistige Leuchten selbst, das Schönheit heißt (Das Lied von Bernadette, S. Fischer Verlag 1951, S. 47).

Auch unsere heutige Welt kennt den Kult des Schönen, aber da fehlt oft diese Wendung in das geistige Leuchten, so dass solche Schönheit nicht wirklich beglückt. Es ist oft nur glamour. Zur Zeit sieht man große Poster mit der Aufschrift: Die schönsten Mädchen der Welt suchen das schönste Mädchen Deutschlands, nicht wirklich überzeugend.

Wer schöne Gesichter, auch bei scheinbar unattraktiven Personen, sehen will, der findet sie bei Menschen, die gerade aus dem Beichtstuhl kommen. In Kirchen, wo (noch, bzw. wieder) gebeichtet wird.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba.*

Buchtipp: Franz Werfel, Das Lied der Bernadette, Fischer Taschenbuch, 2011, 559 S.

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet. Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org.

ZG12020502 - 05.02.2012

Permalink: <http://www.zenit.org/article-24361?l=german>

Widerspruch

Impuls zum 5. Sonntag im Jahreskreis

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 5. Februar 2012 (ZENIT.org). - So wie das Fest Darstellung des Herrn (Maria Lichtmess) eine Art Nachklang zur Weihnachtszeit ist, so ist auch dieser 5. Sonntag im Jahreskreis, an dem wir Jesus voll in Aktion sehen, gewissermaßen ein Nachklang zum Lichterfest des 2. Februar.

Vierzig Tage nach der Geburt Jesu – so wollte es die Gesetzesvorschrift der Juden, an die Jesus und Maria sich hier, wie immer, grundsätzlich gehalten haben – bringt Maria, begleitet von Josef, den neugeborenen Jesus, der im Sinne des Gesetzes der Erstgeborene ist, in den Tempel. Der Brauch bedeutet nicht nur, dass man das Kind dem Allmächtigen darstellt, d.h. es Gott zeigt und ihm dafür dankt, sondern es geht auch darum, die männliche Erstgeburt, von Gott loszukaufen, denn sie gehört ihm.

Seit jenen fernen Tagen, da Gott das Volk Israel aus dem Sklavenhaus Ägypten herausgeführt hatte, und dabei die Erstgeburt der Ägypter geschlagen hatte (denn erst nach dieser drakonischen Maßnahme ließen sie Israel ziehen), galt für die Juden das Gesetz, dass jeder erstgeborene Junge Gott gehörte, und man ihn von Gott zurückkaufen müsse. Der Kaufpreis war ein Paar Turteltauben oder für weniger Betuchte ein Paar gewöhnliche junge Tauben.

Als Maria und Josef den Tempel betreten, kommt niemand auf die Idee, dass dieses Kind, das sie auf den Armen tragen, Gottes Sohn ist. Von Anfang an also geht Christus den Weg der *kenosis*, der Demut und Bescheidenheit: ein Paar wie viele andere, das den üblichen Ritus vollzieht. Nur einer ist da, der die ganze Realität sieht, der Prophet Simeon, der eine besondere Erleuchtung vom Hl. Geist erfährt. Er sagt: *Meine Augen haben das Heil gesehen, das du vor allen Völkern bereitet hast, ein Licht, das die Heiden erleuchtet, und Herrlichkeit für dein Volk Israel.*

Kommt uns nicht auch manchmal der Gedanke: warum sehen wir nicht alle die ganze Realität? Warum zeigt sich Gott nicht? Dann würden doch sicher alle Menschen glauben und sich ihm zuwenden.

In der Szene, die das Evangelium des heutigen Sonntags beschreibt, ist es ausnahmsweise so. Simon und seine Begleiter sagen zu Jesus: *Alle suchen dich!* Und sie suchen Jesus nicht nur aus dem letztlich eigennütigen Beweggrund heraus, dass er ihre Krankheiten heilt, sondern auch, weil er ihnen das Reich Gottes verkündet. Ja, gelegentlich ist es tatsächlich so, dass die Menschen begreifen: das wichtigste für mich ist das ewige Leben, denn alles andere vergeht.

Hand aufs Herz, geht es uns selbst aber nicht auch manchmal so, dass wir die schönen Gleichnisse Jesu vom Reich Gottes zwar bejahen – der Schatz im Acker, die kostbare Perle, das kleine Senfkorn, das zu ungeahnter Größe und Weite heranwächst – aber, dass wir uns dennoch immer wieder von den Dingen dieser Welt faszinieren lassen, die uns dann ja doch wieder aus den Händen gleiten?

ZENIT

Dennoch ist auch das die Realität: um zu der vollkommenen Herrlichkeit zu gelangen (die ja im Grunde jeder Mensch erstrebt), müssen Widerstände überwunden werden.

Widerspruch nennt das der Prophet Simeon. Ausgerechnet dem Retter und Helfer, Jesus, wird widersprochen. Warum das? Simeon sagt den Grund: Dadurch sollen die Gedanken vieler Menschen offenbar werden. Da ist also etwas im Menschen, das sich dem Licht widersetzt, etwas Dunkles in uns. Wir wissen darum, es ist uns nicht wirklich fremd, aber damit es überwunden werden kann, muss es heraus. Das ist oft schmerzlich, aber seien wir beruhigt, den Hauptanteil an diesem Schmerz trägt Maria, die Mutter. Während ihres ganzen Lebens und in gewissem Sinne auch jetzt und bis zum Ende der Welt durchdringt ihre Seele ein Schwert.

Hilfreiche Stichworte:

Gewissensforschung, Reue, Beichte, Vorsatz, neuer Anfang, Beharrlichkeit, Treue, Jesus und Maria, und dann ... unendliche Freude.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba.*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet. Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org.

ZG12012706 - 27.01.2012

Permalink: <http://www.zenit.org/article-24334?l=german>

Dämonen heute

Impuls zum 4. Sonntag im Jahreskreis

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 27. Januar 2012 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Im Evangelium des vierten Sonntags im Jahreskreis begegnet Jesus einem Mann, der von einem unreinen Geist besessen war. Zwischen unreinen Geistern und Jesus besteht eine traditionelle Feindschaft. Sie können den ganz Reinen nicht ausstehen und wollen ihn weghaben: Was haben wir mit dir zu tun, Jesus von Nazareth?

Ähnliches kommt immer wieder vor, auch in unserer Zeit.

Im Gegensatz zu den Menschen wissen die Dämonen aber ganz genau, wer Jesus ist, und dass sie gegen ihn nicht ankommen können. Die Menschen, die Jesus nur als den bescheidenen Wanderprediger kennen, verhalten sich nie adäquat ihm gegenüber. Meistens behandeln sie ihn mit Herablassung, wenn nicht sogar mit Geringschätzung. Aber der Herr lässt das zu, auch heute, denn er will uns so weit wie möglich entgegen kommen, damit wir die Früchte der Erlösung, die er für uns gewonnen hat, freundlicherweise annehmen. Die Dämonen aber, also die gefallenen Engel – die genauso wie die guten Engel eine Realität sind – behandelt der Herr mit Härte. Die bösen Geister, die manche Menschen besetzt halten, werden rücksichtslos ausgetrieben.

In der Regel ist der Teufel kein Gesprächsthema (leider auch kein Predigtthema), aber es tut uns gut zu wissen, mit wem wir es zu tun haben. Denn wir haben, ob wir es wahrhaben wollen oder nicht, immer wieder mit ihm zu tun. In der Tiefe seines Herzens weiss jeder Mensch, dass sich da manchmal eine Stimme bemerkbar macht, die zum Bösen anreizt: zum Stolz, zur Eitelkeit, zur ungeordneten Sinnlichkeit, zur Trägheit, zur Habgier usw. Das ist noch nicht der Teufel. Vielmehr ist es die Folge der Erbsünde. Die Erbsünde selber ist in der Taufe gelöscht worden, aber die Folgen der Erbsünde, also die Neigungen zum Bösen bleiben und begleiten uns unser Leben lang. Wenn wir ihnen widerstehen, haben wir gewonnen.

Der Teufel, oder genauer gesagt die Teufel, haben den nie ermüdenden Drang, die Menschen zum Bösen zu verführen, d.h. deren böse Neigungen anzustacheln. Warum tun sie das? Was haben sie davon? Was sie antreibt, ist ihr unauslöschlicher Hass auf Gott, den sie verloren haben, und dem sie nicht gönnen, dass so niedere Geschöpfe wie die Menschen zu ihm finden.

Nicht immer also ist es erkennbar, ob der gewöhnliche Wahnsinn der Menschen oder außerdem das Anheizen durch die bösen Geister für eine böse Tat verantwortlich ist. Aus aktuellem Anlass gibt es Aufregung um ein blasphemisches Theaterstück, das das Hamburger Thalia-Theater aufführt, in dem Jesus mit den übelsten Schimpfwörtern belegt wird, das aber auch in anderer Hinsicht wirklich nur unterste Schublade ist, eigentlich nicht der Erwähnung wert. Ganz sachlich kann die Frage erlaubt sein, wem bringt es etwas, den heiligen, unendlich guten Gott zu beleidigen? Welchen Kick kann einem Menschen das geben, was eigentlich nur den unverbesserlichen Dämonen eine Rest-Befriedigung bereitet?

ZENIT

Blasphemie, also die Beleidigung Gottes, wird heute, auch von manchen Christen als irrelevant betrachtet. Natürlich eine Folge davon, dass Gott, der zwar in unserer Verfassung noch vorhanden ist, aus dem Leben der Gesellschaft herauskomplimentiert worden ist, man ihn daher auch nicht beleidigen kann. Und die sog. religiösen Gefühle der Menschen – na ja, das ist eine Frage des Opportunismus: bei Juden und Muslimen würde man sich nicht im entferntesten die Schmähungen erlauben, die im christlichen Milieu üblich sind. Aber wenn wir als gläubige Menschen Gott den Allmächtigen als eine Realität ansehen, müsste die Beleidigung Gottes doch schwerer wiegen als die der Menschen, die man zusätzlich – wenn es sich um Christen handelt – als Fundamentalisten beschimpft.

Wie soll man sich verhalten? Soll man Schmähung gegen Schmähung setzen, wenn der Staat tatenlos zusieht? Dann schon eher friedliches Demonstrieren. Gläubige Muslime finden es übrigens verächtlich, wie wir Christen reagieren bzw. nicht reagieren, sie halten es einfach für Mangel an Glauben, (hätten wir Glauben, würde auch das Argument, dass man keine unfreiwillige Werbung machen will, nicht ziehen).

Letztlich sind aber solche in unserer verquerten Theaterlandschaft immer wieder vorkommenden Ereignisse nichts weiter als ein Teil der gigantischen Sündenlast – die Sünden aller Menschen aller Zeiten – die Jesus nun mal auf sich genommen hat, und die er als unschuldiges Lamm auf das Holz des Kreuzes getragen hat.

Lasset euch versöhnen mit Gott! (2 Kor 5,20). Das ist die Lösung, nicht für die Dämonen, bei ihnen ist es zu spät. Wohl aber für uns Menschen, egal, wo wir stehen.

Solche Vorkommnisse haben das Gute, dass die Erlösungsbedürftigkeit des Menschen deutlicher sichtbar wird.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba.*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet. Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org.

ZG12012005 - 20.01.2012

Permalink: <http://www.zenit.org/article-24300?l=german>

Ist die Einheit der Christen unser Herzensanliegen?

Impuls zum 3. Sonntag im Jahreskreis

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 20. Januar 2012 (ZENIT.org). - Die Kirche begeht in dieser Woche die Gebetsoktav für die Einheit der Christen, eine schon seit langem zur Tradition gewordene Gewohnheit, die im Gegensatz zu vielen anderen Dingen in der heutigen Kirchenlandschaft nicht umstritten ist, denn es gibt wohl keinen gläubigen Christen, der nicht für die Einheit wäre.

Ein Blick in die zweitausendjährige Geschichte der Kirche gibt uns Aufschluss über die Entstehung dieses im Grunde skandalösen Zustandes. Der Skandal, das Ärgernis wie es in der Sprache der Hl. Schrift heißt, besteht darin, dass die Kirche ja nicht eine Erfindung von Menschen ist, die sich erfahrungsgemäß meistens nicht einig sind, sondern sie ist von Christus, dem Sohn Gottes, persönlich gegründet worden und ist also eine göttliche Einrichtung, wenngleich sie natürlich aus vielen Menschen besteht, die durchaus ihre Schwächen haben, auch nachdem sie durch die Taufe der Kirche Christi eingegliedert sind.

In der Hl. Messe betet die Kirche & schenke ihr nach deinem Willen Einheit und Frieden! Die Einheit aller Menschen, wenn schon nicht im politischen Leben der Gesellschaft möglich, sollte doch in der Gemeinschaft der Gläubigen gefunden werden. Jesus selbst hat um die Versuchung zur Spaltung gewusst. Daher sein eindringliches Gebet zum Vater: Lass sie eins sein wie wir eins sind, Du, Vater in mir und ich in Dir (Joh 17,22).

Tausend Jahre hat diese Einheit tatsächlich gehalten, dann aber geschah das Furchtbare im Jahre 1054, die Kirche spaltete sich in zwei Teile, Ost und West, ziemlich genau der Teilung des heidnischen Römischen Reiches entsprechend. Immerhin blieben beide Teile, die orthodoxe und die katholische Kirche, im gleichen Glauben. Die Orthodoxen glauben wie wir an den Gottmenschen Jesus Christus, an die sieben Sakramente, sie verehren die Gottesmutter, die Engel und die Heiligen.

Dann aber, fünfhundert Jahre nach diesem Schisma, erfolgte eine sehr viel rabiaterere Trennung durch die Reformation, bei der sich mehrere neue kirchliche Gemeinschaften bildeten, die sich dann ihrerseits in etwa zweihundert neue Denominationen spalteten. Dabei ging nicht nur die äußere Einheit verloren, sondern auch die Einheit im Glauben. Von den sieben Sakramenten blieben nur noch zwei übrig (für manche nur eines oder gar keines). Die Gottesmutter und die Heiligen wurden nicht mehr verehrt, weil es nach reformatorischer Auffassung keine Heiligkeit des Menschen gibt (die Aussage des Zweiten Vatikanischen Konzils von der allgemeinen Berufung zur Heiligkeit trifft deshalb dort auf kein Verständnis). Nur Gott ist heilig, wir Menschen sind allesamt Sünder und durch die Sünde so verdorben, dass es eigentlich keine Rechtfertigung gibt. Gerechtfertigt wird der Mensch durch den Glauben, seine Sünden werden durch die Barmherzigkeit Gottes lediglich zugedeckt. Vergessen wurde das Wort der Kirchenväter: Gott wurde Mensch, damit der Mensch Gott wird .

ZENIT

Das also ist die heutige Situation und ihre Entstehung.

Es gibt in letzter Zeit das schöne Wort von der versöhnten Verschiedenheit . Aber da wird das Problem wohl auch wieder nur zugedeckt . Was aber unbedingt zu begrüßen ist, ist die Tatsache, dass es zwischen den Konfessionen Frieden gibt, und alle früheren Animositäten verschwunden sind. Mag sein, dass das manchmal auf Kosten der Wahrheit geht, aber es ist unumgänglich notwendig, dass man zunächst nicht Feind, sondern Freund ist. Das ist doch möglich, auch wenn man die religiösen Überzeugungen des Freundes nicht teilt. Das meint auch das Toleranzdokument des II. Vatikanischen Konzils, das keineswegs sagt, dass alle Religionen gleich wahr sind, sondern dass man die religiösen Auffassungen des anderen respektieren muss. Und hier wird deutlich, dass eine Einheit im Glauben so wie wir Menschen eben sind, irrtumsfähig und rechthaberisch letztlich nur zustande kommen kann, wenn Gott selber eingreift. Daher ist die Gebetswoche für die Einheit der Christen so ungeheuer wichtig. An uns ist es, das Klima von Verständnis und Freundschaft zu schaffen und zu wahren, aber dass die Einheit einmal verwirklicht wird, muss von Gott erbeten werden, bei dem bekanntlich kein Ding unmöglich ist, auch wenn es uns Menschen noch so unmöglich erscheint.

Ich persönlich bin davon überzeugt, dass uns die Einheit im Glauben einmal von Gott geschenkt werden wird, und zwar genauso unvermutet und unverdient wie die Einheit unseres Vaterlandes. Die Gebetswoche endet mit dem Fest der Bekehrung des hl. Paulus. Damit ist für jeden Gläubigen der Hinweis gegeben: Wir alle müssen uns bekehren.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG12011306 - 13.01.2012

Permalink: <http://www.zenit.org/article-24272?l=german>

Erlösung - Miterlösung

Impuls zum 2. Sonntag im Jahreskreis

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 13. Januar 2012 (ZENIT.org). - Dass die Weihnachtszeit mit dem vorigen Sonntag (Taufe des Herrn) bereits zu Ende gegangen ist, berührt manch einen schmerzlich. Denn die Krippen stehen noch, oft auch der Weihnachtsbaum. Vielleicht erinnert man sich auch an den Sketch von Heinrich Böll aus den Fünfziger-Jahren. Nicht nur zur Weihnachtszeit, wo jemand die Weihnachtsstimmung auf das ganze restliche Jahr ausdehnen wollte. Erst später kam er zu der Einsicht, dass dies nicht richtig, zumindest etwas unnatürlich sein würde. Im Rahmen des Kirchenjahres dürfen wir uns aber auf das Fest Darstellung des Herrn (Maria Lichtmess) freuen, wo uns so etwas wie ein Nachklang zu Weihnachten geschenkt wird.

Heute aber spricht das Evangelium von den Aufbrüchen zum öffentlichen Wirken des Herrn, das wir im Ansatz bereits am Fest Erscheinung des Herrn gesehen haben. Vor den drei Weisen aus der Heidenwelt, bei der Taufe im Jordan und bei der Hochzeit zu Kana wurde der menschgewordene Sohn Gottes gewissermaßen vorgestellt. Nun beginnt sein Wirken mit der Berufung der ersten Jünger.

Ob wir es bemerken oder nicht: Hier sind wir bereits alle angesprochen. Jesus beruft Menschen dazu, sein Wirken weiter zu führen. Aber er spricht nicht nur die zwölf Apostel und dann die größere Zahl der Jünger und Jüngerinnen an, sondern letztlich alle Menschen. Denn Gott hat nun einmal den Wunsch, seine Geschöpfe an seinen Werken zu beteiligen. Wir Menschen dürfen und sollen, trotz all unserer Begrenztheit, am Werk der Schöpfung teilnehmen, zum einen dadurch, dass Menschen andere Menschen ins Leben rufen, ohne im eigentlichen Sinne deren Schöpfer zu sein, aber dann auch durch die Arbeit, durch die wir dem Schöpfer bei seinem Schaffen und Wirken gewissermaßen assistieren. Mit der Berufung der ersten Jünger, Andreas und Johannes, werden wir alle eingeladen, auch am zweiten Werk Gottes teilzunehmen, der Erlösung. Wir sollen und dürfen Miterlöser sein. Einmal indem wir, jeder auf seine Weise, das Wort Gottes unter die Leute bringen, dann aber auch indem wir dem Erlöser bei seinem eigentlichen Erlösungswerk assistieren: Erlöst hat er uns ja nicht durch eine große Tat, sondern durch ein großes Leiden. Und jeder, der sein eigenes Leiden (Krankheit, Kummer, Misserfolge, Enttäuschungen etc.) in das Leiden Christi mit einbringt, kann sich Miterlöser nennen. Ich meine, das gibt dem Gläubigen eine viel größere Erfüllung und Freude, wenn er später einmal sagen kann: Bei der Rettung dieses Menschen, vielleicht eines Verwandten oder eines Freundes, habe ich mitwirken dürfen. Erlöst ist er durch Christus, aber der Herr wollte meine Mitarbeit dazu.

Was aber sind die Voraussetzungen dazu, damit wir diese Mitwirkung leisten und zunächst einmal überhaupt wollen? Da können wir uns leicht an den Aposteln orientieren. Sie waren auch keine Übermenschen, sie hatten Fehler und machten Fehler. Aber sie hatten das, was man ein *hörendes Herz* nennt.

In der Lesung des heutigen 2. Sonntags im Jahreskreis macht der Apostel Paulus auf eine Haltung aufmerksam, die nicht nur im Christentum, sondern in allen Religionen eine wichtige Rolle spielt, und ohne die das religiöse Leben seine Kraft verliert. Er spricht in drastischen Worten von der Tugend der Reinheit:

Der Leib ist nicht für die Unzucht da & Wisst ihr nicht, dass eure Leiber Glieder Christi sind oder noch

ZENIT

deutlicher: Hütet euch vor der Unzucht! Jede andere Sünde, die der Mensch tut, bleibt außerhalb des Leibes. Wer aber Unzucht treibt, versündigt sich gegen den eigenen Leib (1 Kor 6,13c-20).

Hier steht die christliche Auffassung wieder einmal quer zum Zeitgeist. Die Mainstream-Ideologie animiert ja im Gegenteil zu einem entsprechenden Sichausleben. Über die Art und Weise, wie in manchen Schulen der sog. Sexualunterricht gehandhabt wird, wäre sicher sehr vieles zu sagen. Statt Aufklärung geht es oft eher um Aufforderung.

Da können uns die Nichtchristen oft geradezu beschämen. In einem Gespräch mit jungen Muslimen, die ihren Glauben sehr ernst nehmen, fragte mich ein junger Syrer (Ich möchte keusch in die Ehe gehen), ob denn die Sexualmoral der katholischen Kirche sich geändert habe. Als ich ihm sagte, dass sich dort nichts geändert habe, war er sichtlich beruhigt. Da wurde wieder einmal deutlich, dass Angehörige einer anderen Religion, die ihren Glauben ernst nehmen, uns Christen nur dann schätzen, wenn auch wir unseren Glauben ernst nehmen.

Nach zweitausend Jahren Wirken Christi und Mitwirken der Christen ist offensichtlich noch sehr viel zu tun.

Packen wir es an!

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

Drei Könige wandern aus Morgenland

Impuls zum Hochfest Epiphanie (Erscheinung des Herrn)

*Von Msgr. Dr. Peter v. Steinitz**

MÜNSTER, 6. Januar 2012 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Das heutige Fest Epiphanie ist mit vielen schönen Gedanken und Bildern verbunden, die sich im Laufe der Jahrhunderte darum gerankt haben. Für viele Christen im Westen ist es einfach nur das Fest der Heiligen Drei Könige. Vor allem im Kölner Dom, wo ihre Gebeine seit dem Mittelalter im herrlichen Dreikönigsschrein ruhen, wird die Verehrung dieser fast möchte man sagen archaischen Heiligen gepflegt, besonders seit Kardinal Meisner die traditionelle Domwallfahrt wieder belebt hat.

Aber Epiphanie ist nicht nur Dreikönigsfeier. Liturgisch umfasst das Hochfest Erscheinung des Herrn, wie es im Deutschen offiziell genannt wird, eigentlich drei Festgeheimnisse, die alle drei auf das Erscheinen des Herrn unter den Menschen hinweisen. Die Menschwerdung Gottes geht ja das soll mit diesem wahrhaft umfassenden Fest gezeigt werden weit über den Raum des ursprünglichen auserwählten Volkes hinaus. Es ist keine innerjüdische Angelegenheit mehr. Gott sandte den Messias für alle Menschen.

So ist, in zeitlicher Reihenfolge, zunächst das Erscheinen des Herrn vor der Heidenwelt gemeint. Die drei Weisen aus dem Morgenland, sie werden durch eine besondere Gnade Gottes, die sich der damals nicht anrühigen Wissenschaft der Astrologie bedient, zum neugeborenen König der Juden herbeigeführt. Sie sind, im Gegensatz zu den einfachen Hirten, Intellektuelle, vielleicht auch tatsächlich Könige oder einfach Vornehme in ihrem Lebensumfeld.

Es ist bezeichnend, wen Gott dazu beruft, den menschengewordenen Gottessohn zu begrüßen: nicht die Vornehmen in Jerusalem, nicht die Schriftgelehrten, also die Theologen, die sich zu dem Thema auskennen, aber keinen Glauben haben, kurz nicht das Establishment, sondern nur Menschen, die ein wachendes Herz haben (so drückt es Papst Benedikt aus). Die Sterndeuter sind offensichtlich sehr gescheite Menschen, aber sie sind darüber hinaus ganz und gar einfach. Aus ihrem Unternehmen, das viele Zeitgenossen wahrscheinlich nur mit Kopfschütteln betrachtet haben, geht hervor, dass sie von einer geradezu kindlichen Frömmigkeit beseelt sind. Sie setzen alles auf eine Karte: dort im Westen, in Palästina muss der Retter der Welt geboren worden sein. Haben sie das gewusst? Nein, sie haben es geglaubt. Allerdings aufgrund von glaubwürdigen Indizien, und vor allem nicht ohne die Gnade Gottes, die sie auf ihre Weise vertrauensvoll angerufen haben. Tun wir das übrigens auch oder wollen wir alles immer ganz genau wissen, bevor wir es akzeptieren?

Das zweite Ereignis, das das öffentliche Erscheinen Christi bezeichnet, ist das, was wir an diesem Sonntag als eigenes Fest feiern: die Taufe Jesu. Nach den dreißig Jahren des verborgenen Lebens in Nazareth wird Jesus den Menschen gezeigt als das Lamm Gottes. So wird er von Johannes dem Täufer genannt. Viele der Anwesenden, die ein wachendes Herz haben, verstehen diese Worte, vor allem die ersten Jünger.

Das dritte Geschehen macht kurz darauf noch einmal, und zwar auf eine sehr liebenswürdige Weise, auf die universelle Bedeutung des menschengewordenen Gottes aufmerksam: die Hochzeit zu Kana. Jesus wirkt sein

ZENIT

erstes Wunder. Um die Brautleute vor einer öffentlichen Blamage zu bewahren, wandelt er Wasser in Wein. Für viele ein vorweg genommener Hinweis auf die Eucharistie, wiewohl dies sicher zu den Dingen gehört, die auch die Glaubensbereiten erst im Nachhinein verstehen werden. Entscheidend ist aber bei der von Johannes berichteten Weinspende der Nachsatz: Und seine Jünger glaubten an ihn (Joh 2,11). Bei aller Bereitschaft des Herzens bedürfen wir Menschen doch auch der Beglaubigung Jesu durch Zeichen, die der Herr auch bereitwillig gibt. Allerdings in der Weise wie er will, nicht wie wir wollen. Er bleibt ja bis auf den heutigen Tag ein Zeichen dem widersprochen wird (Lk 2,34-35).

In unserer Zeit sprechen viele vom zweiten Kommen Christi. Wann auch immer das sein wird, der Herr wird, wenn es soweit ist, die notwendigen Zeichen geben. Bis dahin sollten wir auf das erste Erscheinen des Herrn achten. Denn die daraus sich ergebenden Konsequenzen sind noch lange nicht von allen gezogen worden. Auch wir sind aufgefordert und daran will uns die Liturgie der Kirche erinnern dass wir unser Herz ganz dem Herrn öffnen sollen.

Der deutsche Komponist Peter Cornelius hat im Rahmen seiner Weihnachtslieder, die er im Jahre 1856 komponiert hat, diese Konsequenz in dem hübschen Lied Drei Könige wandern aus Morgenland im Sinne der deutschen Romantik so ausgedrückt:

O Menschenkind, halte treulich Schritt,

die Könige wandern, o wandre mit!

Der Stern der Liebe, der Gnade Stern,

erhelle dein Ziel, so du suchst den Herrn,

und fehlen Weihrauch, Myrrhen und Gold,

schenke dein Herz dem Knäblein hold!

Schenk ihm dein Herz!

Fügen wir aber hinzu: mit allen Konsequenzen, die das für unsere persönliche Lebensführung bedeuten kann, denn sonst wäre es, so schön diese Worte sind, doch nur liebenswürdige Weihnachtsromantik.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt" und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.

Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG11123101 - 31.12.2011

Permalink: <http://www.zenit.org/article-24233?l=german>

Die Mutter Gottes

Impuls zum Fest Maria Mutter Gottes am 1. Januar

*Von Msgr. Dr. Peter v. Steinitz**

MÜNSTER, 31. Dezember 2011 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Genau eine Woche nach Weihnachten, nämlich am 1. Januar, feiert die Kirche nicht nur Neujahr, sondern, seitdem Papst Paul VI. es einführte, das Fest Maria Mutter Gottes. Man könnte einwenden: das gilt doch für jedes Marienfest, es geht doch dabei jedesmal um die Mutter Gottes.

Die Tatsache jedoch, dass das Neue Jahr mit dem Gedenken an die Mutterschaft Mariens beginnt, soll die Christen daran erinnern, dass Maria im Heilsgeschehen ja tatsächlich am Anfang steht. Der Glaubenssatz, dass Maria die Mutter Gottes ist, stellt für uns heute kein Problem dar. Das war aber einmal anders. Versetzen wir uns in die Situation der ersten Christen. Dabei dürfen wir nicht vergessen, dass in der Hl. Schrift, die ja eine Hauptquelle unseres Glaubens darstellt, die Einzelheiten des Glaubens durchaus nicht systematisch dargelegt werden. Die Bibel ist kein wissenschaftliches Lehrbuch. Die wesentlichen Dinge sind oft von Christus beinahe wie en passant hingeworfen. Denken wir z.B. an die Einsetzung der Hl. Beichte: Jesus haucht die Jünger an und sagt: Empfangt den Heiligen Geist. Wem ihr die Sünden nachlasst, dem sind sie nachgelassen. Wem ihr sie behaltet, dem sind sie behalten. Beinahe nebenbei wird dabei noch klar gestellt, dass die Sündenvergebung, deren Vollmacht die Apostel hier erhalten, ein individuelles Geschehen ist, also die Einzelbeichte.

Was die Mutterschaft Mariens angeht, so besteht kein Zweifel darüber, dass sie die Mutter Jesu ist, wobei sie vor der Geburt, in der Geburt und nach der Geburt Jungfrau ist und bleibt. Was aber die Christen verunsicherte, war die Frage: Kann man Gottesgebäerin zu ihr sagen? Denn wörtlich verstanden, hieße das ja, dass sie Gott geboren, also hervorgebracht hat. Das aber kann nicht sein, dass ein Geschöpf den Schöpfer hervorbringt. Müsste es also nicht heißen Maria Christusgebäerin?

Die Bischöfe, die im Jahre 431 in Ephesus zum Konzil versammelt waren, sahen deutlich, dass die mariologische Frage eigentlich eine christologische war. Christus ist Gott und ist Mensch, und zwar wahrer Gott und wahrer Mensch. Kann es sein, dass Maria die Mutter nur des Menschen Jesus ist? Das würde bedeuten, dass Jesus Christus nicht eine, sondern zwei Personen wäre. Dann wäre Maria die Mutter des Menschen Jesus, aber nicht des Gottes Christus. Das wiederum widerspricht der Erkenntnis über Christus, dass er nämlich nicht zwei Personen sein kann, sondern nur eine: eine Person in zwei Naturen, einer göttlichen und einer menschlichen. Wenn das so ist – und frühere Konzilien hatten das bereits festgestellt, und es ist auch in sich logisch – dann können wir Maria als Theotokos bezeichnen, als Gottesgebäerin.

Als die Konzilsväter am Abend des 31. Juli 431 den Beschluss verkündeten, gab es bei der vor dem Haus versammelten Bevölkerung einen großen Jubel, denn das gläubige Volk, das ja auch den Hl. Geist hat, hatte sich längst für Gottesgebäerin entschieden. Mit einem glanzvollen Fackelzug begleiteten sie die Konzilsväter durch die Stadt.

ZENIT

Wenn wir heute, nach so langer Zeit, auf diesen Begriff Gottesgebälerin schauen, werden uns die Streitereien der damaligen Theologen nicht mehr berühren. Was aber bleibt, und woraus wir auch heute sehr viel Segen empfangen können, ist das Bewusstsein, dass die Jungfrau Maria eine solche Nähe zum Allmächtigen Gott hat, wie es nur bei einer Mutter der Fall sein kann. Aber damit nicht genug. Auch für uns Menschen ist sie Mutter, Jesus selbst hat sie dazu ernannt, als er am Kreuz uns erlöste.

Unter ihrem mütterlichen Schutz erfahren wir armselige Menschen, dass wir mit dem Schöpfer des Alls eine wichtige Gemeinsamkeit haben: wir haben dieselbe Mutter.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba.*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org.

ZG11122901 - 29.12.2011

Permalink: <http://www.zenit.org/article-24228?l=german>

Die Familie ist heilig

Impuls zum Fest der Heiligen Familie

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 29. Dezember 2011 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Wir feiern kurz nach Weihnachten das Fest der Heiligen Familie, Jesus, Maria und Josef. Darin soll noch einmal zum Ausdruck kommen, dass Gott Mensch geworden ist und zwar nicht in einer abstrakten, besonders herausgehobenen Form, sondern im besten Sinne des Wortes normal, nämlich im Schoß einer Familie. Damit soll uns gezeigt werden, dass Gott der Allmächtige sich ganz und gar auf unsere condition humaine einlassen wollte, also nicht nur von außen her dazu kommen wollte, um uns aus sicherer Distanz seine göttlichen Lehren mitzuteilen. Etwa wie im Alten Testament solche großen Gestalten wie Melchisedek oder Rafael, die unerkant unter den Menschen auftauchen, eine Mission erfüllen und dann wieder verschwinden. Nein, der Sohn Gottes ist nicht nur nach dem äußeren Anschein ein Mensch wie der Erzengel Rafael, der mit Tobias eine ganze Zeitlang zusammen ist, dann aber zu erkennen gibt, dass er nicht ein wirklicher Mensch ist, dass sein Äußeres nur ein Scheinleib war. Der sagenhafte Hohepriester Melchisedek ohne Stammbaum, ohne Vater ohne Mutter (Hebr 7,3) tritt auf, feiert vor den Augen Abrahams, der ihm den Zehnten darbringt, ein Opfer, das sinnbildlich auf das Messopfer hinweist, und verschwindet anschließend wieder. In die Lebenswelt der Menschen sind beide nicht eigentlich eingetreten.

Jesus, der Logos, der wesensgleiche Sohn Gottes, nimmt bei seiner Menschwerdung alle Züge des Menschseins in sich auf, beginnend mit der Existenz im Mutterschoß, einer Kindheit, dem Erwachsenwerden: dreißig Jahre von dreiunddreißig verbringt er in einer Familie. Obendrein in einer Familie, mit der sich jeder Mensch mehr oder weniger identifizieren kann: Vater, Mutter, Alltag, Arbeit, durchschnittliche Mitmenschen alles Dinge, die im Leben der meisten Menschen so oder so ähnlich auch vorkommen.

Es ist sicher nicht vorstellbar, dass Gott bei seiner Menschwerdung dreißig Jahre einfach nur vorübergehen lässt, bis der Zeitpunkt seiner Mission erreicht ist, sozusagen als Staffage. Vielmehr sind diese dreißig Jahre eine genauso wichtige Botschaft wie später sein Evangelium vom Reich Gottes. Nicht mit vielen Worten, sondern einfach indem er es selber vorlebt, zeigt Christus, dass dies ein Weg der Heiligung ist: gewöhnliche Arbeit (auch Jesu Handwerksberuf hat nichts Besonderes an sich) und Eingebundensein in eine Familie. Jeder Mensch zu allen Zeiten und in jedem Volk kann sich sagen: Wenn ich leben will wie Gott auf Erden, dann muss ich es etwa so anstellen wie Jesus, Maria und Josef. Tatsächlich ist es einfach.

Später wird Christus zum Thema Ehe und Familie einiges sagen (Was Gott verbunden hat, darf der Mensch nicht trennen (Matt 19,3) und Wer einem dieser Kleinen ein Ärgernis gibt, für den wäre es besser, dass er mit einem Mühlstein um den Hals im Meer versenkt würde (Mk 9,42) und denken wir ferner an Jesu Anwesenheit bei der Hochzeit zu Kana).

Zum Thema Ehe von Mann und Frau sagt die Hl. Schrift gleich zu Anfang im Buch Genesis: Darum verlässt der Mann Vater und Mutter und bindet sich an seine Frau, und sie werden ein Fleisch (Gen 2,24). Von anderen eheähnlichen Verbindungen ist nicht die Rede.

ZENIT

Ein heute häufig gemachter Fehler, der schon manche Ehe und Familie zerstört hat, ist die Auffassung, dass es in der Ehe immer nur rosig sein muss, ein permanenter Honeymoon. Kommt aber dann Widriges in Form von Sorgen, Krankheit oder einfach Altwerden, muss man sich nach etwas Neuem umsehen. Das Gefühl wird absolut gesetzt. Wahre Liebe aber ist nur bedingt im Gefühl, sie ist eine Sache des Verstandes und des Willens. Die echte Liebe weiß auch um Verzicht und Selbstvergessenheit.

Machen wir es uns zum Anliegen, die Familien, die so sehr in Bedrängnis sind, zu stärken, wo wir können. Auch wenn es in unserer Macht steht gegen alles anzugehen, was der Familie schadet. Unsere Stimme zu erheben, wenn es darum geht, die Werte der Familie zu verteidigen. Weihnachten macht uns wieder einmal deutlich: unsere Welt hat ein gebrochenes Verhältnis zum Kind. Früher sah man in jedem Kind einen Segen, heute empfinden viele ein Kind als Störung, ja als Bedrohung. Jemand hat einmal gesagt: für ein Kind ist der gefährlichste Ort der Mutterleib. Der Kindermord von Bethlehem ist nicht nur Vergangenheit, er vollzieht sich in unserem Land täglich hundertfach. Nicht wie bei Herodes mit Schwert und Blut, sondern klinisch sauber, Personen in weißen Kitteln, mit dem äußeren Anstrich des medizinisch und rechtlich Erlaubten.

Es muss wieder so kommen, dass die eheliche Treue das Normale ist und Kinder jederzeit willkommen sind. Durch gesetzliche Regelungen ist das nicht zu erreichen. Wir müssen alle uns besinnen und umkehren.

Jesus, Maria und Josef sind uns in der Zeit entrückt, in Wahrheit aber sind sie nahe. Unsere Familien bedeuten ihnen viel. Warum wenden wir uns nicht öfter an sie. Sie wissen um die Probleme, die in einer Familie damals wie heute auftauchen, die auch manchmal sehr schwer sind. Sie sind immer sehr bereit, Hilfestellung zu geben.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet. Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

Weihnachten 2011

Impuls zum Hochfest der Geburt des Herrn

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 23. Dezember 2011 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Seit urdenklichen Zeiten feiern die Christen Weihnachten. Dennoch ist das Weihnachtsfest in der uns bekannten Form nicht von Anfang an da gewesen. Erst seit dem Jahr 335 etwa wird es in Rom gefeiert. Der 25. Dezember ist auch kein historisches Datum, es ist nicht der wirkliche Geburtstag Jesu.

Die Christen haben damals in Rom das heidnische Fest des Sol invictus, des Unbesiegbaren Sonnengottes zum Geburtsfest des Herrn umfunktioniert. Während die Heiden, besonders die Anhänger des Mithras-Kultes, anlässlich der Wintersonnenwende den scheinbar unterlegenen, aber dann wiederkehrenden Sonnengott feierten, haben die Christen die wahre Sonne, das wahre Licht, Christus, verehrt. Damit haben sie etwas getan, was auf den ersten Blick wie ein schwaches Nachgeben aussieht, wie ein Sich-Anpassen an Fremdes, in Wirklichkeit aber die siegreiche Stärke der Wahrheit darstellt (Christus ist die Wahrheit). Hier wurde nämlich nicht ein vorhandener Kult usurpiert und übernommen, sondern das in jeder Religion vorhandene Potential an Wahrheit wurde aufgespürt und mit in die wahre Gottesverehrung Jesu Christi einbezogen. So sind auch gerade in Rom viele der heidnischen Tempel entweder zu christlichen Kirchen umgestaltet worden, zumindest wurden Teile, vor allem die Säulen, wieder verwendet. Wohlgermerkt nicht nur aus praktischen Gründen.

Es geht nun mal bei der Religion um die Wahrheit, denn wenn ich einmal dieses Leben beendet habe, möchte ich wenigstens eine gewisse Sicherheit haben, dass das, was ich von dem anderen Leben bisher geglaubt habe, auch Wirklichkeit ist. Es ist ja ein Unterschied, ob ich dann einem elefantengestaltigen Gott entgegentrete, einem strengen und abweisenden oder einem, der sich nicht für mich interessiert, oder ob da womöglich gar keiner ist. Gegenüber all diesen Optionen ist mit Sicherheit die christliche die erfreulichste: ein Gott, der zu mir sagt: Besitze das Reich, das dir von Anfang an bereitet war oder Tritt ein in die Wonne deines Herrn! Und falls ich noch nicht genügend dazu vorbereitet bin, habe ich die Möglichkeit, im Läuterungsort das, was noch nicht in Ordnung ist, in Ordnung zu bringen.

Sehr wichtig ist die Wahrheit, man könnte sie gleichsetzen mit Realität. Es ist bedrückend sich vorzustellen, dass man nicht in der Realität ist. Wie bedauernswert sind Menschen, die in einem Wolkenkuckucksheim wohnen oder die lange Jahre mit einer Lebenslüge existieren. Vor einigen Jahren schrieb ein namhafter Philosoph, Lakebrink, ein Buch, dessen bloßer Titel alles über die heutige Situation sagt: Die Wahrheit in Bedrängnis. Wir sind es als Christen gewohnt und der westliche Mensch ist auch heute immer noch so sehr Christ, dass ihm das selbstverständlich ist-, dass es eine absolute Wahrheit gibt, die auch dann unverändert bestehen kann, wenn kein Mensch von ihr weiß oder an sie glaubt. Diese Einstellung haben wir unreflektiert, sozusagen unbewußt in uns. Heute merken wir, dass nicht alle Menschen so denken. Von großen Weltanschauungen, mit denen wir in Kontakt treten oder getreten sind, ist es, in leicht veränderter Form, immer noch der Marxismus, der für viele die Rolle einer Ersatzreligion spielt. Der Marxismus-Kommunismus sagt: wahr ist nur, was die Partei oder sonst eine Gruppe von Menschen sagt; es kann sich morgen ändern.

ZENIT

Papst Benedikt XVI. wendet sich immer wieder gegen die Diktatur des Relativismus, die wir ja nicht nur im Marxismus, sondern seit einigen Jahren auch in unserer heutigen Mainstream-Ideologie wieder finden.

Natürlich spüren wir instinktiv, dass, wenn das so wäre, wenn es nur eine relative Wahrheit und Wirklichkeit gäbe, alles, was uns etwas bedeutet, ins Schwanken geriete. Ja, mehr noch, das Leben selbst würde stark an Qualität verlieren, denn einen absoluten Festpunkt haben wir dann nirgendwo mehr. Wohlgermerkt nicht nur im Bereich des Denkens, auch im Leben: Familie, Kinder, Ehepartner, Freunde; es kann so sein wie ich denke, es kann aber auch anders sein. Schließlich sagen wir mit Pilatus: Was ist Wahrheit .

Gott, unser Vater, der uns liebt und für uns Frieden und Freude will, er gibt uns auch hier einen tiefen inneren Frieden: ja, ich kann mich darauf verlassen, dass es etwas gibt, das wahr ist und wahr bleibt, und zwar für mich (subjektiv), aber auch für andere (objektiv). Daran kann ich mich festhalten, das gibt meinem Leben Fassung. Was nun aber diese absolute, durch nichts zu relativierende Wahrheit ist, das hat uns Gott nach und nach und zunächst zum Teil durch die Propheten zu verstehen gegeben. Dann aber als der Zeitpunkt da war, den die Schrift die Fülle der Zeiten nennt, durch seinen Sohn, den Logos, das Wort des Ewigen Vaters, der aus diesem Grunde Mensch wurde: damit wir Menschen wieder einen Halt bekämen. Auch und gerade das ist Weihnachten: ich kann mich auf etwas verlassen, das wirklich ist, das sich auch nicht verändert oder gar verschwindet. Und dies ist nicht nur eine Idee, auf die ich bauen kann – es ist die Liebe Gottes selbst, auf die ich mich felsenfest verlassen kann. Dieses Kind in der Krippe, das noch kein Wort sagen kann, es ist derselbe Jesus, der später sagen wird: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben . Nicht nur dass er die Wahrheit sagt und vermittelt, er ist die Wahrheit. Mit anderen Worten: wenn ich mich an dieses schwache, wehrlose Kind halte, dann habe ich absoluten Halt in meinem Leben. Seine Wahrheit kann ich glauben, sie übersteigt manchmal meinen Horizont, aber sie ist auch nie widersinnig (so ist z.B. die Dreifaltigkeit über unserem Fassungsvermögen, aber sie ist auch keineswegs unsinnig).

Wenn ich nun alle Aussagen zusammenfasse, die sich auf diesen Jesus gründen und die Überlieferung dieser Aussagen ist zuverlässig, dann weiß ich: damit und davon kann ich leben. Es mag manchmal anspruchsvoll sein, was der Herr von uns möchte, aber es hat Sinn; auch das ein Teil der Wahrheitsproblematik: wenn das Leben keinen Sinn hat, verliert der Mensch alle Lebenskraft.

Schauen wir mit Freude und in einem großen inneren Frieden auf dieses kleine Kind, das uns so freundlich anlächelt. Es ist die Wahrheit, aber zugleich; und beides zusammen ergibt herzerwärmende Fülle, auch die Liebe.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG11121604 - 16.12.2011

Permalink: <http://www.zenit.org/article-24191?l=german>

Vierter Advent

Ohne Kirche kein Weihnachten

Von Msgr.Dr. Peter von Steinitz

MÜNSTER, 16. Dezember 2011 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Im Evangelium des 4. Adventssonntags wird von den wenigen Perikopen, die von Maria handeln, die vornehmste und für unser Heil so wichtige vorgelegt: Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft (Lk 1,26-38). Bei allen vorbereitenden Impulsen, die die Liturgie der Kirche im Advent präsentiert, ist dieser die entscheidende Voraussetzung für das Weihnachtsfest. Hätte Maria, die genauso frei war wie alle Menschen, zu der Botschaft nein gesagt, wäre der Gottessohn nicht in unsere Welt gekommen, wir wären nicht erlöst.

Die Worte des Erzengels Gabriel gaben der Kirche sehr bald Anlass, ihr Gebet – nächst dem trinitarischen Gott – auch an Maria zu richten, um ihre Fürsprache anzurufen, zu der uns der Herr selbst auffordert, wenn er am Kreuz sagt: Siehe da deine Mutter!

Nach dem Vaterunser ist das Gegrüßet seist du, Maria das beliebteste Gebet, das Christen sprechen. Zu allen Zeiten, in allen Religionen, haben Menschen den Zugang zu Gott im Gebet gesucht, und es gibt wunderbare Gebete aus allen Sprachen und Religionen.

Um uns nun aber die Sicherheit zu geben, dass unser Gebet überhaupt bei Gott ankommt, wollte Jesus selbst uns ein Gebet schenken, von dem wir mit Sicherheit sagen können: das hört Gott gern. Das gleiche lässt sich vom Avemaria sagen, enthält es doch im ersten Teil Worte vom Himmel und im zweiten Teil Worte der Demut und des Vertrauens vonseiten des Beters.

Dieser Umstand, wie auch die Art und Weise, wie Jesus uns zu beten empfiehlt, nämlich mit Beharrlichkeit, ist für unsere Zeit besonders wichtig, denn viele Christen sind in ihrem Denken und Handeln dem Irrtum des sog. Modernismus aufgesessen, jener schon von Pius X. abgelehnten Lehre, die in der Praxis dazu führt, dass man nicht Gott sucht, wie er unabhängig von mir selber wirklich ist, sondern dass ich mir letztlich – meinen Herrgott selber mache –. In dieser Haltung baut man dann die Kirchen nicht mehr zur Ehre Gottes, sondern für die – religiösen Bedürfnisse – der Menschen, wobei es dann auch nicht so wichtig ist, ob man Kirchen, Moscheen oder Tempel baut.

Aufgrund der von Christus angezeigten Vorgaben versucht die Kirche seit nunmehr zweitausend Jahren den Menschen zu vermitteln, worauf es ankommt, damit der einzelne Mensch zum ewigen Leben findet. Dass er sich außerdem hier auf Erden wohlfühlt, kann nur begrüßt werden, aber es wäre nicht im Sinne Christi, wenn das die Hauptsache wäre. Suchet zuerst das Reich Gottes, und alles andere wird euch dazu gegeben werden!"

Oft genug ist es dem Herrn selbst passiert, dass die Leute etwas anderes wollten als er, aber er konnte ihnen nicht immer zu willig sein, denn wir Menschen sind da manchmal wie kleine Kinder, die auch oft Wünsche haben nach etwas, das ihnen gar nicht gut tut. Gott ist der – je ganz andere –, er ist nicht der gute Onkel, der

ZENIT

immer tun muss, was wir gerade wünschen. Wenn wir so beten, werden wir häufig enttäuscht, denn wir sind seine Geschöpfe, während wir oft unbewusst so tun, als wäre er unser Geschöpf. Das heißt Gotteskindschaft nicht, dass wir über Gott verfügen können.

In den letzten Monaten ist im Zusammenhang mit einigen Skandalen in der Kirche eine Unterschriftensammlung entstanden ausgehend von Lehrern der katholischen Religion, die wieder einmal versucht, die Fragen der Kirche, die bei vielen Gläubigen Verdrossenheit hervorrufen, demokratisch anzugehen und zu lösen. Anhänger dieser Richtung meinen, dass das Volk darüber abstimmen sollte, wie bestimmte Probleme zu lösen sind, einschließlich all der Fragen, die schon gelöst sind, die nur nicht immer leicht zu leben sind. Der Zölibat kommt manchen, vor allem denen, die nichts damit zu tun haben, als schwer erträglich vor. Also soll man diskutieren und beschließen, dass er abgeschafft wird. Gerade in dieser Frage hat Jesus selbst gesagt "Wer es fassen kann, der fasse es": im Klartext: nicht jeder kann es verstehen, vor allem nicht derjenige, der keine Berufung zur Ehelosigkeit "um des Himmelreiches willen" hat. Da das die Mehrheit ist, wäre eine solche Frage, wenn sie mehrheitlich entschieden würde, bereits anders beantwortet, als Christus selbst sie gesehen hat. Wenn der Herr nicht so feinfühlig wäre, hätte er vielleicht hinzugefügt: "Und wer es nicht fassen kann, der halte sich da heraus".

Im Augenblick befinden sich die meisten angesprochenen Probleme noch auf der Ebene des menschlichen Rechtes, d.h. in Zusammenhängen, zu denen Christus nicht direkt Verbindliches gesagt hat. Aber mit Sicherheit würden die Promotoren dieser Bewegung nicht bei Fragen des Zölibats und des Frauendiakonats stehen bleiben. Bei dem heutigen Stil der öffentlich gelenkten Diskussion - es wird in der Regel in der Woche das in Deutschland diskutiert, was am Montag der Spiegel zu diskutieren vorschreibt - ist damit zu rechnen, dass im Rahmen eines kirchlichen Volksbegehrens dann auch Probleme der chemischen und mechanischen Geburtenbeschränkung und dann der Abtreibung positiv entschieden werden. Später würde man in einer demokratischen Beratung auch die Glaubenssätze in Frage stellen können, die Dogmen. Es dürfte nicht schwer sein, einer Mehrheit plausibel zu machen, dass man die Theologie von mythischen und legendären Elementen freimachen müsse, dass Wunder dem modernen (gesunden?) Volksempfinden nicht mehr entsprechen, und man viele Dinge neu interpretieren muss. Aber verlieren wir uns nicht in Einzelheiten! Es genügt sich grundsätzlich zu fragen: hat Christus die Kirche so gewollt?

Auch im Altertum gab es Demokratie, er hätte die Kirche demokratisch einrichten können. Er hat es aber nicht getan. Er hat das Lehramt, die Aufgabe, das Reich Gottes in seinem Auftrag zu richtig zu deuten, nicht den Schriftgelehrten, sprich Theologen, Spezialisten, Ausschussvorsitzenden etc. anvertraut, sondern nur den Aposteln. Nur zu ihnen und ihren Nachfolgern, den Bischöfen hat er gesagt: "Wer euch hört, der hört mich, wer euch verwirft, der verwirft mich" (Lk 10,16). An der Spitze der Apostel Petrus, an der Spitze des Bischofskollegiums der Nachfolger Petri, der Bischof von Rom.

Liegt die viel herbei geredete Verdrossenheit nicht vielleicht ganz woanders als daran, dass es die Bischöfe sind, die das Wort Gottes verwalten? Hat es nicht mit einer penetranten Propaganda zu tun, die tagtäglich über uns ausgegossen wird, und die sehr oft im Stil des "Stürmers" und ähnlicher ideologischer Pamphlete unseligen Angedenkens das Denken der Menschen manipuliert?

Im Vaterunser beten wir nicht nur: gib uns täglich das Brot, das wir brauchen - gegen diese Bitte hat ganz gewiss niemand etwas einzuwenden. Aber wir beten auch: dein Name werde geheiligt, dein Wille geschehe! Wenn Gott wirklich der Herr ist und nicht wir selber, dann müssen wir auch dahinterstehen: Herr, es kann sein, dass du etwas anderes willst als wir - dann müssen wir uns fügen nicht umgekehrt.

Wir müssen uns auch dieser Frage stellen: will ich überhaupt, dass der Name Gottes geheiligt werde, dass sein Reich komme? Wir leben in einer Welt, die sich fast perfekt ohne Gott eingerichtet hat. Man hat ihn aus allem herauskomplimentiert, oft sogar aus der Kirche. Das ist wahrscheinlich die größte Sünde unserer Zeit: eine Gesellschaft ohne Gott, eine Umwelt ohne Schöpfer, eine Kirche des sozial-karitativen Engagements. Wo

ZENIT

wird der Name Gottes denn geheiligt?

Das bevorstehende Weihnachtsfest gibt uns einen guten Anlass, dafür dankbar zu sein, dass Gott die Menschwerdung seines Sohnes in Demut und Armut keinem demokratisch gewählten Gremium vorgelegt hat. Demokratie ist im Prinzip gut, aber das Beispiel zeigt, dass auch gut meinende Parlamentarier diesem Plan Gottes wohl nicht zugestimmt hätten. Denn so hätte sich kaum einer den Erlöser der Welt vorgestellt: in einem Stall geboren, in einer Futterkrippe liegend. Oder gar wie ein Verbrecher hingerichtet. Maria steht für die (letztlich doch vielen) Menschen, die, mit einem Wort von Papst Benedikt, ein hörendes Herz haben. Mit einer solchen Grundeinstellung können große Dinge geschehen.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt" und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG11120905 - 09.12.2011

Permalink: <http://www.zenit.org/article-24152?l=german>

Gaudete!

Impuls zum Dritten Adventssonntag

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 9. Dezember 2011 (ZENIT.org). In der 1. Lesung zum 3. Adventssonntag lässt der Hl. Geist den Propheten Jesaja sagen: Von Herzen will ich mich freuen über den Herrn. Denn er kleidet mich in Gewänder des Heils, & wie ein Bräutigam sich festlich schmückt und wie eine Braut ihr Geschmeide anlegt .

Ohne es zu beabsichtigen gibt hier der Prophet der künftigen Ursache unserer Freude seine Stimme. Später wird es Maria sein, die in der Erwartung des Heils ihre besondere Rolle spielen wird, die wir uns in dieser Adentszeit, wie jedes Jahr, liturgisch vor Augen führen. Am Tag nach dem Sonntag Gaudete, am 12. Dezember, feiert die Kirche seit etwa acht Jahren auch im deutschen Direktorium vermerkt das Fest der Muttergottes von Guadalupe.

Im Folgenden eine Betrachtung dieses Ereignisses, das im 16. Jahrhundert für die Neue Welt eine so entscheidende Bedeutung gehabt hat und vielleicht in der Alten Welt auch heute eine solche haben könnte.

Quelle poésie!

& sagte der Pfarrer von Lourdes, Peyramale, als Bernadette ihm die Erscheinung der Belle Dame schilderte, wie sie dastand in einem fließenden weißen Gewand mit blauem Gürtel und auf den beiden ungebrauchten Füßen (so schildert sie Franz Werfel im Lied von Bernadette) jeweils eine gelbe Rose. Die Dame selber aber von unbeschreiblicher jugendlicher Schönheit.

In den wenigen Stellen, in denen im Evangelium von Maria die Rede ist, z.B. bei der Verkündigung durch den Erzengel Gabriel, wird das Geschehen, wie immer in der Hl. Schrift, mit schönen, aber doch auch nüchternen Worten geschildert. Kein Wort zuviel. Die ganze Liebenswürdigkeit der Szene kann vom Leser oder Zuhörer nur erahnt werden. Aber wenn wir erst einmal gelernt haben, dass man in der Bibel auch zwischen den Zeilen lesen muss, erkennen wir, dass die Verkündigung an Maria nicht nur von außerordentlicher heilsgeschichtlicher Wichtigkeit ist, sondern zugleich von einer erlesenen Anmut und Schönheit.

Und so ist alles, was mit Maria zu tun hat.

Sie selber hat es geahnt, als sie im Magnifikat, diese Voraussage trifft, die sich durchaus mit ihrer Demut verträgt: Von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter & Millionenfach buchstäblich hat sich diese Prophezeiung verwirklicht: welch eine unübersehbare Fülle von Personen und Werken, die Maria preisen: Schriften, Gemälde und andere Werke der bildenden Kunst, Musikstücke, Theater, Gedichte. Berühmtes Beispiel das Mariengedicht des deutschen protestantischen Dichters Novalis:

Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt,

Gaudete!

ZENIT

Doch keins von allen kann dich schildern,
Wie meine Seele dich erblickt.
Ich weiß nur, dass der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht,
Und ein unnennbar süßer Himmel
Mir ewig im Gemüte steht .

Und so ist auch die Erscheinung der Vírgen de Guadalupe in Mexiko reine Poesie. Hören wir einige Abschnitte aus dem berühmten Nican Mopohua , der in der Indio-Sprache Náhuatl verfassten Beschreibung der Erscheinung Mariens an den Indio Juan Diego. Versetzen wir uns zuvor kurz in die Situation. Zehn Jahre sind seit der Eroberung der Stadt Mexiko, Tenochtitlan, vergangen. Die Indios sind glücklich, dass die Eroberer den brutalen Götzendienst abgeschafft haben, der furchtbare Menschenopfer zum Inhalt hatte (der Hohepriester opferte einen Menschen auf der Höhe der Pyramiden, indem er mit einem Obsidianmesser das noch schlagende Herz aus dem lebenden Leib des Gefangenen schnitt und emporhielt). Aber damit sind sie durchaus noch nicht zum Christentum bekehrt. Sie schätzen das Humanitäre an der Religion der Eroberer, aber sie sagen sich: das ist eine Religion für die Weißen, wir sind nicht gemeint. Jesus ist ein Weißer, Maria ist eine Weiße. So ist Juan Diego einer von ganz wenigen Ureinwohnern, die zum christlichen Glauben gefunden haben.

Der in einfacher Sprache gehaltene Nican beschreibt, wie Juan Diego auf dem Wege zu seinem kranken Onkel Bernardino an einem Hügel in der Nähe der Hauptstadt vorbei geht und plötzlich dort als Ankündigung der Nähe der Muttergottes wunderschöne sinnliche Eindrücke erlebt: Vogelstimmen, Blumenduft, ein Gefühl von Wärme und Geborgenheit.

Doch nun verstummte plötzlich der Chor. Und während sich die letzte Stimme noch verlor, hörte er, wie nach ihm gerufen wurde. Von der Spitze des Gipfels rief man ihn: Kleiner Juan, Juanitzin, Diegotzin! Da machte er sich auf, dem Ruf zu folgen.

Nichts verwirrte sein Herz, nichts ängstigte ihn. Er fühlte sich nur sehr froh, sehr glücklich. Eilig stieg er den Weg hinauf, um zu sehen, wer ihn gerufen hatte. Als er die Höhe erreicht hatte, sah er eine edle Dame auf dem Gipfel des Hügels stehen. Sie bedeutete ihm, näher zu treten. Als er aber vor ihr stand, überwältigte ihn ihre Schönheit, die alles übertraf, was er je gesehen hatte. Sie war vollkommen. Ihr Gewand leuchtete wie die Sonne. Der Stein und der Felsen, auf dem sie stand, funkelten unter ihren Strahlen wie schimmerndes Geschmeide aus reinstem Smaragd. Die Erde leuchtete um sie herum wie ein Regenbogen im Nebel. Die Kakteen, die Nopales und die übrigen Kräuter, die am Boden wucherten, blitzten strahlend grün wie Smaragde&

(aus Paul Badde, Maria von Guadalupe , S. 27)

Buchstäblich erleben wir hier Maria, wie immer, mütterlich besorgt. Aber recht bald wird deutlich, dass die Poésie nicht alles ist. Es geht um eine konkrete Aufgabe, die für Juan eigentlich viel zu groß ist. Wie soll er als unbedarfter Indio zu dem bedeutenden Bischof Zumárraga gehen und ihm ausrichten, dass die Mutter des einzigen Gottes hier eine Gebetsstätte wünscht, um sich den Bewohnern des Landes hilfreich zu zeigen:

Präge dir Folgendes gut ein, Allerkleinster meiner Söhne! Ich bin die Immerwährende Heilige Jungfrau Maria, die Mutter des einzig wahren heiligen Gottes, des lebenspendenden Schöpfers aller Menschen. Er ist der Herr des Nahen und de Fernen, des Himmels und der Erde. Ich wünsche mir sehr, dass mir hier ein Heiligtum errichtet wird, wo ich ihn zeigen, preisen und für immer bezeugen kann. Hier werde ich den Menschen meine ganze Liebe geben, meinen erbarmenden Blick, meine Hilfe meinen Trost, meine Rettung. Denn ich bin wahrhaftig eure mitleidende Mutter: deine Mutter und die aller Menschen, die dieses Land bewohnen wie auch die Mutter aller übrigen Stämme, die mich lieben, rufen und anflehen. Ich bin die

Gaudete!

ZENIT

Mutter all derer, die mich suchen und mir vertrauen. Hier werde ich ihr Weinen und ihr Klagen hören. Hier werde ich sie in ihrer Trauer trösten und all ihre Schmerzen lindern. Hier werde ich sie heilen in ihrer Pein, ihrem Elend und Leid. (ebenda, S. 29)

Spätestens an der Reaktion des Indios können wir selbst ins Spiel kommen: fühlen wir uns nicht auch manchmal von den Aufgaben, die das Leben uns stellt, überfordert? Allerdings haben wir es in der Beurteilung nicht so leicht wie Juan Diego. Wir können nicht ohne weiteres erkennen, ob die Aufgabe uns von Gott gestellt ist oder von anderen, oder sogar von uns selbst. Scheinbar ist die Aufgabe für den Indio zu schwer (dem Bischof eine Botschaft überbringen, sicher abgewiesen werden, verkannt und sogar verleumdet werden). Aber dann stellt sich wie immer heraus: Gott verlangt nichts Unmögliches, Menschen dagegen wohl. Es geht gut aus, aber Juan sollte kämpfen und auch ein bisschen leiden. Der Bischof verlangt einen Beweis. Maria gibt das erbetene Zeichen. Es besteht natürlich aus Poésie. Sie lässt den Indio auf der Höhe des Hügels Tepeyac, wo sie ihm mehrfach erscheint, eine Anzahl Blumen pflücken, die er dem Bischof präsentieren soll. Es ist Anfang Dezember und bitter kalt. Da findet er zwischen Disteln und spitzen Steinen unbeschreiblich kostbare Rosen in allen Farben. Er sammelt sie in seine Tilma (Poncho) und geht eilends zum Bischof, wo er nach langem Warten vorgelassen wird. Als er die Tilma öffnet, fallen die Blumen zu Boden und verschwinden. Aber auf dem Gewand des Indios erscheint und bleibt das Bild der Muttergottes. Dieses Bild wird seit 480 Jahren verehrt. Zu diesem konkreten Bild haben Wissenschaftler verschiedene überraschende Beobachtungen gemacht, die wir hier nicht im Einzelnen erörtern können. Es genügt der Hinweis, dass das Material, aus dem das Gewand besteht, eine einfache Kakteenfaser ist mit einer Lebensdauer von 20-30 Jahren, und dass sich in den halb geschlossenen Augen der Madonna die Szene bei dem Bischof widerspiegelt.

Wichtiger jedoch als die Poésie sind die Wirkungen, die dieses Bild bis auf den heutigen Tag ausübt. Damals hat es, nachdem der Bischof rasch die kleine Kirche nach den Wünschen der Erscheinung hatte erbauen lassen, eine gewaltige Eintrittswelle in die Kirche gegeben. In wenigen Jahren ungefähr zur gleichen Zeit, als im alten Europa im Zuge der Reformation viele Millionen die katholische Kirche verließen - ließen sich in Mexiko acht Millionen Indios taufen. Wie kam es zu diesem Sinneswandel?

Die Indios sahen das Bild: eine schöne junge Frau, mit schwarzem Haar und dunklem Teint keine Weiße, gewandet wie eine aztekische Prinzessin. Ihre Haltung zeigt, dass ihr einerseits die Natur unterworfen ist (eine Frau mit der Sonne bekleidet und der Mond zu ihren Füßen), dass sie andererseits aber einem Höheren dient (das geneigte Haupt und die gefalteten Hände). Man sieht auch, dass sie schwanger ist. Ein kleines Ornament an der Stelle, wo das kleine Kind sich befindet, bedeutet Herr der Welt.

Mehr als tausend Worte sagte das Bild den Betrachtern damals: Maria und damit auch Jesus ist eine von uns. Und - sie ist um uns mütterlich besorgt.

Wir aber können heute außerdem die Frage hinzufügen: wie kommt es, dass die Verehrung der Gottesmutter von Guadalupe zum jetzigen Zeitpunkt aus der Neuen in die Alte Welt gelangt? Ist das nur ein Zeichen der Globalisierung? Ist es eine religiöse Modeerscheinung?

Ist es providentiell? Zunächst ist es sicher nur eine von vielen Varianten der Marienverehrung. Für den modernen an Bildern orientierten Menschen tritt es außerdem an die Seite eines anderen Bildes, des sog. Grabtuches von Turin.

Ein Bild von Jesus, ein Bild von Maria? Gewiss, aber dahinter gilt es wieder neu zu sehen, was die Christen eigentlich wissen müssen, was sie aber ständig relativieren und sogar verdrängen: Jesus und Maria sind wahre und lebendige Personen. Die vom Papst beklagte Gottvergessenheit der heutigen Menschen lässt ja die Religion als historisches Faktum gelten, aber dass sie für unser Leben relevant ist, das wird geleugnet.

ZENIT

Der ganz große Irrtum unserer an Irrtümern so reichen Zeit.

Maria wird schon von den Kirchenvätern als Besiegerin der Häresien bezeichnet. Könnte eine neue Sicht auf die lebendige und bildmächtige Wirklichkeit Mariens uns nicht helfen, die zahlreichen Häresien unserer Zeit auch manche katholisch theologische Fakultät, kann davon ein Lied singen zu überwinden?

Wie können wir diese Überwindung verschiedener Verirrungen des Zeitgeistes erreichen?

Wie immer durch die Wahrheit, denn die Wahrheit wird euch frei machen, sagt Christus. Aber eine Wahrheit, die voller Leben ist, und damit auch voller Poesie.

Also durch Maria.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba.*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet. Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org.

Unbefleckte Empfängnis 2011

Wendet euch oft und vertrauensvoll an Maria (Benedikt XVI.)

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 7. Dezember 2011 (ZENIT.org).

Wendet euch an Maria verehren ist nicht anbeten

Den meisten von uns ist es von Kindheit an geläufig, dass wir uns im Gebet an Maria, die Mutter Gottes wenden. Und es regt uns auch nicht weiter auf, wenn wir von Andersgläubigen die irrtümliche Ansicht hören, wir würden Maria anbeten, denn wir kennen ja genau den Unterschied zwischen Anbetung und Verehrung. Man betet nur den Dreifaltigen Gott an, aber nie ein Geschöpf. Und Jesus, den Menschensohn? Eben auch nur, weil er der Gottmensch ist, also wahrer Mensch und wahrer Gott zugleich.

Von Anfang an war dieses Prinzip den Christen deutlich bewusst. Im alten Rom ging es ja sehr oft um die Frage: kann ich als Christ dem Standbild eines Gottes oder gar des als Gott verehrten Kaisers die Geste der Anbetung erweisen? Den Märtyrern war der Unterschied nicht nur klar, sie wussten, dass es dabei ums Ganze ging, denn man riskierte Kopf und Krone, wenn man diese Anbetung verweigerte. Dennoch haben sie sich geweigert es zu tun, denn das wäre gleichbedeutend gewesen mit der Verleugnung ihres Glaubens. Ein Götzenbild und auch der Kaiser selbst sind lediglich Geschöpfe, mehr nicht. Die Blutzengen haben aber auch immer in eben diesem Glauben gewusst, dass die Standhaftigkeit ihren Lohn haben würde.

So schreibt der hl. Pantaleon kurz vor seinem Martyrium an die ihm Anvertrauten: Es ist, als wollten sich die alten Götter, Jupiter, Apollo, Artemis gegen Christus zur Wehr setzen. Aber das ist nur ein scheinbarer Kampf, denn sie existieren nicht wirklich. Wohl aber existiert Christus, der selber am Kreuz scheinbar besiegt wurde, in Wirklichkeit aber siegte, und der nun in seinen Gläubigen das gleiche vollzieht: scheinbar gehen wir unter, in Wirklichkeit werden wir die Sieger sein (aus Pantaleon der Arzt).

Genau so wie die Märtyrer nicht ein Geschöpf angebetet hatten, so wurden auch sie selbst nach ihrem Sieg nicht angebetet, wohl aber verehrt. Die Verehrung der Gottesmutter hat sich zwar erst seit 431, nach dem Konzil von Ephesus, wo Maria zur Gottesgebäerin erklärt wurde, voll entfaltet, aber sie, und die Märtyrer selbst, wurden immer nur mit Blick auf Gott verehrt, denn, wie es in der Präfation von den Heiligen heißt: In der Krönung ihrer Verdienste krönst du das Werk deiner Gnade.

Maria und die Heiligen verehren heißt aber auch, um ihre Hilfe bitten. Der Herr selber hat es so gewollt, als er am Kreuz, in höchster Todesnot, seine geliebte Mutter dem Jünger, und damit allen Menschen, zur Mutter gab. Das früheste bekannte Bittgebet an Maria, das *Sub tuum praesidium...* (Unter deinen Schutz und Schirm fliehen wir....) stammt schon aus dem vierten Jahrhundert.

Wie kommt es aber, dass dieses Missverständnis um Anbeten und Verehren sich so hartnäckig hält? Könnte denn jemand, außer vielleicht einige Sekten, allen Ernstes Maria für eine Göttin halten? Gibt sie in irgendeiner

Weise Anlass dazu?

Betrachten wir nur das von ihr selbst stammende Gebet, das Magnificat! Da spricht sie vom Allerhöchsten, und von sich selbst nur im Ton der geschöpflichen Demut: Er hat herabgeschaut auf die Niedrigkeit seiner Magd . Gehen Sie alle Gebete der Kirche durch: Nirgendwo werden Sie, auch nicht im Ansatz, eine Wendung finden wie Maria, wir beten dich an , wohl aber Maria, wir beten zu dir .

In ihrem sicher vom Hl. Geist inspirierten Lobgesang, eben dem Magnificat, macht Maria auch eine prophetische Aussage, die sich millionenfach verwirklicht hat: Siehe von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter . Sie ist sich ihrer außerordentlichen Größe bewusst, aber sie sieht ganz von sich ab und bezieht sie ausschließlich auf Gott.

Ihr Wort ist in Erfüllung gegangen. Von wem, außer von Jesus selbst, gibt es in der ganzen Welt so viele Bilder, Statuen, Lieder, Theaterstücke, Kompositionen großer und kleiner Künstler wie von Maria?

Das Fest, das wir heute feiern, ist ebenfalls dazu angetan, die außerordentliche Größe Mariens deutlich zu machen. Gemäß dem im Jahre 1854 von dem sel. Pius IX. verkündeten Dogma hat Maria als einziger Mensch ohne jede Sünde in dieser Welt gelebt, ja sie wurde sogar im Schoß ihrer Mutter Anna ohne die sonst allen Menschen anhaftende Erbsünde empfangen. Aber diese einzigartige Erwählung hat nicht so sehr mit ihr als mit ihrem göttlichen Sohn zu tun, denn der Himmlische Vater wollte, dass sein Sohn, wenn er schon als Mensch auf Erden erscheint, bei einer so intimen Verbindung, wie es die Entstehung seines Menschseins in seiner Mutter Maria war, mit keiner Sünde in Berührung kam, nicht einmal mit der Erbsünde. Danach allerdings würde er mit der Sünde reichlich Bekanntschaft machen, ohne sich selbst aber in sie verstricken zu lassen. Das war ja seine eigentliche Bestimmung, die Sünde als ein Element der Unterdrückung durch Satan, zu besiegen und den Menschen dabei zu helfen, es ebenfalls zu tun.

Wendet euch an Maria! Sie selber ist Geschöpf, aber, wie sich schon bei der Hochzeit zu Kana herausstellt: ihre Fürbitte ist sehr mächtig. Sie ist es, weil der Allmächtige es so wollte. Er will ja sein Heilswerk nicht allein tun, er bezieht möglichst viele Geschöpfe dabei mit ein, in erster Linie die, die ihm besonders nahe stehen. Uns an Maria wenden, zu ihr beten, auch mit ihr beten, ist nach Gottes Sinn. Daher sagt der hl. Bernhard von Clairvaux: Es ist noch nie gehört worden, dass jemand, der sich an Maria gewandt hätte, von ihr nicht erhört worden wäre

Wendet euch oft an Maria

Der Heilige Vater rät uns, dass wir uns nicht nur gelegentlich an Maria wenden sollen, sondern oft. Aber selbst der, der es nur einmal tut, kann damit rechnen, dass er gehört wird. So jedenfalls schildert es Franz Werfel in seinem großen Roman Stern der Ungeborenen . Ein Zeitreisender wird in eine ferne Zukunft katapultiert und gerät dort, zusammen mit einigen der dann lebenden Menschen, in eine höchst gefährliche Situation, die ausgelöst wird durch das dort beliebte so genannte Kometenturnen . Mit Hilfe neuer uns unbekannter Techniken können Menschen so der fantastische Roman sich im Weltraum frei bewegen. Aber der Mensch aus unserer Zeit, der dort unerfahren dieses kosmische Spiel mitspielt, gerät plötzlich in tödliche Gefahr: sein auf mehrere Lichtjahre ausgedehnter Körper findet nicht mehr zu seiner eigentlich Form zurück, er ist rettungslos verloren. Da entringt sich seinem Inneren ein ungewohntes Wort er ruft Ave Maria! und wird gerettet.

Vielleicht war diese Wendung bei dem jüdischen Romancier Werfel eine Reminiszenz an die kurz vorher selbst erlebte Rettung seines Lebens bei der Flucht durch Frankreich und dann nach Amerika. Als Franz Werfel im Jahre 1944 vor den Nazis nach Frankreich floh, musste er erleben, dass er in Paris plötzlich auch nicht mehr sicher war. Er floh weiter nach Südfrankreich. Dort hörte er von dem Wallfahrtsort Lourdes, erkundigte sich nach der Geschichte der Erscheinungen und machte ein Gelübde: wenn ich heil hier

herauskomme, schreibe ich ein Buch über die Muttergottes von Lourdes. Er kam heil in die Vereinigten Staaten und schrieb das bekannte großartige Buch *Das Lied von Bernadette*. Obwohl selber nicht Katholik, gelang es ihm darin, das wunderbare Geschehen so plausibel zu beschreiben, als wäre er selbst dabei gewesen, wie die *Schöne Dame* dem Mädchen Bernadette erschien. Und auch die Antwort der *Dame* auf die Frage des Mädchens nach ihrem Namen, erscheint uns als etwas ganz Natürliches: *Ich bin die Unbefleckte Empfängnis*. Bernadette aber kann in ihrer Unwissenheit mit diesem Wort nichts anfangen. Während sie zum Pfarrer geht, um ihm zu berichten, wiederholt sie immer wieder diese Worte *Ich bin die Unbefleckte Empfängnis*, um sie ja nicht zu vergessen. Denn sie selber wusste natürlich nicht, dass vier Jahre zuvor, im Jahre 1854, dieses Dogma verkündet worden war.

Das einmalige Sich-Wenden an Maria ist also nicht aussichtslos, wie der utopische Werfel-Roman *Stern der Ungeborenen* schildert, in dem ansonsten das Christentum nur am Rande vorkommt, aber das gilt wohl eher für außerordentliche Situationen. Unser Gebet soll aber den gewöhnlichen Alltag tragen, und da ist es sogar logisch, wenn man Gebete und eben auch die an Maria häufig wiederholt. Schließlich isst man oder atmet man ja auch nicht nur einmal in der Woche. Ohne jetzt länger auf dieses schöne Thema einzugehen, sei hier nur das Rosenkranzgebet erwähnt, bei dem wir uns immer und immer wieder an Maria wenden. Johannes Paul II. nannte den Rosenkranz sein Lieblingsgebet.

Wendet euch vertrauensvoll an Maria

Johannes Paul II. hat in seinem Leben, aber auch in seinem Sterben der Menschheit Wesentliches gesagt. Er starb bekanntlich am Vorabend des von ihm selbst eingesetzten Barmherzigkeitssonntags (früher Weißer Sonntag) und setzte damit einen gerade für unsere unbarmherzige Zeit wichtigen Akzent. Wenige Jahre davor hatte er auch die polnische Ordensschwester Helena Kowalska (Schwester Faustyna) heilig gesprochen, deren Gedanken über die Göttliche Barmherzigkeit er schon in seiner frühen Enzyklika *Dives in misericordia* anklingen ließ. Dabei brachte er auch zum Ausdruck, dass das vom Menschen geforderte Gegenstück zur göttlichen Allmacht und Barmherzigkeit das Vertrauen ist. Die Voraussetzungen, um die für jeden Menschen unerlässliche Barmherzigkeit Gottes zu erlangen, sind nicht Leistung oder besondere Fähigkeiten, sondern einzig und allein ein ungebrochenes, ja kindliches Vertrauen, besonders deutlich ausgedrückt in dem sehr einfachen Stoßgebet: *Jesus, ich vertraue auf dich*.

Diese menschliche Grundhaltung dem Himmel gegenüber gilt auch in der Hinwendung zu Maria. Prüfen wir uns selbst, ob wir in puncto Vertrauen nicht doch noch zulegen könnten. Es ist ein sicheres Wort des hl. Bernhard, dass Maria die *omnipotentia supplex* ist, die fürbittende Allmacht, und außerdem ist sie die *Mutter der Barmherzigkeit*.

Aus dem Leben des hl. Josefmaria Escrivá, der ein großer Marienverehrer war, gibt es viele Beispiele für erhaltene Gaben aufgrund einer vertrauensvollen Bitte an Maria. Am schlagendsten erscheint mir die Erhörung einer Bitte in einem auch für unsere Zeit besonders wichtigen Zusammenhang: was die Kirche mit am dringendsten braucht, und was beim Weltjugendtag ein besonders wichtiges Anliegen war, sind Berufungen – Berufungen zum Priester- und Ordensstand und solche zum apostolischen Laiendienst. Der hl. Josefmaria hat in den letzten fünf Jahren seines Lebens, von 1970 bis 1975, auffallend viele Wallfahrten zur Muttergottes gemacht, eine nach der anderen (nach Loreto, Lourdes, Einsiedeln, Fatima, Guadalupe, Aparecida, und viele andere), und es war gerade in diesen Jahren, dass das Opus Dei eine außergewöhnlich große Zahl von Berufungen bekam, wie es sie weder vorher noch nachher gegeben hat.

Hier liegt vielleicht der Schlüssel für unseren heutigen Mangel an Berufungen.

In diesem wie in allen sonstigen Anliegen sollen und wollen wir das Wort des Hl. Vaters beherzigen:

Wendet euch oft und vertrauensvoll an Maria!

ZENIT

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG11120202 - 02.12.2011

Permalink: <http://www.zenit.org/article-24124?l=german>

Der Größte der von einer Frau geboren

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 2. Dezember 2011 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Im Advent stellt uns die Liturgie der Kirche zwei große Gestalten vor Augen, die uns auf das kommende Fest der Geburt des Erlösers vorbereiten sollen. Die Jungfrau Maria und Johannes den Täufer. Beide sind ihm bei seinem Erscheinen auf Erden buchstäblich vorausgegangen. Maria ist seine Mutter, die ihm alles Menschliche mitgegeben hat. Da er keinen irdischen Vater hat, ist alles an ihm von Maria. Zwischen Maria und ihm muss es auch äußerlich eine große Ähnlichkeit gegeben haben. Ein Mystiker hat einmal gesagt: das Blut Jesu das kostbare Blut ist Blut Mariens.

Die vorbereitende Aufgabe Johannes' des Täufers bezieht sich dagegen auf sein Auftreten in der Öffentlichkeit. Durch seine Bußpredigt bereitet er die Herzen der Menschen darauf vor, die Worte Jesu vom kommenden Gottesreich zu verstehen. Im Gegensatz zu Jesus spricht Johannes oft in herausforderndem, ja drohendem Ton. Ihr Schlangenbrut, wer hat euch denn gelehrt, dass ihr dem kommenden Gericht entrinnen könnt? Wer heute so predigen wollte, hätte damit zu rechnen, dass man ihm mangelnde political correctness vorwerfen würde. Aber es geht Johannes natürlich nicht darum, die Leute zu beschimpfen (wenngleich es immer Menschen gibt, die nur so ansprechbar sind), vielmehr will er sie in ihrem eigenen Interesse zur Umkehr bringen: Bringt Früchte hervor, die eure Umkehr zeigen. (Lk 3, 7-8)

Nehmen doch auch wir heute, zwanzig Jahrhunderte danach, diese Aufforderung an. Umkehren ist immer, und auch gerade heute, notwendig, denn der Weg, auf dem viele unserer gottvergessenen Zeitgenossen gehen, ist ein Weg in den Abgrund. Ein Weg, der mit allen Errungenschaften des Wellness-Zeitalters ausgestattet ist, und natürlich immer gut versichert, aber dennoch ein Weg in den Abgrund. Denn wenn diese Umkehr nicht stattfindet, steht am Ende unter Umständen das blanke Nichts.

Zwischen Jesus und Johannes gibt es eine eigenartige Verbindung. Merkwürdig scheint die folgende Feststellung: Bei seiner Taufe im Jordan sieht Jesus ihn zum ersten Mal. Dennoch sind sich die beiden schon einmal begegnet. Des Rätsels Lösung: die beiden sind sich begegnet, als sie beide noch im Mutterschoß waren. In jenen seligen Kindertagen, als die Jungfrau Maria, kaum dass sie, vom Hl. Geist überschattet, den Gottessohn empfangen hatte, nach Ain Karim aufbrach, um ihrer Base Elisabeth, die noch im hohen Alter ein Kind empfangen hatte, beizustehen. Jene wundervolle Begegnung zwischen vier vom Hl. Geist erfüllten Menschen, von denen zwei sichtbar sind die Mütter und zwei verborgen im Schoß ihrer Mütter. Damals hat Johannes sich über die Begegnung mit Jesus gefreut und hat im Schoß seiner Mutter Elisabeth kindliche Freudensprünge vollführt. Jetzt aber sind beide erwachsene Männer und ganz erfüllt vom Ernst der Situation, da Jesus sein öffentliches Wirken nun beginnt.

Johannes erkennt bald nach der Taufe Jesu, dass seine eigene Aufgabe nun erfüllt ist, die Aufgabe, für den Messias einen Weg durch die Wüste zu bahnen, dafür zu sorgen, dass jedes Tal sich heben, jeder Berg und Hügel sich senken soll. So sieht es der Prophet Jesaja Jahrhunderte zuvor und fügt hinzu: Was krumm ist, soll gerade werden, was hügelig ist, werde eben. Die selige Anna Katharina Emmerick hat diese Prophezeiung nicht nur im metaphorischen Sinne verstanden, sondern sie sah, dass Johannes auch buchstäblich die Orte, an denen Jesus auftreten würde, mit seiner eigenen Hände Arbeit dergestalt vorbereitete, dass sie sich für größere Menschenansammlungen u.ä. eigneten.

ZENIT

Jesus bezeichnet einmal Johannes den Täufer als den letzten und größten aller Propheten, ja mehr noch: als den größten der vom Weibe geborenen . Gewaltig und eindrucksvoll muss das Auftreten des Täufers gewesen sein. Aber dann fügt Jesus den etwas rätselhaften Satz hinzu: Aber der Kleinste im Himmelreich ist größer als er . Was ist damit gemeint? Ich denke, der Herr will auf den enormen Unterschied hinweisen, der zwischen dem Alten und dem Neuen Bund besteht. Mit Johannes findet der Alte Bund seinen Abschluss. In ihm ist er der größte Mensch. Im Neuen Bund ist jedoch sehr viel mehr Gnade. Jeder scheinbar unbedeutende Gläubige des Neuen Bundes ist größer, weil er durch Christus erlöst und daher ein Kind Gottes geworden ist. Ein Verdienst ist das zunächst nicht, denn die Initiative geht von Jesus aus, der seinen Jüngern sagt: Ich nenne euch nicht mehr Knechte, sondern Freunde , und der nach seiner Auferstehung noch einen Schritt weiter geht und durch Magdalena den Jüngern sagen lässt: Geh und sag meinen Brüdern, ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott (Jo 20,17).

Unsere wahre Größe wird darin bestehen, dass wir die Gotteskindschaft nicht nur zur Kenntnis nehmen, sondern uns bemühen, unserem Bruder Christus nachzufolgen und dadurch ihm ähnlich zu werden. Gemäß dem Wort des hl. Paulus vom anderen Christus , ja Christus selbst , der wir werden sollen.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG11112503 - 25.11.2011

Permalink: <http://www.zenit.org/article-24089?l=german>

Am besten, wir fangen von vorne an

Impuls zum Ersten Adventssonntag

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 25. November 2011 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). Wir sind es ja seit Kindesbeinen gewohnt, und pünktlich ist es in jedem Jahr dasselbe: Advent, Weihnachtsvorbereitungen, Heiliger Abend, Bescherung - kommerzialisierte Vorweihnachtszeit. Das schönste Fest des Jahres kann zur Last, ja sogar zum Überdruß werden, wenn man seinen geistlichen Kern nicht sieht. Und gerade das ist das Problem unserer Zeit. Vor einigen Jahren sagte ein auf Europa-Besuch befindliches japanisches Ehepaar, als sie in einer deutschen Einkaufstraße die Weihnachtsdekorationen, die Tannenbäume und die vielen Lichter sahen: Ach, sieh mal, die Deutschen feiern auch Weihnachten!

Und auch das ist in jedem Jahr dasselbe: die Adventszeit ist so randvoll mit Veranstaltungen angefüllt (man hastet von Besinnung zu Besinnung), dass viele am Heiligen Abend sich erschöpft zurücklehnen und feststellen: wieder einmal ist die Advenstzeit viel zu schnell vorbei gegangen, jetzt ist mir noch gar nicht nach Weihnachten zumute.

Was tun? Kann man diesem Teufelskreis nicht entrinnen?

Eine Möglichkeit wäre es, sich ganz von dem christlichen Gehalt des Weihnachtsfestes zu trennen, nur noch das große Familienfest vorbereiten und es in aller Ruhe feiern. Ohne große Belastung durch Gedanken an den menschengewordenen Gott, Altes und Neues Testament, Erlösung von unseren Sünden usw. Statt dessen die große Frage: Weihnachtsgans oder Rollbraten? Geschenk für den Opa im Altenheim (nicht zu viel anlegen, er ist ohnehin fast dement), zum Fest kommt der Sohn, der in Hamburg studiert, mit seiner Freundin, das Zimmer für die beiden herrichten usw.

Warum sich das Leben schwer machen mit religiösen Vorstellungen, an die ja doch keiner mehr glaubt? Wenn's hoch kommt, gehen wir noch in die Christmette was fürs Herz.

Aber halt, ist es wirklich so?

Da gibt es, wie so oft in unserer gottvergessenen Zeit, die große Zahl derer, die sich nicht artikulieren, die aber den von der Mainstream-Ideologie vorgeschriebenen Rummel nicht mitmachen. Die sich nicht um die neuesten "Erkenntnisse" verschrobener Exegeten kümmern, die die Enthüllungen über den wahren Jesus, wie sie ein bekanntes Nachrichtenmagazin bietet, nicht beachten, und die Weihnachten so wie jedes Jahr feiern. Aber eben nicht aus der Routine heraus, sondern mit der Gelassenheit und Freude von Menschen, die das alles für wahr halten. Die glauben, dass Jesus wirklich der Sohn Gottes ist, und zwar von seiner Geburt im Stall an, nicht erst bei der Taufe im Jordan. Die glauben, dass Maria jungfräulich Mutter ist (und sich darin zwar nicht mit allen Christen, aber dafür mit den Muslimen einig wissen). Die für wahr halten, dass das erste Kommen Jesu deshalb in Armut und Einfachheit erfolgte, weil er uns von unseren Sünden erlösen wollte, indem er diese und die daraus resultierenden Leiden auf sich nahm.

ZENIT

Das Evangelium des 1. Adventssonntags spricht noch einmal von dem zweiten Kommen Jesu in Macht und Herrlichkeit, das also ganz und gar anders sein wird als sein erstes Kommen. Warum zieht die Liturgie der Kirche diesen Gedanken, der ja eigentlich zum Schluss des Kirchenjahres gehört, noch in die Adventszeit hinein? Sicherlich auch darum, weil es unserem Glauben immer wieder guttut zu bedenken, dass das kleine hilflose Kind in der Krippe zugleich der allmächtige Gott ist, der die ganze Welt in seinen süßen kleinen Händen hält. Wer möchte nicht wie der hl. Joseph den kleinen Kerl herzen und küssen wollen? Aber das ist nur dem gegeben, der in ihm den Logos, den Schöpfergott sieht.

Werden wir begreifen, dass er sich nur deswegen so erniedrigt, damit wir seine Liebe erwidern können?

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG11111806 - 18.11.2011

Permalink: <http://www.zenit.org/article-24050?l=german>

Christus ist König

Impuls zum Sonntagsevangelium am Christkönigsfest, Lesejahr A

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 18. November 2011 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Am vergangenen Mittwoch hörten wir im Evangelium der Hl. Messe ein Gleichnis, in dem Jesus von einem Mann vornehmer Herkunft erzählt, der in ein fernes Land reist, um die Königswürde zu erlangen und dann zurückzukehren. Daran schließt sich noch einmal mit geringfügigen Varianten die Geschichte von den Talenten an, die wir am vergangenen Sonntag gehört haben. Offensichtlich ist dem Herrn dies sehr wichtig, dass wir unser Leben auf Erden auffassen als das, was es nach seinem Willen ist: eine Bewährungsprobe als Vorbereitung auf das eigentliche, das ewige Leben.

Die Untergebenen des zu krönenden Königs kommen im Gleichnis nicht gut weg, sie hassen ihn und lassen ausrichten, dass sie nicht wollen, dass dieser Mann unser König wird (*nolumus hunc regnare super nos*).

Wenn es aber um unseren Herrn Jesus Christus geht, begehen die Menschen immer wieder diese Torheit, sie wollen nicht die erwiesenermaßen milde Herrschaft Gottes und ziehen die oft drückende und manchmal grausame Herrschaft von unerleuchteten Menschen vor. Wie oft kommt es vor, dass Menschen, die Christus ablehnen, sich ohne weiteres von anderen beherrschen lassen, die es gar nicht gut mit ihnen meinen, sei es der Chef im Betrieb, mit dem man sich gut stellen muss und dafür erhebliche Kompromisse eingeht, sei es im politischen Leben, wo man aus kleinlicher Berechnung die Herrschaft von Bösen akzeptiert.

Als Papst Pius XI. im Jahre 1925 das Christkönigsfest einführte, waren die irdischen Könige ihrer Macht und Bedeutung verlustig gegangen. Die verbliebenen Könige in England, Holland und anderen Ländern sind gute Repräsentanten ihres Volkes, haben aber keinerlei Macht mehr.

Allerdings hat Christus, wie er auf Erden auftritt, auch keine Macht; ja, er steht vor Pilatus als ein ganz und gar Ohnmächtiger da, so dass Pilatus sich sehr wunderte. Voller Skepsis und Ironie fragt er den gequälten Herrn: Bist du der König der Juden? Aber die Antwort Jesu, mit göttlicher Autorität vorgetragen, lässt ihn nicht unbeeindruckt: Mein Königtum ist nicht von dieser Welt und dann, als Pilatus noch einmal fragt: Also bist du doch ein König? sagt Jesus: Du sagst es, ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, dass ich für die Wahrheit Zeugnis ablege. Was Pilatus zu der höchst aktuellen Frage veranlasst: Was ist Wahrheit? (Joh 18,33 ff.) Hier kommt die ganze haltlose Verlorenheit der dekadenten römischen Welt von damals zum Ausdruck. Kulturen, die ihren Höhepunkt noch nicht überschritten haben, sehen mit größter Selbstverständlichkeit die absolute Wahrheit immer als etwas Verpflichtendes an. Erst später, wenn ein Volk alles schon gehabt hat, wenn Überdruß und Müdigkeit Platz greifen, schwindet regelmäßig der Sinn für absolute Werte.

In unserer Zeit kämpft der Hl. Vater mit Vehemenz gegen diese Zeichen des Verfalls. Er prangert die Diktatur des Relativismus an, d.h. er fordert die Menschen auf, solchen Schalmeientönen nicht nachzugeben, die sagen, alles ist relativ, allgemein gültige Werte gibt es nicht. Oder zum Positivismus gewandt: es kann nicht sein, dass das Recht, nach dem sich ein Volk richtet, von den Menschen selbst

ZENIT

hergestellt wird, ohne dass man eine übergeordnete Instanz für die Christen Gott anerkennt.

Das Kirchenjahr schließt mit diesem Fest, so wie die Zeit einmal abschließen wird mit der Wiederkunft Christi. Dann, am Ende dieser Weltzeit, wenn alles vollendet ist, wenn der letzte der von Gott geschaffenen Menschen seine Zustimmung zur Erlösung gegeben hat, dann wird Christus ein zweites Mal auf Erden erscheinen. Aber ganz anders als beim ersten Mal. Kam er damals in Einfachheit und Machtlosigkeit, wird jetzt jedem Menschen egal ob er Christ ist oder nicht völlig klar sein: Jesus Christus ist der Herr .

Wenn uns immer noch nicht klar ist, warum der König der Könige bis dahin seine Macht verbirgt, haben wir das Geheimnis der Liebe Gottes nicht verstanden. Christus will, dass alle zu ihm kommen. Da er unsere Schwierigkeiten kennt, will er es uns so leicht wie möglich machen. Viele würden es angesichts seiner Majestät nicht wagen, sich ihm zu nähern. Daher wählt er, weil er uns buchstäblich unsterblich liebt , den für ihn unteren Weg, der kenosis (griechisch: der Selbstentäußerung), damit wirklich jeder den Weg finden kann.

Mit dem nächsten Sonntag beginnen wir im Zyklus des liturgischen Jahres die Adventszeit, die uns mit ihrem Zielpunkt, dem Weihnachtsfest, das wieder einmal vor Augen führt: Gott kommt zu uns als wehrloses, in Armut geborenes Kind. Wer wird ein solches Kind nicht lieben? Wenn wir es tun, haben wir verstanden. Und später wird uns der König sagen: Kommt zu meiner Rechten und geht ein in die Freude eures Herrn!

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG11111104 - 11.11.2011

Permalink: <http://www.zenit.org/article-24007?l=german>

Gerechtigkeit und Barmherzigkeit

Impuls zum Sonntagsevangelium am 33. Sonntag im Jahreskreis, Lesejahr A

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 11. November 2011 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Auch das heutige Gleichnis von den Talenten ist den meisten Menschen geläufig, auch wenn sie keine Kirchgänger sind. Es ist ja auch außerordentlich einleuchtend. Jeder Mensch weiß im Grunde seines Herzens, dass irgendeinmal Abrechnung gehalten wird, und dass man jemandem – wer auch immer das ist – antworten muss auf die Frage: Was hast du aus deinem Leben gemacht? Der gläubige Mensch weiß, dass dieser Jemand kein anderer als Gott ist. Die vielen, die sich selbst mit dem oft etwas modischen Wort Agnostiker bezeichnen, werden, je nach Temperament sagen: ob es eine solche übergeordnete Instanz überhaupt gibt, wissen wir ja nicht, aber die Vorstellung, dass alles, was man im Leben getan und unterlassen hat, irgendwie und irgendwo einmal zur Sprache kommen muss, ist auch ihnen nicht fremd. Leider bleiben sie auf diesem niedrigen Erkenntnisstand stehen. Sehr zu ihrem eigenen Nachteil, denn die daraus sich ergebende Unsicherheit kann bedrückend sein.

Um wie viel leichter hat es der gläubige Christ, der sich über solche Fragen nicht mehr den Kopf zu zerbrechen braucht, weil er weiß, dass Gott ein Richter ist, aber ein barmherziger Richter.

Auch dieses Wissen bezieht er aus einem Gleichnis des Herrn, das eine gute Ergänzung des heutigen Gleichnisses darstellt. Es handelt sich um das Gleichnis vom verlorenen Sohn oder, noch deutlicher gesagt, vom barmherzigen Vater. Im heutigen Sonntagsevangelium hören wir, dass Gott die Menschen gerecht beurteilt je nachdem, was sie aus den ihnen gegebenen Talenten gemacht haben. Diejenigen, die ihre Möglichkeiten gut genutzt haben, werden reich belohnt. Die Gerechtigkeit erfordert aber auch, dass derjenige, der sein Talent gar nicht benutzt hat, bestraft wird.

In dem anderen Gleichnis, dem von der Barmherzigkeit des Vaters, der ja kein anderer ist als der Himmlische Vater, ist auch von der Schuld eines Menschen die Rede, die eigentlich geahndet werden müsste. Aber sie wird ihm erlassen, weil er bereut. Im Gleichnis von den Talenten dagegen sehen wir bei dem Schuldigen keinerlei Reue, im Gegenteil, er macht dem Herrn freche Vorhaltungen und behauptet, dass er eigentlich die Arbeit der Menschen nicht beurteilen dürfe, da er ja selber nicht arbeite. Zwar hat er sich scheinbar korrekt verhalten, denn er hat das Talent ja nicht verprasst oder verloren, sondern händigt es dem Herrn wieder aus. Aber er sagt selbst, dass er Angst hat. Er hat Angst vor seinem Herrn, weil er keinerlei Vertrauen aufbringt.

Ich meine, dass diese beiden Gleichnisse, zusammen gesehen, dem heutigen Menschen in seiner vielfältigen Brechung sehr helfen können, auch dem, der sich als Agnostiker bezeichnet. Wir sehen deutlich, dass die Gerechtigkeit Gottes, die vollkommen ist, noch übertroffen wird von seiner Barmherzigkeit. Wer denkt dabei nicht an die Enzyklika *Dives in misericordia* des sel. Johannes Paul II., an die Einführung des sog. Barmherzigkeits-sonntags eine Woche nach Ostern, an die hl. Schwester Faustyna mit ihrem Barmherzigkeits-rosenkrantz? Das alles ist gerade unserer Zeit von Gottes Vorsehung gegeben, um die Menschen daran zu erinnern: auf unsere Verdienste, und damit auf die Gerechtigkeit Gottes, können wir uns letztlich nicht berufen, denn wir sind alle Sünder. Das Gute, das wir getan haben, wird von dem Schlechten,

ZENIT

das wir auch getan haben, infrage gestellt. Das was uns rechtfertigt, ist die Barmherzigkeit Gottes. Aber sie erfordert von unserer Seite ein Vertrauen, das die Angst überwindet, ein Vertrauen, das auf den Tugenden des Demut und der Liebe gründet. Wann werden wir endlich begreifen, dass Gott uns grenzenlos liebt, dass es ihn kränken muss, wenn Menschen sagen: wir wissen nichts Näheres über Gott. Die Offenbarungen Gottes im Alten wie im Neuen Bund sind doch glaubwürdig und deutlich genug.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG11110602 - 06.11.2011

Permalink: <http://www.zenit.org/article-23977?l=german>

Wahre Weisheit

Impuls zum Sonntagsevangelium am 32. Sonntag im Jahreskreis, Lesejahr A

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 6. November 2011 (ZENIT.org). - Das Kirchenjahr geht langsam seinem Ende zu, und auch die Liturgie der Kirche erinnert in den Texten der Hl. Messe immer wieder an das, was für den einzelnen Menschen am Ende steht. Womit der Mensch am Ende seines irdischen Lebens zu rechnen hat, ist ihm theoretisch bekannt. Der Herr aber erinnert als guter Pädagoge in immer wieder neuer Form an das Bekannte. So auch heute im wunderbaren Gleichnis von den klugen und törichten Jungfrauen. Wunderbar, weil es sich, wie so manches andere Gleichnis, großartig einprägt. Fragen Sie einen Menschen unserer Zeit, ob er weiß, was die Letzten Dinge sind. Es wird ihm nicht so leicht einfallen wie die Geschichte von den klugen Jungfrauen.

Den kulturellen Hintergrund wird man nicht so ohne weiteres präsent haben. Dass bei einer großen Hochzeit zahlreiche Jungfrauen dem Brautpaar das Geleit geben, ist heute wohl nicht üblich, aber doch irgendwie nachvollziehbar. Unerlässlich, dass jede von ihnen ein Lämpchen trägt, und außerdem dass das Lämpchen brennt. Ob sie im eigentlichen Sinne Jungfrauen sind, ist hier nicht das Thema. Sie repräsentieren die Menschen Männer wie Frauen die an Christus glauben und ihn begleiten wollen. Und gerade hier erhebt sich die entscheidende Frage: gehen sie eine gewisse Zeit mit ihm oder sind sie beständig in ihrer Beziehung zum Herrn? Die Öllämpchen sind natürlich symbolisch gemeint. Sie stehen für die Notwendigkeit, dass der Christ nicht nur gelegentlich, sondern auf Dauer zu Christus hält. Dass sein Licht nicht ausgeht. Dazu muss der Lampe seines Glaubens immer wieder Energie zugeführt werden. Heute wie zu allen Zeiten gibt es Christen, die im Glauben lau und in ihrem christlichen Leben schlapp geworden sind. Sie fragen sich dann: wieso stehe ich im Glauben nicht mehr so fest wie früher einmal? Warum habe ich das alles früher so viel ernster genommen und jetzt nicht mehr? Habe ich etwa jetzt eine größere Reife, eine tiefere Erkenntnis über die Relativität der Glaubensinhalte? Nein. Die Antwort muss lauten: mein Glaube ist schwach und dunkel geworden, weil ich ihm keine Nahrung kein Öl zugeführt habe. Der Glaube ist wie ein lebendiger Organismus. Er verhungert, wenn er nicht genährt wird mit dem Gebet und dem Empfang der Sakramente. Umgekehrt: wenn ich regelmäßig bete, geht es meinem Glauben gut. Hier wäre ein konkreter Vorsatz fällig, wenn ich am Ende nicht draußen vor der Tür stehen will.

Die 1. Lesung des heutigen Sonntags benennt das, was solche Vorsätze möglich macht, die Weisheit. Seltsamerweise erscheint sie hier im Buch der Weisheit als eine Person. Dabei geht es nicht nur darum, dass der Mensch sich um die Weisheit bemüht. Sie selber geht umher, um die zu suchen, die ihrer würdig sind; freundlich & kommt sie jenen entgegen, die an sie denken .

Diese personifizierte Weisheit, die Sophia, ist oft als eine Vorbedeutung auf Maria hin gedeutet worden. Ohne auf diese theologische Frage näher eingehen zu wollen, ist es sicher richtig, in Maria die liebenswürdige Helferin zu sehen, die sogar auf uns zugeht, um uns zu tieferen Erkenntnissen und zu wirksamen Vorsätzen, was unser inneres Leben betrifft, zu verhelfen.

ZENIT

Nennen wir es Treue, nennen wir es Beharrlichkeit, oder nennen wir es in der eingängigen Sprache des Gleichnisses: Öl in Krügen . Reihem wir uns nicht ein in die große Schar der Törchten , die vom Bräutigam zwar angetan sind, ihn aber nicht wirklich lieben!

Ein Heiliger unserer Zeit hat das in einem lesenswerten Büchlein so formuliert: Anfangen tun alle; ausharren die Heiligen und ganz am Schluss: Was das Geheimnis der Beharrlichkeit sei? Die Liebe. Verliebe dich, und du wirst ihn nicht lassen! (J. Escrivá, Der Weg 983 und 999)

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

Allerheiligen und Allerseelen: Feste gegen die Gottvergessenheit

Vorbilder auf der Erde, Hoffnung auf die Gottesschau

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 27. Oktober 2011 (ZENIT.org). - Was die Kirche an diesen beiden Tagen den Menschen vor Augen führt, durchbricht in vielen Fällen die sonst übliche Gleichgültigkeit oder mit den Worten des Hl. Vaters die Gottvergessenheit unserer Zeit. Dass man, meistens in der Familie, zu den Gräbern geht, hat immer noch die Kraft eines alt überlieferten Brauchs. Für viele bleibt es nur eine Konvention, andere legen das Hauptaugenmerk auf die gärtnerische Gestaltung des Familiengrabes. Aber irgendwie regt der Besuch des Friedhofs dazu an, mit den Gedanken aus dem Tagesgeschehen herauszugehen. Die Vorstellung eines Tages liege ich selbst in einem solchen Grab drängt sich auf. Er wird zwar oft sehr rasch verdrängt, aber ein Rest bleibt. Leichter als sonst ist es, an das Weiterleben nach dem Tod zu denken. Ist dann nicht alles aus? oder Was nach dem Tod kommt, weiß man nicht. Vielleicht erinnert sich der musikalisch Gebildete an das schöne Tongedicht von Liszt *Les Préludes*, das ein Wort des französischen Dichters Alphonse de Lamartine illustriert: Was anderes ist unser Leben, als eine Reihenfolge von Präludien zu jenem unbekanntem Gesang, dessen erste und feierliche Note der Tod anstimmt? ...

Der Tod ist in der Tat etwas Erhabenes. Das Sterben eines jeden Menschen, auch des scheinbar unbedeutendsten, hat immer seine Würde. Es ist tatsächlich das Vorspiel zu der großen Begegnung mit dem lebendigen Gott, der den Menschen fragen wird: Was hast du aus deinem Leben gemacht?

Dann ist es wichtig zu bedenken, dass wir nach dem Tod zunächst dieselbe Person sind, die wir vorher waren, mit all unseren Gedanken, Erinnerungen, Fehlern und Sünden, die wir allerdings rechtzeitig bereuen sollten. Der Mensch begegnet auf diesem unbekanntem Weg zunächst der unendlichen Güte und Barmherzigkeit Gottes, der will, dass alle Menschen gerettet werden (1 Tim 2.4). Und spätestens jetzt will der Mensch auch selbst zu Gott gelangen. Dann aber angesichts der Heiligkeit und Schönheit Gottes, wird er selber die Erkenntnis haben: So wie ich jetzt bin, kann ich nicht vor das Antlitz Gottes treten. Ich muss einiges reinigen, läutern, in Ordnung bringen und klären. Die Hl. Schrift gebraucht das Bild vom hochzeitlichen Gewand. Da spricht die katholische Kirche, und eigentlich nur sie, davon, dass es einen Läuterungsort gibt, im Volksmund Fegefeuer, wo in zeitlicher Begrenzung alles das geklärt, abgeübt und gelernt werden muss, was wir in diesem Leben versäumt haben. Meist hat es mit Leiden zu tun. Das Leiden so schmerzlich es buchstäblich immer ist ist auch ein Segen, es läutert nachhaltig. Wer klug ist, d.h. die Ratschläge Gottes beherzigt hat, der weiß, dass dieses Leiden, Klären und Lernen besser in diesem Leben absolviert werden sollte als im anderen. Hier ist es verdienstlich, dort ist es das nicht. Außerdem ist es dort schmerzlicher.

Der Mensch ist es aber zufrieden, denn er weiß, dass das Leiden von begrenzter Dauer ist, und dass er nachher viel besser da stehen wird. Außerdem ist er nach entsprechend verbesserter Selbsterkenntnis froh, dass er die ganze Wahrheit auch über sich selbst erkennt. Was war ich doch für ein Egoist im Leben! Wie wenig habe ich mich um andere gekümmert, die meine Hilfe brauchten! Wie dumm von mir, jahrzehntelang an Gott

ZENIT

vorbei gegangen zu sein! Und so wird der Mensch im Jenseits nach und nach dazu geformt, ein adäquater Himmelsbürger zu werden.

Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben (1 Kor 2,9). Das ist dann das endgültige Ziel, der Himmel.

Zusammen mit dem Fest Allerseelen feiern wir das Hochfest Allerheiligen, das uns dieses unendlich erstrebenswerte Ziel vor Augen stellt. Nicht nur die im Heiligenkalender aufgeführten Heiligen sind dort, sondern alle, die nach einem entsprechenden Leben und in den allermeisten Fällen einer nun mal notwendigen Läuterung dorthin gelangen, ins Vaterhaus, denn es stimmt, was wir im Kirchenlied singen: Unsere Heimat ist im Himmel. So hat es auch der hl. Paulus ausgedrückt (Phil. 3,20-21).

In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen, sagt Jesus einmal (Joh 14,2-3), darunter offensichtlich einfachere und bessere. Die Heiligkeit, die der einzelne Mensch erreicht, hängt sehr von seinem irdischen Leben ab. Sicher ist es ein Unterschied, ob einer in außerordentlicher Liebe sein ganzes Leben im Dienst an Gott und den Menschen hingegeben hat, oder ob er nach einem mehr oder weniger verpfuschten Leben so gerade noch mitgekommen ist. Letzterer wird sich in alle Ewigkeit freuen, aber die Freude des Ersteren ist größer. Von daher verstehen wir es gut, dass der Herr alle auffordert: Seid heilig wie euer Vater im Himmel heilig ist (Mt 5,48), und dass er eben nicht sagt: Seht zu, dass ihr wenigstens das religiöse Minimum einhaltet. Das II. Vatikanische Konzil hat es feierlich bekräftigt, nachdem Jahrzehnte zuvor der hl. Josefmaria Escrivá und viele andere Heilige unserer Zeit diese alte Wahrheit neu in Erinnerung gerufen hatte: Jeder ist berufen zur großen Heiligkeit, der Kleriker, der Lehrer, aber auch der Börsenmakler, der Taxifahrer und der Hilfsarbeiter, jeder nach seinem Stand und nach seiner Arbeit, die er heiligen soll. Damit sind wir jedoch, auch wenn unsere Heimat im Himmel ist, keineswegs Fremdlinge auf Erden. Im Gegenteil, wir sollen nicht nur die Arbeit, uns selbst und die anderen, sondern auch die Strukturen dieser Welt zu heiligen versuchen. Das wird im Vergleich zur Vollkommenheit des Himmels immer nur Stückwerk bleiben. Aber wenn dieser der große unbekannte Gesang sein wird, so haben wir dann doch wenigstens auf Erden eine Reihe von guten und spielbaren Präludien hervorgebracht, an denen andere sich erfreuen können.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba.*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet. Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org.

ZG11102805 - 28.10.2011

Permalink: <http://www.zenit.org/article-23956?l=german>

"Dienen?"

Kommentar zum Evangelium am 31. Sonntag im Jahreskreis, Lesejahr A

*Von Msgr. Dr. Peter v. Steinitz**

MÜNSTER, 28. Oktober 2011 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). Im heutigen Sonntagsevangelium gibt uns der Herr wieder verschiedene Ratschläge. Er weiß natürlich, dass wir seinen Rat oft nicht annehmen. Aber er lässt nicht locker. Und gerade darin zeigt sich seine Liebe zu uns Menschen, dass er uns unermüdlich zum Guten mahnt und es in Kauf nimmt, dass wir ihn meistens enttäuschen. Denn auch das ist ein Aspekt der Menschwerdung Gottes, dass es ihm durchaus nicht gleichgültig ist, wie wir uns ihm gegenüber verhalten. Wir sind oft in der Lage von Kindern, die es gewohnt sind, ihren Eltern immer wieder Enttäuschungen zu bereiten, gleichzeitig aber wissen, dass die Eltern das immer wieder hinnehmen.

Es wäre daher wirklich nicht schlecht, wenn wir uns ab und zu die Mühe machten, uns vorzustellen, wie es dem Herrn in einem konkreten Zusammenhang zumute ist (wir sind es gewohnt, in erster Linie an unsere eigene Befindlichkeit zu denken). Was empfindet Jesus, wenn er zehn Aussätzige geheilt hat und nur ein einziger sich bedankt (der außerdem noch ein Ausländer ist)? Wie fühlt er sich, wenn er bei einem vornehmen Pharisäer eingeladen ist, und der ihm die einfachsten Zeichen der Gastfreundschaft und Höflichkeit in diesem Fall die Fußwaschung vorenthält? Sagen wir nicht, da steht er drüber. Dann wäre er ja nicht wirklich Mensch geworden in allem uns gleich außer der Sünde. Erst recht ist sein Herz getroffen von dem Verrat von Menschen, die er liebt, und die er fortwährend gefördert hat. Auch der Umstand, dass er vorher weiß, dass Judas ihn verraten wird, macht seinen Schmerz nicht geringer.

Aber, so könnte man einwenden, das ist jetzt und bei mir anders. Christus ist im Himmel und kann nicht mehr leiden. Und meine Fehler – na ja, die kann ich ja beichten, dann sind sie weg. Wenn ich sie tatsächlich beichte, ist es ja schon sehr positiv, denn viele Christen haben sich von der Beichte seit langem verabschiedet. Aber wenn wir uns klarmachen, dass der Sohn Gottes im Himmel nach wie vor auch der liebenswürdige Mensch Jesus ist, ist es zumindest eine grobe Gedankenlosigkeit, wenn ich meine, dass meine Fehler und Unterlassungen vor Gott letztlich nur Belanglosigkeiten sind. So denkt man von einem Fremden, aber nicht von einem Liebenden. Und warum ist Christus eigentlich am Kreuz gestorben, wenn es keine Sünden von uns Menschen gibt, sondern nur die Sünde der Welt? Was das Herz Jesu am meisten betrübt, ist nicht die Tatsache, dass wir sündigen, sondern dass wir seine Liebe nicht annehmen wollen.

Aber zurück zum Sonntagsevangelium. Jesus gibt uns den Rat, wir sollten, wenn wir groß sein wollen, den anderen dienen, denn wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden. Sicher werden wir nicht bei einem Festmahl den Ehrenplatz einnehmen und in der Kirche in der ersten Reihe sitzen wollen. Unser Stolz zeigt sich in subtilerer Form: Wir haben es nicht gern, wenn man uns kritisiert, wir möchten unseren Willen durchdrücken, wir suchen die Anerkennung der Menschen. Und nun gibt uns Jesus den Rat, alle anderen zu bedienen. Diesen Rat nicht anzunehmen, ist vielleicht nicht ein gravierendes Unrecht. Aber wir könnten dieses Evangelium allemal dahingehend nutzen, dass wir zum Beispiel den Vorsatz fassen, die Worte Jesu so menschlich zu nehmen, wie sie gemeint sind, dass sie aus einem menschlichen Herzen kommen, das uns liebt. Denn dann kommt uns auch zum Bewusstsein, dass er

ZENIT

uns nicht drücken, sondern erheben will. Und zwar erheben auf sein Niveau, denn er sagt von sich selbst: Ich bin nicht gekommen, um bedient zu werden, sondern um zu dienen .

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG11102102 - 21.10.2011

Permalink: <http://www.zenit.org/article-23919?l=german>

Pharisäer und Sadduzäer

Kommentar zum Evangelium am 30. Sonntag im Jahreskreis, Lesejahr A

Von Msgr. Dr. Peter v. Steinitz*

MÜNSTER, 21. Oktober 2011 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). In jener Zeit, als die Pharisäer hörten, dass Jesus die Sadduzäer zum Schweigen gebracht hatte, kamen sie bei ihm zusammen. Einer von ihnen, ein Gesetzeslehrer, wollte ihn auf die Probe stellen. (Mt 22,34-40)

Wieder eines der Streitgespräche Jesu mit der religiösen Obrigkeit, die zwar von ihm fasziniert ist, aber immer wieder meint, ihn maßregeln zu müssen. Der Rabbi aus Nazareth passt nicht in ihr Schema. Freilich kann man ihnen zugutehalten, dass sie ihre Verantwortung dafür spürten, die überlieferten Bräuche und Vorschriften zu wahren.

Bis zu einem gewissen Grade können wir eine Parallele erkennen zwischen ihnen und den Theologen unserer Zeit, denen man auch grundsätzlich die gute Absicht unterstellen muss. Die Pharisäer sind die Konservativen und die Sadduzäer die Progressiven. Die Sadduzäer haben aus einer liberalen Grundhaltung heraus manche überlieferte Glaubenslehren beiseitegelassen. Sie glauben praktisch nur an das Diesseitige, Geister, Engel, Seelen der Verstorbenen, das ewige Leben etc. sind für sie nicht existent. Das finden wir mühelos bei einigen Theologen unserer Zeit wieder. Man erschrickt, wenn man ab und zu Statistiken liest, in denen davon die Rede ist, dass soundso viel Prozent der Pfarrer (vorwiegend der evangelischen, aber dasselbe findet sich auch bei katholischen) nicht an ein Weiterleben nach dem Tode glauben.

Da sieht es bei den Pharisäern ganz anders aus. Für sie ist die traditionelle Theologie außerordentlich wichtig. Wenn jemand daran rührt, werden sie hellwach. Warum aber sind uns die Pharisäer so besonders unympatisch? Die wahre Lehre hochzuhalten, müsste doch zunächst einmal positiv sein. Das ist es auch, aber sie verkennen, dass Jesus, wie er selber sagt, gar nicht gekommen ist, um das Überlieferte aufzuheben. Vielmehr ist er gekommen, um es zu erfüllen. Er ist ja der Messias, von dem alle Propheten jahrhundertlang gesprochen haben. Warum erkennen sie es nicht? Die einfachen Menschen, die Fischer, die Zöllner, ja die Sünder, erkennen ihn als den verheißenen Erlöser. Wahrscheinlich weil diese sich *erlösungsbedürftig* fühlen. Ja, das ist genau der Grundfehler der Pharisäer: sie haben keinen Bedarf erlöst zu werden, sie machen ja alles richtig, und sie führen ein gesichertes Leben. Und doch weist ihnen Jesus nach, dass sie zwar die Gesetzesvorschriften aus dem Kopf kennen, aber ihnen das Wichtigste fehlt. Einer der Pharisäer fragt ihn:

Meister, welches Gebot im Gesetz ist das wichtigste? Und da zeigt sich Jesus, der Sohn Gottes, als ein treuer Sohn Israels. Er zitiert das berühmte Schma Israel! Höre Israel! Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit all deinen Gedanken und genauso wichtig das Gebot der Nächstenliebe.

Die Pharisäer wissen alles, aber rühren selbst keinen Finger, um das Gebot der Liebe zu erfüllen. Jesus rät den Leuten, die Aussagen der Pharisäer zu respektieren, denn sie sitzen ja auf dem Stuhl des Mose, aber man solle sich nicht nach ihren Taten richten.

ZENIT

Auf unsere Zeit übertragen: es genügt nicht, die Tradition zu bewahren (wohlgemerkt, was die Sadduzäer tun, ist noch schlimmer), aber wir müssen uns unserer Erlösungsbedürftigkeit mehr bewusst sein. Erst dann sind wir in der Lage, das Doppelgebot der Liebe zu sehen und zu erfüllen.

Der Hl. Vater beklagt die seltsame Gottvergessenheit der heutigen Menschen in den Wohlstandsländern.

Muss denn unbedingt etwas Schlimmes passieren ein Tsunami, Überschwemmungen oder gar ein Krieg damit die Menschen wieder an den Herrgott denken? Gott ist die Liebe. Er hat kein Interesse daran zu strafen. Wenn möglichst viele Menschen sich auf das Gebot Gottes besinnen, wird Ninive verschont.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG11101405 - 14.10.2011

Permalink: <http://www.zenit.org/article-23882?l=german>

Dem Kaiser, was des Kaisers ist

Kommentar zum Evangelium am 29. Sonntag im Jahreskreis, Lesejahr A

*Von Msgr. Dr. Peter v. Steinitz**

MÜNSTER, 14. Oktober 2011 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Wieder einmal versuchen die Pharisäer, Jesus aufs Kreuz zu legen. Aber auch diesmal sind sie ihm nicht gewachsen. Zu gern hätten sie ihn in einem unvoreilhaftem Wort gefangen, um dann gegen ihn vorzugehen und ihn unschädlich zu machen. Zu diesem Zweck präsentieren sie ihm ein Dilemma. Ein Dilemma ist für gewöhnlich die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten, die beide nichts taugen. Sie überlegen sich: sagt er, man muss dem Kaiser Steuern zahlen, macht er sich bei seinen Landsleuten unbeliebt. Sagt er aber, dass man der römischen Besatzungsmacht die Steuern verweigern soll, dann muss er mit einer Anklage als Aufrührer rechnen.

Jesus aber zeigt, dass es wieder einmal mehr als zwei Möglichkeiten gibt. Die dritte wäre, gar nichts zu sagen, oder die vierte, ausweichend zu antworten. Was in beiden Fällen nicht recht befriedigt. Nein, Jesus packt den Stier bei den Hörnern und nutzt die Gelegenheit dazu, mit wenigen Worten die Grundlage zu formulieren, mit deren Hilfe dann spätere Generationen etwas so Wichtiges wie die Trennung von Staat und Kirche begründen können.

Im alten Israel waren Staat und Religion eins. Auch in den Jahrhunderten nach Beendigung der Christenverfolgung, als das Christentum nicht nur geduldet wurde, sondern zur Staatsreligion avancierte, war es für den gläubigen Menschen ausgemachte Sache, dass die Loyalität zum Staat und zur Kirche identisch waren. Erst einige der nicht aus dem kirchlichen Raum stammenden Ideen der Aufklärung im 18. Jahrhundert, die später aber in die kirchliche Soziallehre eingingen, trugen dazu bei, dass die beiden Bereiche vernünftig getrennt werden konnten. Insofern die Aufklärung neben Richtigem auch einiges Falsche propagierte, ergab sich aber das Problem, dass man gelegentlich entweder dem Staat oder der Kirche nicht gerecht wurde. Der Kirche wird man sicher nicht gerecht, wenn man sie so scharf vom Staat trennt, dass die Religion nur noch Privatsache ist, und der Staat die Kirche de facto ignoriert. Dem Staat würde man nicht gerecht, wenn, wie in der alten Zeit, staatliche Entscheidungen von den Gegebenheiten der Religion abhängig gemacht würden.

In Deutschland ist zum gegenwärtigen Zeitpunkt diese Trennung gegeben. Aber sie ist bewusst keine vollständige, denn beide, die Kirche und der Staat, sind perfekte Gesellschaften, die voneinander unabhängig, aber dennoch auf einander bezogen sind. In diesem Sinne war es angemessen, dass der Papst als hoher Vertreter der Religion, vor einem Parlament eine Rede halten konnte.

Vergessen wir bei alledem jedoch nicht, dass wir zwar Bürger beider Reiche sind, dass aber diese Zugehörigkeit eine vorübergehende ist. Immer wieder müssen die Menschen in unserem Wohlstandsparadies der Versuchung ausweichen, sich hier für immer einzurichten. Einerseits ist der Christ zwar aufgerufen, die Strukturen der Welt und des Staates mitzugestalten und unter Wahrung der Freiheit der anderen zu verchristlichen, aber dass wir Menschen, wenn wir uns nur entsprechend anstrengen, eine vollkommene Gesellschaft herbeiführen könnten – diesen Gedanken sollten wir, vor allem nach den Erfahrungen mit den weltverbessernden Ideologien des 20. Jahrhunderts, ganz verabschieden. Dass alles neu und gut wird, ist **uns**

ZENIT

nicht gegeben. In der Geheimen Offenbarung sagt Christus: Seht, **ich** mache alles neu! Das gilt für das Ende der Zeit, wenn alle Entwürfe der Menschen, eine vollkommene Gesellschaft zu schaffen, gescheitert sind.

Bis dahin aber und das ist das eigentlich Wichtige soll das Wort Gottes verkündet werden, denn Gott will, dass alle gerettet werden. Dazu braucht die Kirche Freiheit, und um die müssen wir mit der Hilfe brauchbarer Ideen immer wieder ringen. Vor allem aber den Herrn der Geschichte bitten, dass diese Freiheit möglichst überall auf der Erde gesichert wird, und dass die Christen diese auch entsprechend nutzen.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG11100707 - 07.10.2011

Permalink: <http://www.zenit.org/article-23840?l=german>

Der Rosenkranz umstritten?

Impuls zu Rosenkranzfest

*Von Msgr. Dr. Peter v. Steinitz**

MÜNSTER, 7. Oktober 2011 (ZENIT.org). - In der heutigen Mainstream-Zivilisation geht man mit nicht genehmen Ansichten scheinbar sehr behutsam vor. Die Medien sprechen nicht von abwegigen oder gar dummen Ideen, Personen oder Institutionen, sondern gebrauchen gerne das objektiv klingende Wort *umstritten*. Nur wenn etwas doch gar zu schlimm erscheint, nennt man es allenfalls *inakzeptabel*. Ja, es ist schon eine sehr verfeinerte Kultur, in der wir leben.

Nun aber hat es sich mit der Zeit herausgestellt, dass für viele Zeitgenossen nach den Erfahrungen, die sie mit manchen Medien, aber auch manchen Politikern gemacht haben, das Wörtchen *umstritten* aufhorchen lässt. Nicht selten wird es für den Eingeweihten zum Gütemerkmal. Schon manch einer hat sich einer Idee oder einer Gemeinschaft angeschlossen, von der er in den Medien gelesen hatte, dass sie *umstritten* sei - und war am Ende davon sogar begeistert.

Nun hat neulich auch ein regionales Kirchenblatt anlässlich des traditionellen Rosenkranzmonats Oktober dem Rosenkranzgebet das Etikett *umstritten* angeheftet, und zwar mit der Begründung, dass es nicht zeitgemäß sei. Der wache Christ von heute könne sich nicht mehr mit Gebeten befassen, die aus lauter Wiederholungen derselben Worte bestehen. Was sich der Autor des Artikels allerdings ungeschickterweise entgehen ließ, war der historische Zusammenhang, in dem das Rosenkranzfest, das am 7. Oktober gefeiert wird, steht, nämlich die Seeschlacht von Lepanto am 7. Oktober 1571, in der die europäischen Truppen gegen eine türkische Übermacht siegten, und diesen Sieg dem Gebet des Rosenkranzes zuschrieben, zu dem der Papst die Christenheit aufgefordert hatte. Hier wäre eigentlich ein weiteres Reizwort unserer Zeit fällig gewesen: *politically incorrect*.

Aber Ironie beiseite, was hat es nun mit diesem Gebet auf sich? Auf der einen Seite gibt es viele - auch Christen - die dieses Gebet nicht einmal mehr als *umstritten* ansehen, sondern es einfach ignorieren als etwas für allzu schlichte Gemüter. Auf der anderen Seite eine allerdings zahlenmäßig beachtliche Gruppe von Gläubigen, die dieses Gebet regelmäßig pflegen und ihm große Erhörungskraft zusprechen.

Die asketische und mystische Theologie spricht traditionell von zwei Grundformen des Gebetes. Es gibt das mündliche und das betrachtende Gebet. Das mündliche Gebet verwendet Texte mit fertigen Worten, die man aufsagt. Darunter das hervorragendste, weil von Gott selber gegebene, das Vaterunser. Ferner das Gegrüßet seist du, Maria und Ehre sei dem Vater. Aus diesen drei Grundgebeten setzt sich der Rosenkranz zusammen, wo in fünf Geheimnissen je zehn Avemaria mit jeweils einem Vaterunser abwechseln.

ZENIT

Dagegen bemüht sich der Gläubige im betrachtenden Gebet darum, mit Gott in freien, eigenen Worten zu sprechen, gerade so wie man mit einem Freund spricht, wobei man sich der Hilfe des Heiligen Geistes versichert, der, wie Paulus sagt, mit unaussprechlichen Seufzern für uns eintritt, wenn wir nicht wissen, wie wir beten sollen. Denn der Mensch ist wetterwendisch: mal gelingt ihm die Betrachtung gut, und andere Male fühlt er sich leer und trocken. Dennoch sollte er regelmäßig jeden Tag dieses betrachtende Gebet üben.

Er muss ja nicht jedes Mal Gott etwas Originelles mitteilen (Er weiß ja schon alles), vielmehr sollte er den Geist in sich beten lassen, d.h. sein Herz ihm öffnen und ihn bitten, in ihm zu beten. Wie von selbst wird er mit der Zeit zu einem höheren und reiferen Gebet aufsteigen. Durch die Regelmäßigkeit wird er nach und nach unabhängig von Stimmungen und Zufälligkeiten.

Wenn wir in diesem Zusammenhang das Rosenkranzgebet anschauen, stellen wir fest, dass es keineswegs ein Gebet nur für alte Mütterchen ist (wenngleich diese meist die wirksamsten Beter sind). Vielmehr ist es eine äußerst geistreiche Kombination der beiden Gebetsformen. Denn während der Beter immer wieder die gleichen Gebete, vor allem das Avemaria, sagt, entfaltet er eine rege betrachtende Gedankentätigkeit – jedenfalls sollte es so sein. Er betrachtet gleichzeitig, sozusagen mit Maria, die zentralen Geheimnisse unserer Erlösung: die Menschwerdung Gottes und die Kindheit Jesu (freudenreicher Rosenkranz), sein Wirken in der Öffentlichkeit (lichtreicher Rosenkranz), sein Leiden und Sterben (schmerzensreicher Rosenkranz) und schließlich seine Auferstehung und Verherrlichung (glorreicher Rosenkranz), tatsächlich das Wesentliche aus unserem Glaubensschatz.

Der Rosenkranz ist übrigens ganz und gar christozentrisch, Maria ist gewissermaßen die Umhüllung, in der das von Christus gewirkte Heilsgeschehen gesehen wird. Genauso wie jedes Avemaria in seinem Kern Jesus enthält. Also keine Angst: es handelt sich nicht um übertriebene Marienfrömmigkeit!

Für den Rosenkranz als ideale Synthese der beiden Gebetsformen, mündliches und betrachtendes Gebet, könnte man, um einen bildlichen Vergleich zu gebrauchen, von einem Schiffelein sprechen (die Betrachtung), das auf einem Wasser dahinsegelt (die vielen Avemaria), in Bewegung gesetzt vom Hauch des Heiligen Geistes. Darüber hinaus man kann noch eine dritte Gebetsebene ausmachen. Während die ruhig dahinfließenden mündlichen Gebete zum Betrachten anregen, kann der Betende verschiedene Gebetsanliegen mit bedenken. Und das immer in dem Wissen, dass ihm von höherer Warte und mit äußerstem Wohlwollen zugehört wird.

In den Familien wurde früher abends gemeinsam der Rosenkranz gebetet. Jeder, der das erlebt hat, weiß um die eigentümlich friedvolle Stimmung, die sich dann bei den Menschen ausbreitet. Heute wird abends gemeinsam in die Röhre geschaut.

Aber ist deswegen der Rosenkranz nicht mehr in ? Nein, im Gegenteil. Auch heute, und gerade in unserer unruhigen Zeit, ist der Rosenkranz angesagt. Auch heute sind durch großes Rosenkranzbeten große Dinge erreicht worden, bis hin zu weltpolitischen Ereignissen, wie dem unerklärlichen Abzug der Sowjets aus Österreich im Jahre 1955 oder der Verhinderung der kommunistischen Machtübernahme in Portugal im Jahre 1975.

Oder sind wir jetzt schon wieder politically incorrect ?

ZENIT

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG11093010 - 30.09.2011

Permalink: <http://www.zenit.org/article-23804?l=german>

Engel gibt's die?

Kommentar zum Evangelium am 27. Sonntag im Jahreskreis, Lesejahr A

Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz*

MÜNSTER, 16. September 2011 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Vor etlichen Jahren gab es im Kino einen schwedischen Spielfilm, eigentlich eher belanglos, aber mit dem einprägsamen Titel *Engel gibt's die?* Natürlich war die Frage rhetorisch gemeint, oder besser gesagt: sie setzte voraus, dass Engel sich in der Gestalt von hübschen liebenswürdigen jungen Damen präsentieren. Womit klar gesagt sein sollte, dass das Wort Engel nur eine Metapher ist, nicht eine Wirklichkeit bezeichnet.

Aber was ist nun wirklich wahr? Gibt es geistige Wesen, die wir nicht sehen, die aber so real sind wie wir Menschen? Oder sind das nur Projektionen einer menschlichen Phantasie, die ja immer wieder Ausschau hält nach Wesen, die wir nicht kennen, die uns aber ähnlich sind. Vor diesem Hintergrund wird es auch verständlich, warum die heutige Menschheit im Zeitalter der Raumfahrt fasziniert ist von sog. Aliens, außerirdischen Wesen, die vielleicht so ähnlich, oder aber ganz anders sind als wir, und mit denen es sehr reizvoll sein müsste, Kontakt aufzunehmen. Nur wirklich begegnet ist ihnen noch keiner.

Seitdem die Kirche, aus Gründen, die wir hier nicht näher betrachten wollen, nicht mehr von den Engeln spricht, haben sich die Anhänger dieser geheimnisvollen Wesen auf das minenreiche Feld der Esoterik begeben, weil dort ausgiebig von Engeln die Rede ist. In jeder Buchhandlung, die etwas auf sich hält, finden Sie meterweise Literatur über die Engel: Der Tagesengel, Engel mit Kartenlegen, Pendeln und Heilstein, Engelrituale, Englorakel usw.

Bedauerlich, dass die Menschen ihr natürliches Bedürfnis nach dem Engel dort erfüllt bekommen, wo man nicht immer aus berufenem Mund Auskunft erhält. Berufen, etwas über die Engel auszusagen, ist die Kirche bzw. die Hl. Schrift des Alten und Neuen Bundes, die in der Kirche ihre Auslegung erfährt. Der Katechismus definiert die Engel sehr sachlich so: Wer sind die Engel? Die Engel sind rein geistige, körperlose, unsichtbare und unsterbliche Geschöpfe, sie sind mit Verstand und Willen begabte personale Wesen. Sie schauen Gott unablässig von Angesicht zu Angesicht, verherrlichen ihn, dienen ihm und sind seine Boten bei der Erfüllung der Heilssendung für alle Menschen .

In diesen Tagen feiert die Kirche immerhin zwei große Engelfeste: am vergangenen 29.9. das Fest der drei Erzengel Michael, Gabriel und Rafael und am kommenden Sonntag, 2. Oktober, das Schutzengelfest, das freilich liturgisch vom 27. Sonntag im Jahreskreis überdeckt wird.

Wir sollten tatsächlich den Kontakt mit den hl. Engeln suchen, nicht aus Neugier, sondern weil sie unsere Freunde und Helfer sind. Es gibt freilich auch die bösen Engel, die damals bei der Prüfung, der auch die Engel ähnlich wie die Menschen unterzogen wurden, gefallen sind, zu Dämonen geworden sind. Sie wollen uns aus Wut und Eifersucht, von Gott abbringen. Abgesehen von der Dramatik dieses Geschehens kann uns diese Tatsache einen Begriff vom Wert eines jeden Menschen geben, wenn solche bedeutenden Geistwesen sich um einen jeden von uns bemühen. Sie alle, die guten wie die schlechten Engel, können aber nur an uns heran,

ZENIT

wenn wir sie lassen. Genau wie Gott der Herr berücksichtigen sie peinlich genau unsere Freiheit. Damit unser Leben gelingt, kommt es also darauf an – und im Grunde seines Herzens weiß das jeder Mensch – dass wir den inneren Anregungen des guten Engels folgen und die des bösen Engels zurückweisen.

Am heutigen Sonntag spricht der Herr noch einmal vom Weinberg. Der Gutsbesitzer, der den Weinberg anlegt, ist Gott, der Weinberg das sind wir, und der Sohn des Gutsbesitzers, der von den Winzern misshandelt und schließlich ermordet wird, ist Jesus Christus. Was wird der Gutsbesitzer mit solchen Winzern tun? fragt Jesus seine Zuhörer. Sie geben die logische Antwort, dass er sie strafen wird. Dazu äußert sich der Herr aber nicht mehr. Wir wissen freilich, dass der Herr nicht nur Milde walten lässt, sondern gerade durch dieses Unrecht und Leiden uns erlöst. Paradoxie der Liebe!

Damit aber das Werk der Erlösung gelingt, und zwar bei jedem einzelnen Menschen, muss der Mensch sich seiner Freiheit bewusst werden und sie richtig nutzen. Wird er dabei so töricht sein und die von den Engeln dargebotene Hand ausschlagen? Wird er die Kraft haben, den Einflüsterungen des Feindes – Versuchungen zur Habgier, zum Egoismus, zur Gewalt etc. – zu widerstehen? Die Kirche betet an den Engelfesten: Gib, dass die Macht des Bösen nicht überhand nimmt, sondern sende deine heiligen Engel, die im Himmel vor dir stehen, in diese Welt, damit sie uns vor allem Unheil schützen!

Das wollen die Engel sein: nicht nette Mädchen, nicht niedliche Putten, nicht esoterische Spielgefährten, sondern kraftvolle, souveräne Persönlichkeiten, die uns ihre Freundschaft und Hilfe anbieten.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet. Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG11092309 - 23.09.2011

Permalink: <http://www.zenit.org/article-23744?l=german>

Zöllner und Dirnen

Kommentar zum Evangelium am 26. Sonntag im Jahreskreis, Lesejahr A

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 16. September 2011 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Dieser Sonntag ist aktuell geprägt durch den Besuch des Papstes in Deutschland, seine zeitlose Prägung erfährt er als 26. Sonntag im Jahreskreis durch das Evangelium, das aber zufällig in gewissem Sinne zum aktuellen Anlass passt.

Jesus spricht diesmal zu den Hohenpriestern und den Ältesten des Volkes – sagen wir zu den Priestern und den Parlamentariern. Er bringt ein ganz einfaches Beispiel, nicht ein Gleichnis. Der Mann, der zwei Söhne hat, die in seinem Betrieb mit ihm arbeiten, sagt dem einen, er solle eine bestimmte Arbeit übernehmen. Dieser sagt zu, aber tut es nicht. Dann bittet er den anderen. Der ist von ganz anderem Schlag. Eigentlich ist er faul, sagt aber ehrlicherweise, dass er keine Lust hat. Dann aber besinnt er sich auf die Autorität des Vaters und geht doch an die Arbeit.

Jesus lässt seine Gesprächspartner selbst die Frage beantworten, welcher von den beiden den Willen des Vaters erfüllt hat.

Was Jesus dann zu ihnen sagt, scheint auf den ersten Blick nicht mit den ungleichen Brüdern zu tun zu haben: Zöllner und Dirnen gelangen eher in das Reich Gottes als ihr.

Der Heilige Vater, Papst Benedikt XVI. hat bei seiner Rede vor den Ältesten des Volkes nicht darüber gesprochen, dass es gilt, den Willen des Vaters zu erfüllen. Soviel war sicher nicht drin, und der Bundestag wäre auch bestimmt nicht der rechte Ort dazu gewesen. Aber er hat doch in rücksichtsvoller Sprache wie immer, aber doch klar angemahnt, dass der Rechtspositivismus, also die grundsätzlich gottlose Sicht der Dinge, nicht ausschließlich das öffentliche Leben bestimmen darf. Wenn es keine vorgegebenen Normen gibt, die den positiven, von Menschen gemachten Gesetzen ihre Grenzen aufzeigen, dann kann sich auf die Dauer ein Staatswesen in eine Räuberbande verwandeln, wie es schon Augustinus formuliert hat.

Der älteste Sohn, der sich scheinbar folgsam verhält, ist so ein Positivist, er sagt sich: ich halte mich nicht an vorgegebene Bedingungen. Er zeigt eine anständige Fassade, ist aber in Wirklichkeit ein haltloser Opportunist. Er und seinesgleichen verdienen den harten Tadel des Herrn. Der zweite Sohn dagegen nimmt es hin, dass er eine schlechte Figur macht, aber es ist ihm klar, dass man sich an bestimmte Normen halten muss.

Ihr habt es gesehen, und doch habt ihr nicht bereut und nicht geglaubt, so das Resümee des Herrn.

Dieses Wort gilt in unserem Zusammenhang natürlich nicht nur den Parlamentariern, sondern uns allen. Dass Positivismus nicht ausreicht, dass es also so etwas wie Naturrecht geben muss – auch wenn manche diesen Begriff am liebsten ganz streichen möchten – sollte uns alle veranlassen, uns verstärkt über die Arbeit der Parlamentarier Gedanken zu machen.

ZENIT

Ein sattem bekanntes Beispiel für eine abzulehnende positive Gesetzgebung ist die Abtreibungsregelung, wo von Staats wegen etwas gebilligt und sogar finanziert wird, was gegen eine objektive Norm, in diesem Fall das Recht auf Leben, verstößt.

Die Abgeordneten, die in diesen und ähnlichen Fragen in Kauf nehmen, eine schlechte Figur zu machen, wenn sie sich für das objektive Recht einsetzen, sollte man unbedingt unterstützen.

Irgendwo hat das schließlich auch mit dem Himmelreich zu tun.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG11091606 - 16.09.2011

Permalink: <http://www.zenit.org/article-23678?l=german>

Die letzten werden die ersten sein

Kommentar zum Evangelium am 25. Sonntag im Jahreskreis, Lesejahr A

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 16. September 2011 (ZENIT.org). - Im Evangelium des 25. Sonntags im Jahreskreis hören wir wieder ein uns wohl bekanntes Gleichnis, nämlich das von dem Gutsherrn, der mehrmals am Tag auf den Markt geht, um sich Tagelöhner für die aktuelle Weinlese zu besorgen. Er macht mit denen, die bereits am frühen Morgen mit der Arbeit anfangen, einen Denar aus. Aber er braucht noch mehr Arbeiter, und immer wieder geht er auf den Marktplatz, wo er auch am Mittag und am Nachmittag, ja sogar in den frühen Abendstunden Müßiggänger antrifft, die er zur Arbeit in seinem Weinberg auffordert.

Nach Feierabend werden alle ausgezahlt, angefangen bei den zuletzt angeworbenen. Sie bekommen einen Denar, und nicht ganz zu Unrecht meinen die, welche die Last und Hitze des Tages getragen haben, sie würden nun entsprechend mehr bekommen. Aber auch sie erhalten nur einen Denar. Objektiv gesehen scheint dies nach dem damaligen Standard ein angemessener Lohn für einen ganzen Tag zu sein, und der Gutsherr hat kein Unrecht getan, denn so war es ja vereinbart.

Uns heutigen Arbeitnehmern und Arbeitgebern stößt die Sache dennoch unwillkürlich auf. Ist das denn nicht doch ungerecht?

Nein, es ist es nicht. Vielmehr ist es noch besser als gerecht. Jesus will uns klarmachen, dass es jenseits der sozialen Gerechtigkeit einen Bereich gibt, der vom Staat nicht erfasst wird, und auf den dieser keinen Zugriff hat die Nächstenliebe, die dort tätig wird, wo die Gerechtigkeit an ihre Grenzen stößt. Die Liebe tut mehr als das, was die Gerechtigkeit erfordert. Papst Benedikt XVI. spricht ausführlich davon in seiner Enzyklika *Caritas in veritate*.

Der Gutsherr im Gleichnis weist den Fordernden zurecht mit den Worten: Bist du neidisch, weil ich zu anderen gütig bin?

Den Neid hat der Soziologe Helmut Schoeck in seinem Buch *Der Neid und die Gesellschaft* (1968) als eine starke Triebkraft im sozialen Leben bezeichnet. Die Frage ist nur, können auf dieser Grundlage tragfähige Lösungen entstehen? Schließlich ist der Neid doch etwas Negatives. In einer pluralen Gesellschaft wie der unseren, die sich aus Christen, Andersgläubigen und Ungläubigen zusammensetzt, ist ein gedeihliches Zusammenleben, so ist wohl die allgemeine Auffassung, nur auf der Basis der Gerechtigkeit möglich, die das Motiv des Neides allerdings immer gegenwärtig haben muss.

Vielleicht ist es zuviel verlangt oder vielleicht auch nicht, die Frage zu stellen: muss das unbedingt so sein? Wäre nicht doch eine Gesellschaft besser, und vor allem erfreulicher, in der die niederen Beweggründe, die wir Menschen aufgrund der Erbsünde nun mal alle als Möglichkeit in uns haben, zurück gedrängt werden zugunsten altruistischer Motive? Der große spanische Philosoph Donoso Cortés (1809-1853) kommt zu der Erkenntnis, dass in einer Gesellschaft, die wenig oder keine innere Repression kennt, die äußere

ZENIT

Repression umso stärker sein muss, wenn der Staat funktionieren soll. Äußere Repression kennen wir: der Staat muss durch Gesetze, Verbote und Strafandrohungen dafür sorgen, dass es gerecht zugeht. Was mit dem etwas hart klingenden Wort innere Repression gemeint ist, kann uns das heutige Evangelium vermitteln. Jesus rät uns, dass wir von uns selbst, also von innen heraus das aufbauen, was das latente Chaos in unseren Herzen überwindet: die Gottes- und die Nächstenliebe. Dann erst ist die Gesellschaft wirklich gerecht, und es macht Freude, in ihr zu leben.

Vor wenigen Tagen feierte die Kirche das Fest Kreuzerhöhung. Es ist tatsächlich so: im Kreuz ist Heil. Das scheinbar Schwere bringt Gutes hervor. Nicht nur in einem spirituellen Sinne, sondern letztlich auch dann, wenn wir das Kreuz im Leben der Gesellschaft aufrichten. Noch hat sich das Wort Jesu nicht erfüllt: Wenn ich von der Erde erhöht bin, werde ich alles an mich ziehen .

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG11090909 - 09.09.2011

Permalink: <http://www.zenit.org/article-23628?l=german>

Immer wieder verzeihen?

Kommentar zum Sonntagsevangelium am 24. Sonntag im Jahreskreis, Lesejahr A

Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz*

MÜNSTER, 9. September 2011 (ZENIT.org). - Was Petrus den Herrn da fragt, ist etwas, das auch uns immer wieder beschäftigt: wenn jemand mich beleidigt, muss ich ihm als Christ verzeihen, o.k. Aber wenn er es dann wieder tut und ein drittes und viertes Mal, darf ich dann nicht sagen: jetzt reicht es? Die Antwort Jesu kennen wir: nicht siebenmal, sondern siebenundsiebzigmal sollen wir verzeihen.

Der Herr illustriert diese äußerste Anforderung an unsere Geduld mit dem Gleichnis von dem König, der von einem seiner Diener das geschuldete Geld zurückfordert, sich aber, da der Diener es nicht zurückzahlen kann und er ihn so anfleht, erweichen lässt, ihm nicht nur die Schuld zu stunden, sondern sie ihm sogar äußerst großzügig zu erlassen. Der Diener seinerseits aber hat einem seiner Kollegen eine Summe geliehen, die er nun sehr unvermittelt zurückfordert. Da kommt in ihm etwas Erschreckendes zutage. Anstatt die gleiche Barmherzigkeit, die er bei seinem Herrn hoch erfreut erfahren hat, seinerseits ebenso seinem Mitknecht gegenüber, der ihn mit den gleichen Worten anfleht, zu üben, verlangt er in brutaler Weise sein Geld zurück, notfalls sogar, indem er den anderen mitsamt seiner Familie in den Schuldturm wirft. Natürlich bekommt er dafür die verdiente Strafe.

Das Thema Vergebung und Barmherzigkeit ist so alt wie die Menschheit und selbstverständlich auch heute aktuell. Der britische Regisseur Roland Joffé hat verschiedene Spielfilme dazu gedreht, die immer wieder um die Frage von Schuld und Versöhnung kreisen, z.B. *The Killing fields* und *The Mission*. Vor kurzem kam in den Vereinigten Staaten sein neuester Film *There be dragons* in die Kinos. Er handelt von zwei Männern, die als Kinder zusammen im Priesterseminar gewesen sind, deren Lebensläufe dann aber der Film spielt im spanischen Bürgerkrieg - sehr verschiedene Wege gegangen sind. Der eine, namens Manolo, lehnt Gott und Christentum ab, sein Leben bewegt sich zwischen den Fronten der Bürgerkriegsparteien, er spielt ein doppeltes Spiel und wird sogar zum Mörder.

Der andere ist Josemaria Escrivá, der Gründer des Opus Dei, der als junger Priester die Grausamkeiten des Bürgerkriegs hautnah erlebt und selber mehr als einmal in Gefahr kommt, umgebracht zu werden, der aber dennoch seine Freunde dazu anhält, nicht nach Rache zu verlangen, sondern dem Feind zu vergeben. Immer wieder versucht er, Manolo, der nichts von ihm wissen will, auf den Weg des Guten zurückzuführen, aber vergeblich. Erst auf dem Totenbett findet dieser das erlösende Wort der Versöhnung und damit den Frieden.

Nehmen wir es ernst, dass es auch uns schlecht ergehen wird, wenn wir nicht unserem Bruder von ganzem Herzen vergeben !

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: *Pantaleon der Arzt* und *Leo - Allah mahabba*.*

ZENIT

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org.

Brüderliche Zurechtweisung

Impuls zum Sonntagsevangelium vom 23. Sonntag im Jahreskreis, Lesejahr A

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 2. September 2011 (ZENIT.org). - Im Sonntagsevangelium spricht Jesus zu seinen Jüngern , aber nicht nur Petrus, Andreas und Philippus, sondern wir alle sind, wie immer, genauso gemeint: Der Herr möchte, dass wir das gleiche tun, was er tun würde, wenn er jetzt an unserer Stelle wäre im Grunde eine sehr zeitgemäße und ansprechende Form von Interaktion.

Er selber kann nicht mit jedem einzelnen Menschen sprechen (sprechen mit der Absicht, ihm auf seinem Lebensweg Orientierung zu geben), aber wir können es. Freilich sind wir alle, im Gegensatz zu Christus, irrtumsfähig, und es ist schon wichtig, dass wir, wenn wir anderen raten, auch den richtigen Rat geben. Wie wichtig ist also die häufige Lektüre des Evangeliums, denn dort werden uns ständig Anregungen gegeben, was und wie wir reden sollen, um die Menschen, die wir lieben, zu Gott zu führen!

Die Ratschläge, die wir nach den Vorstellungen des Herrn geben können, sind oft sehr einfach. Das Reich Gottes ist nicht den Genies vorbehalten.

Heute regt uns der Herr an, den Bruder (die Schwester) zurechtzuweisen, wenn es nötig ist. Aber sogleich tut sich ein kleines Problem auf: wie steht es mit meiner Absicht? Wenn der andere einen Fehler macht, der womöglich auch noch mich in Mitleidenschaft zieht, wie reagiere ich dann? Werde ich schimpfen, sein Verhalten tadeln, vielleicht sogar in Kauf nehmen, dass er vor anderen blamiert dasteht? Das alles soll nicht sein! Wir hatten uns ja vorgenommen, dem Nächsten zu helfen, nicht ihn zurückzusetzen. Also muss alles weggeschafft werden, was meiner eigenen Person zur Befriedigung dient.

Aus diesem Grunde muss ich selbst zunächst zur Ruhe kommen, niemals im Affekt ihm einen Tadel verpassen , denn es darf nicht darum gehen, dass ich mein Mütchen kühle. Wenn der andere etwas getan hat, was mich geärgert hat, muss ich zunächst im Gebet (und das Gebet ist da unerlässlich) den Ärger überwinden. Die natürliche Regung mich zu rächen muss eliminiert werden. Allerdings sollte ich auch und gerade dann die sog. brüderliche Zurechtweisung machen, wenn meine Person gar nicht betroffen ist. Danach, ebenfalls im Gebet, sollte ich überlegen, ob ich nicht vielleicht denselben Fehler auch mache.

Und schließlich, wenn ich wieder ruhig bin, sollte ich ihm sagen: Mein Lieber, du hast das und das gesagt (gemacht, unterlassen o.ä.). Das scheint mir nicht so gut gewesen zu sein (das wird er verstehen, man muss die Handlung nicht total abqualifizieren). Ich werde außerdem mit ihm unter vier Augen reden, denn sobald ein Dritter oder gar mehrere dabei sind, kann er es nicht annehmen. Und darum geht es ja, dass er die Zurechtweisung annimmt und in Zukunft den Fehler erkennt und unterlässt.

Das scheint mir eine wahre gute Tat zu sein, wirkliche Nächstenliebe, denn die Nächstenliebe hat ja nicht nur zum Inhalt, dem anderen in materiellen Dingen beizustehen (den Hungrigen sättigen, den Kranken besuchen, dem Armen in der Dritten Welt Almosen zu geben), sondern vor allem dazu beizutragen, dass er das

ZENIT

Klassenziel erreicht, nämlich das ewige Leben.

Es geht nicht darum, die Menschen zu ändern oder gar nach unserem Muster zurecht zu schneiden. Ein kluger Mensch hat einmal gesagt: Die Menschen ändern sich nicht, sie werden nur besser oder schlechter. Und genau darum geht es, dass sie besser werden, dass sie in den Tugenden Fortschritte machen und schließlich die wahre christliche Reife erlangen, das Vollalter Christi, wie der Apostel sagt. Ein anderer werden muss er (sie) nicht, der Preusse kann Preusse bleiben und der Bayer Bayer. Aber in seinem Denken und Verhalten ständig Verbesserungen suchen, das sollte das Ziel sein.

Was aber auch hier, wie überall gilt, ist die Notwendigkeit der göttlichen Hilfe, der Gnade. Auch das ruft uns Jesus heute in Erinnerung: das Gebet und vor allem das gemeinschaftliche Gebet ruft seine Gegenwart herbei:

Alles, was zwei von euch auf Erden gemeinsam erbitten, werden sie von meinem himmlischen Vater erhalten. Denn wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.

Der Herr will sich unser bedienen. Und wenn wir denken, dazu bin ich ungeeignet, dann haben wir in diesen Worten die Gewissheit, dass unsere Schwachheit und Unzulänglichkeit durch seine Gegenwart ausgeglichen wird, die spielend dazu in der Lage ist, die Fehler eines Menschen zu überwinden.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba.*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet. Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org.

ZG11082610 - 26.08.2011

Permalink: <http://www.zenit.org/article-23554?l=german>

Jesus menschlich, aber nicht allzu menschlich

Impuls zum Evangelium des 22. Sonntags im Jahreskreis, Lesejahr A

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 26. August 2011 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Im Evangelium des heutigen Sonntags zeigt sich Jesus von einer ungewohnten Seite: scheinbar streng und unerbittlich. Auf den ersten Blick erscheint es unerwartet hart, wenn er den Petrus, der es ja nur gut gemeint hat, mit dem Wort „Satan“ beschimpft, und „geh mir aus den Augen!“ Petrus wollte doch nur verhindern, dass der geliebte Meister leiden muss. Warum diese Härte?

Der Herr möchte deutlich machen – wie so oft in leicht überspitzter Form, damit es jeder begreift – dass das Werk der Erlösung nur durch Leiden zu haben ist. Dem auszuweichen war ein sehr schlechter Rat von Petrus, und es zeigt, dass die Jünger das Wesentliche der Botschaft Jesu noch immer nicht verstanden hatten. Und Jesus, der göttliche, also vollkommene Pädagoge, muss ausnahmsweise heftig werden, was er sonst nur bei den Pharisäern tut, damit seine Worte eindringen.

Petrus reagiert, rein menschlich gesehen, richtig. Der Mensch ist von Gott nicht zum Leiden geschaffen, und es ist in Ordnung, wenn man das Leiden vermeidet. Auch ein gläubiger Mensch nimmt die Segnungen der Medizin in Anspruch, um Krankheit und Schmerz zu überwinden. Ja, Jesus selbst ist vor dem Leiden zurückgeschreckt, als er vor seiner Gefangennahme im Garten Gethsemani betete. Das Kreuz ist zunächst unnatürlich, das Natürliche ist die Freude. Dazu hat Gott Adam und Eva geschaffen, und das Paradies war nur Freude.

Aber – wie kennen die Geschichte, es ist ja unsere eigene Geschichte – die Sünde hat alles vermasselt. Die Sünde der ersten Menschen und dann die Sünden aller Menschen haben Leid in die Welt gebracht („unter Schmerzen sollst du deine Kinder gebären“ etc.). Und um zur ursprünglichen Vollkommenheit zurückzukehren, musste derselbe Weg in umgekehrter Richtung eingeschlagen werden. Durch Leiden sollte der Mensch wieder hergestellt werden. Wir selber hätten diesen Weg einschlagen sollen, aber die dazu erforderliche Hingabe und Selbstaufgabe konnten wir nicht aufbringen. Gott sandte daher seinen einzigen Sohn, dass er es stellvertretend für uns täte.

Hier zeigt sich, dass die bloß menschliche Sicht der Dinge nicht genügt. Jesus hatte oft genug gesagt: „Der Menschensohn wird leiden müssen..“ Nun muss Petrus auf schmerzliche Weise erfahren, dass die menschliche Sicht durch die übernatürliche Sicht ergänzt werden muss. Erst damit begreifen wir Menschen, was Gott will.

Dann aber kommt ein Zusätzliches. Christus erlöst die Welt durch seine vollkommene Hingabe am Kreuz, aber er will uns dabei nicht nur zuschauen lassen. Wir sollen die Erlösung nicht nur entgegen nehmen, vielmehr sollen wir uns daran beteiligen, sie mittragen. Daher sein Wort: „Wer mein Jünger sein will, verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach!“ So ist das Jüngersein nicht nur Gemeinschaft und Freundschaft mit Christus, sondern es bedeutet auch Kreuzesgemeinschaft. Wenn wir beim Weltjugendtag gesehen haben, wie Jugendliche gemeinsam ein großes Kreuz trugen, so war das nicht nur eine

ZENIT

schöne Geste, nicht nur ein tolles Gemeinschaftsgefühl, sondern dahinter stand die großherzige Bereitschaft vieler Jugendlicher, in der Nachfolge Christi konsequent zu sein in guten wie in bösen Tagen. Wenn bei der Vigil auf dem großen Feld von Cuatro Vientos den Jugendlichen durch die Unbilden der Witterung ein gemeinsames, allerdings sanftes Leiden auferlegt wurde, so kann man darin, wenn man will, ein Zeichen dafür sehen, dass der Herr ihre großherzige Bereitschaft angenommen hat. Und dann geschah das, was immer geschieht, wenn wir dem Herrn gegenüber großherzig sind, es wird eine große Freude geschenkt. Viele Jugendliche sagten, durch den Sturm sei die Begegnung mit dem Stellvertreter Christi noch viel besser geworden.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba.*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org.

ZG11081908 - 19.08.2011

Permalink: <http://www.zenit.org/article-23494?l=german>

Die Schlüsselgewalt

Impuls zum Sonntagsevangelium am 21. Sonntag im Jahreskreis, Lesejahr A

*Von Msgr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 29. August 2011 (ZENIT.org). - Wie so oft geschieht vonseiten Jesu etwas enorm Wichtiges im Rahmen eines scheinbar einfachen, harmlosen Gesprächs. In diesem Gespräch mit Petrus, das uns der Evangelist Matthäus überliefert, geht es zunächst um Namen. Jesus fragt, für wen ihn die Leute halten. Die einen für Johannes den Täufer, andere für Elijah oder Jeremia oder sonst einen Propheten. Dann aber will der Herr wissen, was seine Jünger in ihm sehen, ob sie ihn inzwischen erkannt haben. Da macht sich Petrus zum Wortführer – er wird es später immer sein – und spricht sein Bekenntnis, das ihm offensichtlich von Gott eingegeben wurde: Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes!

Man sage nicht, das war doch für die Jünger eine Selbstverständlichkeit. Sie war es nicht, denn Jesus hat von sich selbst nie anders gesprochen als von dem Menschensohn. Dass er der Messias wäre, das haben die Menschen zwar geahnt, aber er hat es nie von sich selbst gesagt, außer einmal, aber das war bei einer Fremden, einer Ausländerin, der Frau am Jakobsbrunnen.

Es steht zu vermuten, dass einer der Gründe für diese Zurückhaltung in der Demut Jesu zu finden ist. Zum anderen aber möchte er, dass wir uns die Kenntnis seines Namens, und damit die Nähe zu ihm, erkämpfen. Das weiß ja jeder: Dinge, die man in den Schoß gelegt bekommt, schätzt man nicht gebührend. Dagegen ist uns das, was uns schwer gefallen ist, umso wichtiger.

Sozusagen als Belohnung für sein klares Bekenntnis gibt Jesus nun dem Petrus einen neuen Namen. Bei mehreren Personen sowohl des Alten wie des Neuen Bundes erleben wir das: der bisherige Name – und Name ist ja mehr als nur Bezeichnung – reicht nicht mehr für die Aufgabe, die Gott jetzt dem Betreffenden zuweist. Aus Abram wird Abraham, aus Saulus wird Paulus. Und so nennt Jesus Simon, den Sohn des Jonas, mit dem neuen Namen Petrus – und erklärt auch sogleich, was es damit auf sich hat.

Du bist Petrus – der Fels – und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen. Es ist dies nicht die einzige Stelle im Evangelium, die uns die besondere Stellung des Petrus (und nach seinem Tod natürlich seines Nachfolgers) zeigt. Ich habe für dich gebetet, Petrus, dass dein Glaube nicht wankt; wenn Du dich wieder gefunden hast, gehe hin und stärke deine Brüder! (Hier haben wir das besondere Charisma des rechten Glaubens, das die Christen zu allen Zeiten beim Nachfolger Petri gesehen und respektiert haben). Oder am Ende des Johannes-Evangeliums: Weide meine Lämmer, weide meine Schafe! Welch wunderbares Wort, um die Leitungsgewalt zu charakterisieren. Jesus sagt nicht: Du sollst der Hauptverantwortliche sein, noch weniger spricht er vom Befehligen. Das Wort weiden umschreibt deutlich, dass derjenige, der die Herde (die Kirche) leitet, die einzelnen Gläubigen betreuen, pflegen, schützen, für sie gute Weide suchen soll. Das ist damals wie heute die Aufgabe des Petrus.

In diesen Tagen erleben wir, wie der gegenwärtige Nachfolger des hl. Petrus diese Aufgabe wahrnimmt. Beim Weltjugendtag in Madrid fliegen ihm die Herzen der jungen Menschen entgegen. Eine Tageszeitung titelte:

ZENIT

Der Papst wird wie ein Popstar empfangen . Allerdings scheint mir dieser Ausdruck nicht besonders treffend, denn ihm geht es sicher nicht darum sich feiern zu lassen. Ratzinger hätte viel lieber seinen Lebensabend in der Gelehrtenstube verbracht. Mir kommt es eher so vor, als würden diese sehr vielen Jugendlichen in ihm einen Vater sehen (den sie daheim oft entbehren müssen), der nicht nur lächelt und ihnen zuwinkt, sondern der darüber hinaus ihnen geistige Orientierung vermittelt, in einer Welt, die die jungen Menschen oft auf Abwege führt.

Mein Tipp für die Zeit nach den Ferien : versuchen wir doch alle, die uns anvertrauten Menschen, Familienangehörige, Freunde, Kollegen, zu weiden , d.h. sie behutsam zum Guten hinzuleiten. Papst Benedikt gibt zu verstehen, dass die Botschaft Jesu auch heute, trotz aller Schwächen des Bodenpersonals , allen Menschen, alten wie jungen, eine Richtung geben kann.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG11071506 - 15.07.2011

Permalink: <http://www.zenit.org/article-23459?l=german>

Carmen die Schöne

Impuls zum 16. Sonntag im Jahreskreis

MÜNSTER, Freitag, 15. Juli 2011 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Wer kennt nicht, wenigstens dem Titel nach, die Oper Carmen von Bizet? Wer wird sich nicht von der temperamentvollen Musik und der Titelfigur mitreißen lassen? Kaum einer hierzulande weiß aber, dass der weibliche Vorname Carmen ein frommer Marienname ist: Im deutschen etwas umständlich und den meisten ungewohnt: Maria vom Karmel. Da geht es uns ähnlich wie mit dem Namen Dolores (Maria von den Schmerzen) oder gar mit dem Mädchennamen Mercedes, von dem auch eingefleischte Autoliebhaber nicht unbedingt wissen, dass er mit der Jungfrau Maria zu tun hat. La merced heißt auf Deutsch die Gnade, daher Maria de las Mercedes: Maria von den Gnaden. Glücklicherweise ein Volk, wo die Muttergottes in so vielen Namen verehrt und geliebt wird!

Im Deutschen sagt man: Lieb Kind hat viele Namen. Beides trifft wahrhaftig auf Maria zu. Sie ist die Vielgeliebte und hat daher viele Namen. Denken wir nur an die schönen oft poetischen Ausdrücke der Lauretanischen Litanei: Sitz der Weisheit, Elfenbeiner Turm, Ursache unserer Freude, Königin der Engel usw.

Aber was hat Maria mit dem Berg in Israel zu tun?

Auf dem Berge Karmel gab es schon in alter Zeit ein Phänomen echter Gottesverehrung (notabene: Marienverehrung führt immer zu intensiver Gottesverehrung). Der Prophet Elija verteidigte dort den einen wahren Gott, Jahwe, gegen die kanaänischen Fruchtbarkeitsgötter Baal und Astarte. Außerordentlich spannend, wie Elija völlig allein gegen vierhundertfünfzig Baalpriester antreten musste (nachzulesen im 1. Buch der Könige, Kapitel 18). Es ging darum, wer die wahre Religion hatte, die Verehrer des Baal oder die Verehrer Jahwes. Nach demokratischen Vorstellungen waren die Priester des Baal im Recht. Durch ein aufsehenerregendes Gottesurteil jedoch konnte Elija die Wahrheit Jahwes beweisen.

Heute möchte man sich auch manchenmal wünschen, dass Elias wiederkäme und den Menschen unserer Zeit den wahren Gott vor Augen führte.

Aber trotz des Gottesurteils auf dem Karmel blieben die Menschen seiner Zeit starrköpfig, und Gott schickte eine dreieinhalbjährige Trockenheit über das Land. Wieder begab sich Elija auf den Berg Karmel, um zu beten, dass der Herr es wieder regnen lassen möge. Elija stieg zur Höhe des Karmel empor, kauerte sich auf den Boden nieder und legte seinen Kopf zwischen die Knie (1 Kön 18,42). Dann ließ er seinen Diener auf das Meer hinausblicken um zu sehen, ob die erlösenden Regenwolken bald kämen. Aber es war nichts zu sehen. Erst beim siebten Mal meldete der Diener: Eine Wolke, klein wie eine Menschenhand, steigt aus dem Meer empor. Kurz darauf der heiß ersehnte Regen. Die Kirchenväter haben in ihren Erläuterungen zum Alten Testament in dieser kleinen Wolke ein Sinnbild der Jungfrau Maria gesehen, die immer dem Erlöser vorausgeht.

Um Unsere Lieben Frau auf dem Berge Karmel, die also Jahrhunderte vor ihrem irdischen Leben schon sozusagen undercover verehrt wurde, ranken sich im Laufe der Kirchengeschichte viele Andachten und

ZENIT

Anrufungen, vor allem in der spanisch sprechenden Welt. La Virgen del Carmen ist Patronin der Schifffahrt, aber auch der Seelen im Läuterungsort. Von den Päpsten oft bestätigt: das Tragen des Skapuliers.

In einem Fischerort an der Küste Galiziens in Spanien sah ich einmal an einer Kirche der Muttergottes vom Karmel eine Inschrift: Omnes cum Petro ad Iesum per Mariam . Wenn wir heute für unseren oft so angefochtenen Glauben nach verlässlichen und bewährten Fixpunkten suchen hier haben wir sie: Maria und der Papst. Für Madrid und Berlin hier noch ein weiteres lateinisches Merkwort: Ubi Petrus ibi Ecclesia .

Stützen wir den Hl. Vater in seinem Bemühen, einer verunsicherten Menschheit den wahren Gottesglauben nahezubringen.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG11070802 - 08.07.2011

Permalink: <http://www.zenit.org/article-23412?l=german>

Elisabeth + Elisabeth + Elisabeth

Impuls zum 15. Sonntag im Jahreskreis, Lesejahr A

Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz

MÜNSTER, Freitag, 8. Juli 2011 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Am vergangenen Wochenende bewegte uns die Betrachtung des Heiligsten Herzens Jesu, die Tatsache, dass der Allmächtige Gott ein menschliches Herz hat.

Allerdings ist es ratsam, dass wir uns nicht mit der Freude an diesem schönen Geheimnis unseres Glaubens begnügen. Wir sind alle gefordert, aus dieser barmherzigen Liebe Gottes persönliche Konsequenzen zu ziehen, die sich vielleicht in etwas altmodischer Sprache in dem Kurzgebet artikulieren können: Jesus, sanftmütig und demütig von Herzen, bilde mein Herz nach Deinem Herzen!

Wäre das nicht ideal? Wenn ich denke, fühle und handle wie Jesus, der Mitleid hat mit den Menschen, der sich der Sünder erbarmt, der für alle und jeden Verständnis, also ein Herz hat. Gibt es Menschen, die so sind wie Jesus?

In dieser Woche hat die Liturgie der Kirche unseren Blick auf eine Heilige der Nächstenliebe gelenkt, auf die Hl. Elisabeth von Portugal (1271 – 1336). Sie hatte natürlich als Königin beste Möglichkeiten, hatte aber auch ein Kreuz zu tragen (ohne das eigentlich nie etwas fruchtbar werden kann), die Ehe mit einem leichtsinnigen, ziemlich haltlosen Mann. Sie rief etliche Einrichtungen ins Leben, die wir heute als Sozialeinrichtungen bezeichnen würden: Krankenhäuser, Armenbetreuung und Kinderheime, einen großen Teil ihres Vermögens stiftete sie für die Armen. Sie gab diesen Einrichtungen einen Charakter, den man nur als herzlich bezeichnen kann: die Jugendlichen, die in den Waisenhäusern nicht nur Unterkunft, sondern auch eine Ausbildung bekamen, hatten lebenslang das Recht, bei Bedarf in ihr Haus zurückzukehren, um dort wieder aufzutanken .

Der Name Elisabeth steht gewissermaßen für tätige Nächstenliebe, denn noch zwei weitere hl. Elisabethen geben Zeugnis. Die eben erwähnte Königin von Portugal ist die Großnichte der heiligen Elisabeth von Thüringen. Bei näherem Hinsehen wird uns sogar deutlich, dass das Unternehmen Elisabeth multinational und außerdem ökumenisch ist. Denn Elisabeth von Thüringen stammt aus Ungarn. Elisabeth von Portugal aus Spanien.

Die dritte Elisabeth führt uns buchstäblich nach Russland: Es ist Elisabeth von Hessen-Darmstadt (1846 – 1918), die ältere Schwester der späteren Zarin Alexandra. Während Alexandra Zar Nikolaus ehelichte, wurde Elisabeth mit einem Verwandten des Zaren, Sergeij Alexandrowitsch, vermählt, der zum Generalgouverneur von Moskau ernannt wurde. Sergeij wurde 1905 von einem Attentäter erschossen, und Elisabeth beschloss, sich nach dem Trauerjahr den Armen und Leidenden zu widmen. Sie teilte ihren ganzen Besitz auf, behielt selbst nicht einmal den Ehering, und gründete das Martha-Maria-Kloster in Moskau. So entstand die Gemeinschaft der Schwestern der Liebe und Barmherzigkeit . Das Martha-Maria-Kloster der Barmherzigkeit begann mit seiner Tätigkeit am 10. Februar 1909. Die strengen Regeln und Pflichten der Schwestern galten auch für die Äbtissin Elisabeth. Zum Kloster gehörte ein Krankenhaus, in dem Bedürftige

ZENIT

kostenlos behandelt wurden, eine Apotheke, ein Waisenhaus sowie eine Bibliothek. Die Schwestern versorgten Kranke unentgeltlich mit Medikamenten und speisten die Armen und Bedürftigen (Wikipedia).

Elisabeth war wie ihre Schwester vom protestantischen zum russisch-orthodoxen Glauben übergetreten. Aufgrund ihrer Herkunft konnte sie das den evangelischen Mitchristen so wichtige caritative Element in die orthodoxe Kirche einbringen, das dort nicht immer Vorrang genoss. Sie dachte an einen Schwesterntyp ähnlich den Diakonissen, der Gebet und caritative Arbeit miteinander verbinden sollte.

Elisabeth wurde 1918 zusammen mit der Zarenfamilie in Jekaterinburg brutal ermordet und später von der russisch-orthodoxen Kirche heilig gesprochen. Ein weiterer ökumenischer Akzent: eine Statue der Hl. Elisabeth (russisch: Jelissawjeta Fjodorowna) befindet sich zusammen mit den Abbildungen von neun weiteren Märtyrern des 20. Jahrhunderts über dem Westportal der anglikanischen Westminster Abbey in London.

Dreimal Elisabeth in Wirklichkeit, Gott sei Dank, noch sehr viel häufiger.

Die Heiligen der Nächstenliebe sind die beliebtesten Heiligen. Wir sehen das in unseren Tagen an Mutter Teresa von Kalkutta, der der heidnische indische Staat sogar ein Staatsbegräbnis spendierte.

Naheliegende Konsequenz: machen auch wir uns beliebt!

Es wäre jedenfalls ganz im Sinne des Herzens des Herrn!

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet. Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG11070102 - 01.07.2011

Permalink: <http://www.zenit.org/article-23371?l=german>

Das Herz des Herrn

Impuls zum Herz-Jesu-Fest

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 1. Juli 2011 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Es ist sicher nicht übertrieben, wenn man sagt, dass die Herz-Jesu-Verehrung in der Kirche schon bessere Zeiten gekannt hat. Die Älteren erinnern sich noch an die aus dem 19. Jahrhundert stammenden Herz-Jesu-Messen und Andachten, die mit großer Anteilnahme des Volkes gefeiert wurden. Leider ging mit der echten Verehrung manchmal auch manch unechtes Bildwerk Hand in Hand, das man ruhig Kitsch nennen kann, und das vielen die Herz-Jesu-Verehrung verleidete.

Eigentlich aber sollte die Verehrung des Herzens Jesu, also das Aufmerken auf die barmherzige Liebe eines Gottes, der ein menschliches Herz hat, gerade den Menschen unserer ziemlich herzlosen Zeit entgegen kommen. Man muss ja nur manche Kinder oder älteren Leute beobachten, um zu sehen, wie vielen Menschen das fehlt, was wir heute Zuwendung nennen, und was nichts anderes ist als Liebe.

Die Offenbarung der barmherzigen Liebe Gottes geht klar aus dem Evangelium hervor, dennoch war es wohl wegen unserer Hartherzigkeit nötig, dass Gott außerdem sein Herz mehrfach einigen Personen offenbarte, von denen er wusste, dass sie diese Erkenntnis unter die Leute bringen würden. Das sind im Mittelalter die großen Mystiker Albert der Große und die Frauen Mechthild von Hackeborn, Gertrud von Helfta und Mechthild von Magdeburg – wirklich ein Ruhmesblatt der deutschen Geschichte. All die Zartheit dieser Liebesbeziehung zwischen Christus und der Seele ging in den Stürmen der Reformation, wie so manches andere, zu Bruch.

Im 16. und 17. Jahrhundert hatte die katholische Kirche alle Hände voll zu tun, den in seinen Grundlagen erschütterten Glauben neu zu formulieren. Die Offenbarungen des Heiligsten Herzens verließen das Land der Reformation: Jesus erschien der Ordensschwester Margarethe Maria Alacoque (+ 1690) in Frankreich und sagte ihr, der König solle für den Bau einer Kirche in Paris zu Ehren des Heiligsten Herzens Jesu Sorge tragen. Sie fand einen Weg, diesen Wunsch dem König zu übermitteln. Ludwig XIV., der einen ausgeprägten Sinn für die eigene Ehre hatte, aber sehr viel weniger interessiert war an der Ehre Gottes, ging nicht darauf ein. Zwei Generationen später war das glanzvolle französische Königtum am Ende. Es sollte noch einmal zwei Generationen dauern, bis die Franzosen den Gedanken wieder aufgriffen und es nun als nationales Anliegen ansahen, diese Kirche zu errichten. So kam es zum Bau der berühmten Kirche Sacré Coeur auf dem Montmartre in Paris.

Demjenigen, der die Geschichte der Herz-Jesu-Verehrung kennt, bedeutet diese Kirche, die bewusst als Sühnetempel konzipiert ist, viel. Das Allerheiligste ist dort ständig ausgesetzt. Die meisten Menschen aber, vor allem die Maler und die Touristen, sehen in dem neo-byzantinischen Kuppelbau lediglich ein malerisches Paris-Motiv und gehen damit auch wieder am Wesentlichen vorbei.

Immer wieder muss Gott mit uns Menschen diese Erfahrung machen: Er beschenkt uns mit zahllosen Wohltaten, aber es gelingt uns doch immer wieder, zu all dem nein zu sagen oder wenigstens wegzugucken. So ist es wohl auch zu verstehen, dass die anfangs so innige und unbeschwerte mittelalterliche

ZENIT

Herz-Jesu-Verehrung sich in der Neuzeit immer mehr mit dem Sühnegedanken verbunden hat. Sühne dafür, dass wir immer dann, wenn wir gegen die Liebe verstoßen, Gott selbst mitten ins Herz treffen.

Die Kuppel der Kirche Sacré Coeur in Paris trägt die lateinische Inschrift: Cordi Jesu Sacratissimo Gallia poenitens et devota Dem Heiligsten Herzen Jesu das fromme, büßende Frankreich.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet. Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG11062405 - 24.06.2011

Permalink: <http://www.zenit.org/article-23335?l=german>

Impuls zum 2. Sonntag nach Pfingsten

Die besonderen Heiligenfeste

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, Freitag, 24. Juni 2011 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Der große Osterfestkreis, der mit dem Aschermittwoch begann und mit dem Pfingstfest endete, erfährt am Dreifaltigkeitssonntag so etwas wie eine Abrundung. Alle drei göttlichen Personen werden noch einmal in ihrer Einheit betrachtet und verehrt. Dann aber – so als könnte sich die Liturgie der Kirche nicht so schnell von den herrlichen Heilsereignissen trennen – folgen noch einige Feste, z.T. Hochfeste, wie Fronleichnam, das Herz-Jesu- und das Herz-Mariä-Fest, die davon sprechen, wie es nach der Himmelfahrt des Herrn mit der Erlösung weitergeht.

Auch hier geht es immer um Personen. Vor allem die Person des menschengewordenen Sohnes Gottes. Das Fronleichnamfest, das erst in der Mitte des 13. Jahrhunderts entstanden ist, feiert die Person des Erlösers, der sich aus Liebe zu uns Menschen in den Tod gegeben hat, und der auferstand, damit alle anderen auch auferstehen und ewig leben können.

Einige große Heiligenpersonen begleiten diesen festlichen Ausklang oder Nachklang des Osterfestkreises. Heilige, die uns durch ihre Leben und Wirken zeigen, wie die Antwort des Menschen auf den Anruf Gottes aussehen könnte. So verschieden die Menschen im Allgemeinen sind, so sind auch die Personen der Heiligen untereinander äußerst verschieden.

Da ist die gewaltige Gestalt des Vorläufers Christi, des hl. Johannes, vom Mutterschoß an auserwählt, auf den Erlöser hinzuweisen. Sein Büsserleben und seine Bußpredigt beeindruckten die Menschen zutiefst.

Kurz zuvor die Feste einiger Heiligen der frühen Neuzeit, des hl. Aloisius, der die Tugend der Reinheit verkörpert, die beiden Märtyrer John Fisher und Thomas Morus, die äußersten Mut und Selbstverleugnung um der Liebe Christi willen zeigten. Die Heiligen stammen wirklich, wie die Apokalypse sagt, aus allen Völkern, Sprachen und Nationen. Man könnte hinzufügen: aus allen möglichen Zeiten und Kulturkreisen. Was haben z.B. der hl. Irenäus (28.6.) und die hl. Hemma von Gurk (27.6.) miteinander gemeinsam? Eigentlich nichts. In Wahrheit jedoch alles. Sie alle haben ihr irdisches Leben auf die Person Jesu Christi gegründet.

Aber, – und das wissen wir besonders seit dem sel. Papst Johannes Paul II. –, auch die heutige Zeit hat große Heilige hervorgebracht. Einer davon ist der 2002 heilig gesprochene Priester Josefmaria Escrivá, dessen Fest (26.6.) in diesem Jahr liturgisch nicht gefeiert wird, da es auf den Sonntag fällt. Er hat im Jahre 1928 das Opus Dei gegründet, das – ein Weg der Heiligung in der beruflichen Arbeit und in der Erfüllung der gewöhnlichen Pflichten des christlichen Alltags ist. Das II. Vatikanische Konzil hat einige seiner Ideen aufgenommen, wie die allgemeine Berufung zur Heiligkeit oder das Apostolat der Laien. Seine besondere Liebe galt dem eucharistischen Herrn. Das Fest Fronleichnam charakterisierte er mit einem einfachen und zugleich einleuchtenden Gedanken. Der Hintergrund dieses Festes, sagte er, ist die Liebe des Herrn zu seinen Erlösten. Am liebsten wäre er immer bei uns geblieben, aber er musste zum Vater zurückkehren.

ZENIT

Wenn wir Menschen Abschied nehmen müssen, dann können wir nur ein Bild oder einen Gegenstand als Erinnerung da lassen, wenn wir nicht mehr bei den Geliebten sind. Christus aber kann mit seiner göttlichen Macht beides: weggehen und da bleiben. Er ist in der Herrlichkeit des Vaters und ist gleichzeitig unter uns in der Gestalt des Brotes. Keine bloße Erinnerung, sondern reale Gegenwart.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG11061701 - 17.06.2011

Permalink: <http://www.zenit.org/article-23286?l=german>

Gott in drei Personen

Impuls zum Dreifaltigkeitssonntag

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, Freitag, 17. Juni 2011 (ZENIT.org). - Der heilige Johannes vom Kreuz, der große spanische Mystiker, wurde einmal gefragt, warum er so oft die Votivmesse von der Heiligsten Dreifaltigkeit zelebriere. Er sagte darauf mit einem Lächeln: Weil sie die größte Heilige im Himmel ist. Der verblüffte Fragesteller kam nach einigem Nachdenken zu dem Schluss, dass der Kirchenlehrer keineswegs den dreifaltigen Gott mit irgendeiner Heiligen verwechselt hatte. Er wollte wohl scherzhaft darauf hinweisen, dass die Dreifaltigkeit sich ganz unserem rationalen Verständnis entzieht. Was ist nun die Lehre der Kirche?

Gott ist der Eine, es gibt nur einen Gott (Monotheismus). Zugleich aber ist er dreipersonlich, Vater, Sohn und Heiliger Geist. Der Vater zeugt den Sohn, und der Geist geht vom Vater (und vom Sohn) aus. Es handelt sich um drei von einander verschiedene göttliche Personen, und dennoch sind es nicht drei Götter, sondern nur ein einziger Gott.

Um das Geheimnis, denn um ein solches handelt es sich offenbar, noch größer zu machen, ist zu bedenken, dass der Vater nicht früher, in grauer Vorzeit oder bevor die Welt war, den Sohn zeugte und den Geist hauchte. Vielmehr geschehen diese für uns unvorstellbaren Vorgänge jetzt, immer. Und da wird uns klar, dass Gott wirklich der ganz andere ist, denn im Gegensatz zu allen Geschöpfen lebt Gott in einem ewigen Jetzt. Für die Geschöpfe ist die Zeit aufgeteilt in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Wäre das in Gott auch so, dann wäre er nicht vollkommen, denn die Teilung der Zeit in gestern, heute und morgen ist eine Unvollkommenheit. Im Jetzt haben wir keinerlei Herrschaft über das Vergangene und noch keinen Zugriff auf die Zukunft. Das kann für Gott nicht zutreffen, denn dann wäre er nicht der absolute Herr.

Diese Gedanken, für deren Formulierung die christlichen Denker mehrere Jahrhunderte gebraucht haben, sollen uns aber nicht als theologische Spitzfindigkeiten vorkommen. Und es wäre falsch zu denken: das verstehe ich nicht, und die Hauptsache ist ja, dass ich an Gott glaube. An Gott glauben viele, aber es ist tatsächlich ein Unterschied, ob ich an einen Gott glaube, oder ob ich auch in meinem Beten die drei göttlichen Personen mehr oder weniger klar vor Augen habe. Natürlich kann ich zum Vater beten oder zu Jesus oder zum Heiligen Geist, immer richte ich mich dabei an den einen Gott. Aber das Gebet gewinnt erheblich an Tiefe und Spannung, wenn ich einmal meine Gotteskindschaft betrachte (Gott ist mein Vater), dann wiederum Jesus als denjenigen, der mich so sehr liebt, dass er sein Leben für mich hingibt, und dem ich immer ähnlicher werden soll, bis ich ein anderer Christus bin, und schließlich den Heiligen Geist, der mich emporheben will, heraus aus der Verfallenheit an das Vergängliche, empor zu jener echten Vergöttlichung, die Gott uns schenken will. Einzige Bedingung: wir Menschen müssen bereit sein, dieses ungeheuerliche Geschenk anzunehmen.

An der Gestalt der Gottesmutter sehen wir in besonderer Weise dieses Hineingenommensein in den Dreifaltigen Gott. Maria ist Tochter Gottes, Braut Gottes und Mutter Gottes. Auch bei uns soll das Verhältnis zur Dreifaltigkeit ein familiäres sein, wenn auch in einem uneigentlichen, übertragenen Sinne. Mutter,

ZENIT

Tochter, Braut das ist nur sie, Maria. Aber der Herr hat einmal gesagt: Wer den Willen meines himmlischen Vaters erfüllt, der ist für mich Bruder und Schwester und Mutter (Mt 12,50).

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

Heiliger Geist, die Wurzel der europäischen Kultur

Impuls zum Hochfest Pfingsten

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, Freitag, 10. Juni 2011 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)).

Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen;

Es grünten und blühten Feld und Wald;

Auf Hügeln und Höhn, in Büschen und Hecken

Übten ein fröhliches Lied die neu ermunterten Vögel;

Jede Wiese sprossete von Blumen in duftenden Gründen,

Festlich heiter glänzte der Himmel und farbig die Erde.

(Goethe, Reineke Fuchs)

Ganz sicher ist nichts dagegen zu sagen, dass man sich an diesem Festtag der Betrachtung der herrlich aufgeblühten Natur erfreut. Viele von uns werden es tun. Fragwürdig aber kann es werden, wenn der abendländische Christ es dabei bewenden lässt und darüber hinwegsieht, woher eigentlich das liebliche Fest kommt. Symptomatisch für den gebildeten Europäer ist es (schon Goethe selbst empfand es so), dass er die Weiterungen in Natur und Kunst genießt, dabei aber die Wurzel all des Schönen unbeachtet lässt: den Heiligen Geist.

Da sind die Schätze der europäischen Kultur, übrigens der einzigen Zivilisation, die heute weltweit bewundert wird (ein kultivierter Chinese kennt Mozart und Beethoven, ein Europäer aber nicht unbedingt die Pekingoper). Sie alle, die Bauwerke, die Bilder und Skulpturen, die Dichtungen und Symphonien, stammen bekanntlich aus der Inspiration der Künstler. Nur dass kaum einer sich dessen bewusst ist, dass wahre Inspiration vom Spiritus kommt, nämlich vom Spiritus Sanctus. Es ist ein typisches Merkmal der säkularisierten Denkweise, dass man die Inspiration des Künstlers letztlich diesem selbst zuschreibt. Die Großen unter ihnen haben aber immer gewusst, mindestens geahnt, dass ein Höherer als sie selber der eigentliche Ursprung der künstlerischen Produktion ist (um noch einmal einen Goetheschen Ausdruck zu verwenden). In dem Mozart-Film *Amadeus* nennt sein Gegenspieler und Bewunderer Salieri die Kompositionen Mozarts die Stimme Gottes .

Vielleicht ist es die Tragik und auch die Ursache des gegenwärtigen Zustands der abendländischen Kultur, dass man schon seit einigen Generationen die Wurzeln abgeschnitten hat. Bezeichnend dafür die Inflation des Begriffs kreativ . Der sogenannte Kulturschaffende ist ja nicht im eigentlichen Sinne ein Creator, denn er

ZENIT

arbeitet mit Elementen, die er vorfindet. Der wirkliche Schöpfer ist nur Gott, denn Schöpfung heißt erschaffen aus dem Nichts.

In diesem Sinne ist Gott wirklich die letzte Ursache alles Guten und Schönen. Und das sowohl in der menschlichen Kultur als auch in der Natur, wo das Gute und das Schöne sich in einem Wort zusammenfassen lässt: Leben. Alles Lebendige stammt vom Heiligen Geist. Gerade wir heutige Menschen können das bei der Betrachtung des Lebens auf unserem Planeten geradezu visuell erkennen: die moderne Weltraumforschung liefert uns großartige Fotografien von den Planeten unseres Sonnensystems. Dabei wird sichtbar, dass alle diese Himmelskörper tote Felsbrocken sind bzw. Feuer- oder Staubhöllen. Es hat etwas Rührendes zu sehen, wie die Forscher sich abmühen, auf dem Mond oder dem Mars Spuren von Leben, wenigstens Wasser, zu entdecken. Wenn wir nun aber das Bild unserer Erde mit dem dieser anderen Planeten vergleichen, sind wir wenn wir nicht nur den Verstand sprechen lassen begeistert ob der Schönheit unseres blauen Planeten. Die ersten Raumfahrer waren wie trunken beim Anblick unserer Erde. Die Heilige Schrift, die natürlich kein naturwissenschaftliches Kompendium ist, aber dennoch uns die vom Hl. Geist inspirierte Wahrheit über das, was die Welt im Innersten zusammenhält, nahebringt, begründet diese Besonderheit unseres Planeten:

Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde; die Erde aber war wüst und wirr, Finsternis lag über der Urflut, und Gottes Geist schwebte über dem Wasser (Gen 1,1-2). Bezeichnend dabei das Wort, das im hebräischen Original statt schwebt verwendet wird. Es heißt dort der Geist Gottes (übrigens weiblich: die Ruach) brütete über der Urflut (dem Tohuwabohu). Und das ist immer die Wirkungsweise des Lebens spendenden Geistes, aus der Höhe Gottes strahlt er nach unten und bringt Leben hervor das natürliche Leben auf unserer Erde mit all seinem verschwenderischen Reichtum, und dann das übernatürliche Leben im Wirken der Gnade. Deutlich sichtbar in der Erschaffung sakramentalen Lebens. Angedeutet im Gestus der Hände des geweihten Priesters: bei jedem Sakrament breitet der Priester die Hände aus, was das Brüten des Hl. Geistes sinnfällig darstellt. Während der Priester die Hände wie ein Dach über Brot und Wein breitet, schafft der Hl. Geist göttliches Leben, die Gestalten von Brot und Wein werden zum Leib und Blut Christi.

Es gibt eine Szene im Lukas-Evangelium, die wir Mariä Heimsuchung nennen, noch viel lieblicher als Schilderung bei Reineke Fuchs.

Maria besucht Elisabeth, vier Personen begegnen einander, zwei kleine Kinder im Schoß jeweils ihrer Mutter, das Jesuskind und der kleine, aber schon sechs Monate alte Johannes, und alle vier sind vom Hl. Geist erfüllt: Jesus, der Gottessohn ist es von Natur aus, der kleine im Schoß Elisabeths hüpfte vor Freude über die Nähe des Messias, Elisabeth spricht Maria prophetisch an als die Mutter meines Herrn (woher weiß sie das?) und Maria selbst spricht im Hl. Geist das großartige Gebet des Magnifikat.

Wie reich und erfüllt ist das Leben des Menschen, wenn er dem Heiligen Geist den ihm gebührenden Raum gibt! Wenn wir genau hinsehen, gilt das auch für unser Leben.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba.*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet. Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org.

Der Herr ist nicht mehr da und der Heilige Geist ist noch nicht da

Kommentar zum Sonntagsevangelium am Sonntag nach Himmelfahrt

Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz*

MÜNSTER, 3. Juni 2011 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Die zehn Tage zwischen der Himmelfahrt Christi und der Herabkunft des Hl. Geistes am Pfingstfest sind erfahrungsgemäß eine im geistlichen Sinne spannungsreiche Zeit: der Herr ist *nicht mehr* da, und der Heilige Geist ist *noch nicht* da. Entsprechend sehen wir die Apostel im Abendmahlssaal in einer besonderen Erwartungshaltung. Für uns ist es gut, wenn wir uns in die innere Situation der Jünger Jesu hineinversetzen, denn so viel anders als wir sind diese Männer auch nicht gewesen.

Wenn wir die – leider meist sehr sparsamen – Schilderungen der Evangelien aufmerksam lesen, kommen wir zu dem Schluss, dass die Jünger (und sicher auch die Jüngerinnen) sehr vieles von dem, was Jesus ihnen gesagt hatte, gar nicht verstanden hatten. Begriffe wie Auferstehung, Reich Gottes u.a. waren in ihr Denken nicht eingedrungen. Und noch bei der Himmelfahrt heißt es beim Evangelisten Matthäus: & sie fielen vor ihm nieder, einige aber hatten Zweifel (Mt 28,16-20). Wobei sich ihre Zweifel nicht nur auf die Person Jesu Christi bezogen, die jetzt so anders war als damals im Leben, sondern auch darauf, wie es denn nun weiter gehen sollte.

Den Jüngern wurde es in diesen Tagen sehr deutlich bewusst, dass sie noch eine weitere Hilfe brauchen würden, um wirklich die Mission weiter führen zu können, die Jesus ihnen anvertraut hatte. Jesus hatte es ihnen ja auch vorhergesagt: Noch vieles habe ich euch zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener kommt, der Geist der Wahrheit, wird er euch in die ganze Wahrheit führen (Jo 16,12-13).

Dieses Wort des Meisters, das in der darauf folgenden Zeit für die Seinen eine Art Schlüsselwort sein würde, ist auch für uns heutige Menschen von großer Bedeutung, weil es uns zeigt, wie wichtig der Hl. Geist ist. Manchmal meinen wir, vielleicht unbewusst, der Hl. Geist sei im Grunde eine überflüssige Dreingabe, denn Jesus habe doch alles gesagt, was wir brauchen. Damit aber würden wir verkennen, dass der Hl. Geist das gleiche tut wie der Sohn, aber auf ganz andere Weise.

Er wird von dem Meinem nehmen und euch geben (Jo 16,13) sagt Jesus geheimnisvoll. Aber so wie der Sohn durch seine Menschheit, also auf ganz menschliche Art, die Beschlüsse des Vaters an uns weitergibt, so tut es der Heilige Geist auf eine rein geistige Art und Weise, die das Wirken Jesu voraussetzt, aber gleichzeitig eine notwendige Ergänzung darstellt.

Auch in unserem Leben sollten wir davon Gebrauch machen, dass der Heilige Geist in seiner Weise auf unseren Geist einwirkt und uns damit alles das aufschließt und erläutert, was wir im Lesen und Hören des Wortes Gottes vernommen, aber noch nicht ganz begriffen haben.

ZENIT

Sehr deutlich illustriert das ein Bild, das die Kirchenväter gerne verwenden: Der Sohn und der Heilige Geist sind *die beiden Hände*, mit denen der Vater in die Welt hineinwirkt. Der Heilige Geist, der also gar nicht überflüssig ist, verkündet dasselbe wie Jesus, aber anders. Gleichzeitig führt er uns fast unmerklich aus unserer zunächst nur menschlichen Situation in jene geistige Welt, die unsere eigentliche Heimat ist.

Es ist also auch für uns heute wichtig: Komm, Heiliger Geist&&.!&&.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG11052707 - 27.05.2011

Permalink: <http://www.zenit.org/article-23188?l=german>

Himmelfahrt ist keine Weltraumfahrt zu fremden Gestirnen

Impuls zum Sonntagsevangelium am 5. Sonntag nach Ostern

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, Freitag, 27. Mai 2011 (ZENIT.org). - In wenigen Tagen feiern die Christen das Fest Christi Himmelfahrt. Papst Benedikt XVI. sagt: Die Himmelfahrt Christi ist keine Weltraumfahrt zu den fernsten Gestirnen; denn im Grunde genommen bestehen auch die Gestirne, ebenso wie die Erde, aus physischen Elementen. Die Himmelfahrt Christi bedeutet, dass er nicht mehr der Welt der Vergänglichkeit und des Todes angehört, die unser Leben bedingt.

Nach seiner Auferstehung gehört Christus bereits dieser anderen Welt an, die wir Himmel nennen. Das ist wohl auch der Grund dafür, dass die Seinen ihn bei seinem Erscheinen oft gar nicht erkennen, obwohl er vor ihnen steht: er ist derselbe und doch ganz anders. Nachdem er verschiedenen Personen erschienen ist manchmal wenigen, manchmal vielen auf einmal, aber nie dem ganzen Volk, geht er hinüber in die ihm jetzt angemessene Existenz.

Aber es ist nun etwas ganz und gar Neues geworden. Seine Menschheit bleibt. Er hat sie nicht abgelegt, um zum Vater zurückzukehren. Die hl. Hildegard von Bingen hat das in einem Bild so dargestellt: die Heiligste Dreifaltigkeit zeichnet sie als drei konzentrische Ringe, und in dem innersten steht die Gestalt eines Menschen.

Versuchen wir uns das vorzustellen. Seit etwa zweitausend Jahren befindet sich im Inneren der Dreifaltigkeit zum ersten Mal ein Mensch, der Mensch, der Gottmensch Jesus Christus.

Was uns das angeht? Wir alle sind dazu berufen, ebenfalls so in die innersten Tiefen des dreifaltigen Gottes einzutauchen, wie die Liturgie immer wieder sagt: Durch ihn und mit ihm und in ihm.

Im Evangelium des heutigen Sonntags nennt Jesus die Bedingungen für diese übernatürliche Weltraumfahrt: Gott lieben und die Gebote halten. Wenn ihr mich liebt, werdet ihr meine Gebote halten.

Der Monat Mai geht seinem Ende entgegen. Des Öfteren haben wir auf Maria geschaut, die, wie Augustinus sagt, die erste Jüngerin Jesu ist. Sie kann uns tatsächlich in der Intimität des Gebets viele Anregungen dazu geben, wie wir das zu einer Einheit verbinden: Gott lieben, die Gebote halten und nach dem Himmel Ausschau halten. Und so Tod und Vergänglichkeit überwinden. Sie hat so gehandelt und ist mit Seele und Leib in der Herrlichkeit des Himmels, so wie es auch für uns einmal bestimmt ist.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba.*

ZENIT

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org.

ZG11052101 - 20.05.2011

Permalink: <http://www.zenit.org/article-23152?l=german>

Im Hause meines Vaters gibt es viele Wohnungen

Impuls zum Sonntagsevangelium am 4. Sonntag nach Ostern

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, Samstag, 21. Mai 2011 (ZENIT.org). - Diese Worte Jesu, die wir Sonntagsevangelium hören, lenken den Blick auf das Ziel des Menschen, den Himmel oder die ewige Seligkeit oder wie immer wir die von Gott vorgesehene Existenz des Menschen nach seinem Tod nennen wollen. Jeder weiß, was gemeint ist, aber gleichzeitig ist das Thema tabu (ebenso wie das Thema Tod).

Eigentlich ist das nicht zu verstehen. Selbst für denjenigen, der nicht glaubt, ist es eine empirische Tatsache, dass wir alle einmal sterben, und dass wir eigentlich gerne wüssten, was danach ist (oder ob danach überhaupt etwas ist). Aber seltsamerweise wird nicht nur über den Tod, sondern auch über den Himmel nicht gesprochen. Sogar in der Kirche kommt in der Predigt das Thema Himmel selten oder nie vor. Stattdessen hören die Gläubigen viel über aktuelle soziale und politische Probleme, die sicherlich auch sehr wichtig sind. Aber wenn die alle gelöst sind, müssen sich die Menschen dennoch mit dem Ende des irdischen Lebens beschäftigen.

Was kein Auge geschaut und kein Ohr gehört hat, das hast du denen bereitet, die dich lieben. (1 Kor 2.9)

Nur durch die Offenbarung können wir wissen, wie der Himmel ist: unaussprechlich schön. Himmel heißt Anschauung Gottes, aber nur der Christ, der daran glaubt, dass Gott das unendlich Gute und Schöne ist, wird das als das Nonplusultra an Seligkeit erkennen. Derjenige, dem an Gott nichts liegt, hat dann später einen Nachholbedarf, den wir Reinigungsort (purgatorium) oder Fegefeuer nennen. Wie die jenseitige Welt im Einzelnen aussieht, dazu ist die Hl. Schrift sehr wortkarg. Wohl ist aber deutlich zu erkennen, dass der Himmel, der seit alter Zeit durch die Sünden der Menschen verschlossen war (man kannte allenfalls Abrahams Schoß als Vorgeschmack auf den Himmel), durch den Tod und die Auferstehung Jesu aufgeschlossen wurde.

Diesen nicht zu unterschätzenden Vorteil haben wir gegenüber den Menschen des Alten Bundes. In manchen apokryphen oder privaten Offenbarungen wird der Himmel geschildert, aber auch da bleibt das Wissen darum, dass man es eigentlich nicht in menschliche Worte fassen kann.

Nun sagt Jesus aber auch noch, dass es im Himmel viele Wohnungen gibt. Wie immer ist der Herr ein Meister des understatement. Es soll vermutlich damit gesagt werden, dass der Himmel, die Ewigkeit, nicht nur die unermessliche Fülle ist, sondern dass die Zustände der dorthin gelangten Menschen sehr differenziert sind – mindestens so differenziert wie hier auf dieser Erde – und dass es wohl etliche Stufen des Aufstiegs gibt.

ZENIT

Den Weg dorthin kennt ihr , sagt Jesus zu Thomas, der wieder einmal nicht versteht: Herr, wir wissen nicht, wohin du gehst, wie sollen wir den Weg kennen. Erfrischend auch diesmal die Einfachheit der Apostel. Aber vielleicht ist die etwas flapsige Bemerkung des Thomas im Heilsplan mit einkalkuliert, denn sie gibt Jesus Gelegenheit zu dem herrlichen Wort: Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben.

Genau das ist es, was auch der heutige Zeitgenosse, der durch verschiedene Feuerbäche der Skepsis hindurch gegangen ist, schließlich nicht umhin kann anzunehmen: Christus sagt uns nicht nur die Wahrheit, er *ist* die Wahrheit. Gott selbst also bürgt für die Wahrheit des Himmels, der jedem, der will, offen steht.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG11051309 - 13.05.2011

Permalink: <http://www.zenit.org/article-23109?l=german>

Der Hirte gibt sein Leben für die Schafe

Impuls zum Sonntagsevangelium vom Guten Hirten

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

MÜNSTER, 13. Mai 2011 (ZENIT.org). - Es ist eigentlich ein eigenartiges Phänomen, dass ein solch wichtiger Lehrer der Menschheit, wie es Jesus ist, nichts Schriftliches hinterlassen hat. Wir nennen mit Recht die Bibel Wort Gottes, aber es sind Worte von Menschen, die Gottes Geist inspiriert hat. Außerdem sind es gleich vier Personen, die seine Werke und Worte aufgezeichnet haben, die Evangelisten, die jeweils verschiedene Aspekte darstellen, und die gleichzeitig durch das Fragmentarische ihrer Berichte erkennen lassen, dass durchaus nicht alles über Jesus zu Papier gebracht worden ist. Eine Erklärung dafür wäre die: da Jesus Christus wahrer Mensch, aber auch gleichzeitig wahrer Gott ist, kann es nicht möglich sein, dass die Fülle und der unendliche Reichtum seiner Persönlichkeit sich in menschlicher, damit begrenzter Sprache überzeugend artikulieren lässt, denn jede sprachliche Darstellung ist sofort auch eine Eingrenzung.

Aus diesem Grunde, aber auch aus pädagogischen Erwägungen spricht Jesus seine Gedanken oft in Gleichnissen und Bildern aus, wobei sofort klar wird, dass jedes Bild deutlich, aber zugleich begrenzt ist.

Wenn Jesus sich selbst, wie wir es heute, am vierten Ostersonntag, dem Sonntag vom Guten Hirten im Evangelium hören, als den Guten Hirten bezeichnet, ist das ein Vergleich, der sehr überzeugt, aber mit dem noch lange nicht alles über ihn gesagt ist. Einen Gedanken aus dem Psalmenschatz der Israeliten aufnehmend, sagt er, was jeder von uns persönlich nachvollziehen kann, dass der Mensch bei ihm wunderbar behütet und geleitet ist. Er erweitert das Bild aber dahingehend, dass dieser Hirt sein Leben für die Schafe hingibt.

Dann aber sehen wir an anderen Aussagen des Evangeliums, dass er ja nicht nur als der Hirt, sondern auch als Schaf, genauer gesagt als Lamm bezeichnet wird. Johannes sagt: Seht das Lamm Gottes! Das überrascht auf den ersten Blick, weil es gewissermaßen das Gegenteil zu sein scheint. Wenn wir jedoch dem Duktus der Schrift folgen, erkennen wir, es ist nicht ein Entweder-Oder, sondern ein Sowohl-Als auch. Ein Bild allein kann die Fülle nicht fassen. Und noch in weiteres Bild aus dem heutigen Evangelium: Jesus ist die Tür zum Schafstall (Niemand kommt zum Vater außer durch mich).

Schließlich werden wir selber in diese göttlichen Gedanken hineingezogen wenn wir wollen und stellen fest, dass wir auch gemeint sind. Einerseits sind wir die Schafe, die er in seinem Schafstall sammeln will. Andererseits trifft auch auf uns zu, dass wir Guter Hirt sind oder sein sollen. Oft, besonders im familiären Bereich, ist uns das selbstverständlich, dass wir uns um andere kümmern sollen.

Aber, gestatten Sie den Ratschlag: Versuchen wir, Sie und ich, möglichst vielen Menschen auch in geistiger Hinsicht unsere Fürsorge angedeihen zu lassen. Fühlen wir uns angesprochen, wenn jemand in unserer Umgebung ein Leben ohne Gott führt, und er vielleicht, ohne das zu sagen, im Grunde nur darauf wartet, dass wir ihn aus dürrerem Land auf grüne Auen zurückgeleiten.

ZENIT

In diesem Monat Mai gehen unsere Gedanken zur Gottesmutter. An ihrem Beispiel sehen wir, dass das Guter-Hirt-Sein sowohl eine väterliche als auch eine mütterliche Ausprägung haben kann.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Er ist Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

Es erkannten ihn die, die am meisten liebten

Impuls zum Sonntagsevangelium am 2. Sonntag nach Ostern

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

ROM/MÜNSTER, Freitag, 6. Mai 2011 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). - Im Evangelium des 2. Sonntags nach Ostern (bzw. des 3. Ostersonntags) ist wiederum die Rede von einer Erscheinung des Auferstandenen vor seinen Jüngern. Und wieder sehen sich die engsten Freunde Jesu bei seinem Anblick in jenem eigentümlichen Zwischenzustand zwischen Freude und Fremdheit, zwischen Nähe und Distanz.

Es erscheint fast unverständlich, dass der Evangelist es ist das 21. Kapitel des Johannes-Evangeliums diesen Ausdruck verwendet: Keiner wagte ihn zu fragen: Wer bist du? Denn sie wussten, dass es der Herr war. Diese Reaktion der Jünger und Jüngerinnen wird erst recht verständlich, wenn man sich klar macht, wie es Papst Benedikt in seinem 2. Band *Jesus von Nazareth* ausdrückt, dass der auferstandene Jesus zwar derselbe ist wie vorher, aber doch ganz anders. Er ist eben nicht ein neu zum vorherigen Leben Zurückgekehrter wie der Jüngling von Naim, die Tochter des Jairus oder auch Lazarus, der vier Tage im Grab gelegen hatte, er ist nicht wie diese eine wiederbelebte Leiche, sondern befindet sich durch die Auferstehung gewissermaßen in einer neuen Dimension.

Zuerst erkennen sie ihn also gar nicht. Aber dann sind es bezeichnenderweise diejenigen, die am meisten lieben, Maria Magdalena und in diesem Fall der Evangelist Johannes, die sehen, wer es ist, der vor ihnen steht. Johannes sagt leise zu Petrus: Es ist der Herr. Woraufhin dieser in seiner spontanen Art ins Wasser springt, Jesus entgegen, der am Ufer steht.

Die ganze Szene ist in eine zauberhafte Stimmung eingetaucht. Lassen wir unsere Phantasie spielen und gehen wir ruhig in Gedanken zum herrlichen See von Tiberias und überlassen wir uns dem Geschehen, als wären wir daran beteiligt. Soeben ist die Sonne aufgegangen, und in wenigen Augenblicken werden die Jünger am Ufer des Sees ein unvergessliches Frühstück mit dem auferstandenen Gottessohn erleben. Wie müssen wir sie beneiden! Allerdings haben die Männer eine schlechte Nacht hinter sich. Die Fische, die man ja nur des Nachts fangen kann, weil sie dann im Wasser nach oben kommen, haben sich alle ganz rar gemacht. Und nun steht zu allem Überfluss ein unbekannter Mann am Ufer und sagt: Kinder, habt ihr etwas zu essen? Menschlich verständlich, dass sie kurz und knapp, aber im Ton wahrscheinlich ärgerlich, antworten: Nein! Wie überhaupt diese Männer von einer entwaffnenden Schlichtheit sind. Der eine sagt: Ich gehe fischen und die anderen antworten: Wir kommen auch mit.

Und genau diese einfachen Menschen hat Christus sich ausersehen als die künftigen Säulen der Kirche. Warum hat er nicht die Elite in Jerusalem zu seinen Aposteln gemacht? Unter ihnen gab es auch brauchbare gute Leute. Für uns alle ein Trost: man kann also ein großer Heiliger werden, auch wenn man nur durchschnittlich begabt ist und auch den einen oder anderen Charakterfehler hat. Entscheidend ist nur eins für die Jünger Jesu genau wie für uns dass man sich der Liebe Christi öffnet. Der Lohn dafür bleibt nicht aus. Da die Jünger tun, was Jesus sagt, nämlich das Netz zur Rechten des Bootes auswerfen, erleben sie einen sensationellen Fischfang, hundertdreiundfünfzig Fische, und das obwohl es schon Tag ist.

ZENIT

Für die Jünger ist es ein Déjà-vu-Erlebnis. Das hatten sie schon einmal erlebt, als Jesus damals zu ihnen sagte:
Fahrt hinaus auf den See und werft eure Netze aus!

Auch uns geht es vielleicht so, dass wir beim ersten Mal noch nicht verstanden haben. Aber wenn wir uns dann doch auf Christus einlassen, werden wir reich belohnt, und alle Fremdheit und Distanz verschwinden dann wie Schnee in der Sonne. Benedikt XVI. sagt: Habt keine Angst, Christus nimmt euch nichts, aber er gibt euch alles.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, war bis 1980 als Architekt tätig; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet.
Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .

ZG11042909 - 29.04.2011

Permalink: <http://www.zenit.org/article-23014?l=german>

Göttliche Barmherzigkeit: zu einfach für den modernen Christen?

Betrachtung zum Sonntagsevangelium am 1. Sonntag nach Ostern, dem Barmherzigkeitssonntag

MÜNSTER/ROM, Freitag, 29. April 2011 ([ZENIT.org](http://www.zenit.org)). Der Barmherzigkeitssonntag wird als Tag des neuen Seligen Johannes Pauls II. in die Kirchengeschichte eingehen. Er war es, der die Ordensfrau heilig sprach, auf deren Visionen die besondere Verehrung der göttlichen Barmherzigkeit zurückgeht, er war es, der diesen Feiertag der Kirche schenkte, am Vorabend dieses Festes starb er und an diesem Barmherzigkeitssonntag wird er nunmehr selig gesprochen. Aber ist diese Frömmigkeitsform zeitgemäß? Ist sie eine Zumutung für den modernen Katholiken?

*Von Msgr. Dr. Peter von Steinitz**

Im Hohen Mittelalter, genauer gesagt im Jahre 1209, hatte eine Ordensfrau, Juliane von Lüttich, Visionen, in denen sie sah, dass im Kirchenjahr ein Fest zu Ehren der Eucharistie fehlte. Sie teilte ihre Schauungen ihrem Beichtvater mit; dieser wurde, viele Jahre später, Bischof, Kardinal und bestieg schließlich als Urban IV. den päpstlichen Thron. Er sorgte dafür, dass im Jahre 1264 das neue Fest Fronleichnam für die ganze abendländische Kirche vorgeschrieben wurde.

Im Jahre 1931 hatte eine polnische Ordensschwester mit bürgerlichem Namen Helena Kowalska, Schauungen unseres Herrn Jesus Christus, aus denen sie verstand, dass der Herr die besondere Verehrung der Göttlichen Barmherzigkeit wünschte. Christus veranlasste sie auch, ein Bild von ihm malen zu lassen, auf dem zu erkennen ist, wie aus dem geöffneten Herzen Jesu zwei Strahlen auf die Menschen herabkommen: eine weiße und eine rote Lichtgarbe, die - Blut und Wasser aus dem am Kreuz geöffneten Herzen - die Liebe und die Barmherzigkeit Gottes darstellen sollten. Auch verlangte der Herr die Einführung eines neuen Festes, nämlich das der Göttlichen Barmherzigkeit am Sonntag nach Ostern. Sr. Faustina, so der Ordensname der Nonne, starb am 5. Oktober 1938 in Krakau. Der zuständige Bischof, der den Informativprozess zur Seligsprechung im Jahre 1967 abschloss, hieß Karol Woityła. Er schickte die Akten nach Rom und konnte selbst, als Papst Johannes Paul II., am 18. April 1993 die Ordensschwester selig- und später heiligsprechen.

Wie sich die Bilder gleichen!

Für denjenigen, der das Wort "sentire cum Ecclesia" ernst nimmt, d.h. der aus der Verbundenheit mit dem Hl. Vater heraus versucht, die Zeichen der Zeit zu erspüren, war es sofort unmissverständlich klar, dass mit der Heiligsprechung dieser Ordensfrau auch ihre auf die gesamte Kirche abgezielte Botschaft "heilig gesprochen" wurde.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die wesentlichen Elemente dieser Botschaft, die so alt und so neu wie das Evangelium selber ist. Es heißt dort u.a.: Ich will, dass die Sünder zu mir kommen ohne jede Furcht. Die größten Sünder haben ein ganz besonderes Anrecht auf meine Barmherzigkeit. Ich freue mich, wenn sie ihre Zuflucht nehmen zu meiner Barmherzigkeit. Ich überhäufe sie mit Liebe, weit über ihre Erwartungen...

ZENIT

Ihretwegen bin ich auf diese Erde gekommen; ihretwegen habe ich mein Blut vergossen. Ich kann den nicht strafen, der sich meiner Barmherzigkeit anvertraut".

Dann ist da die Rede von einer Novene, die man vom Karfreitag bis zum Sonntag nach Ostern halten kann. Man soll das Wissen um die Barmherzigkeit Gottes verbreiten dadurch, dass man die so genannten geistigen und leiblichen Werke der Barmherzigkeit verrichtet. Vor allem verlangt Christus ein uneingeschränktes Vertrauen: "..., dass ich ganz Liebe und Erbarmen bin: jeder, der sich mir mit Vertrauen naht, empfängt meine Gnade in solchem Überfluss, dass er sie nicht zu fassen vermag, und er wird sie auch auf andere Menschen ausstrahlen". Es wird ein ganz kurzes, einfaches, aber prägnantes Stoßgebet empfohlen: Jesus, ich vertraue auf dich"

So weit, so gut. Die Sprache, die hier gesprochen wird, ist die gleiche wie beispielsweise im berühmten Gleichnis vom Barmherzigen Vater (und dem verlorenen Sohn). Als Kommentar zum Evangelium müsste also diese Botschaft bei den Christen gut ankommen. Sie kommt auch tatsächlich an, allerdings in erster Linie bei denen, von denen Christus einmal sagt: "Ich preise dich, Herr des Himmels und der Erde, dass du dieses den Klugen und Weisen verborgen, den Kleinen aber geoffenbart hast." Die Botschaft ist nämlich nicht nur so alt und so neu wie das Evangelium, sondern auch so einfach wie das Evangelium. Und, wie die Dinge mit den Christen heute stehen, für viele halt zu einfach

Dann ist da noch die Sache mit dem Bild: das Bild, das in mehreren Varianten, zuerst 1934 in Vilnius (Litauen), gemalt wurde, entspricht nicht den Ansprüchen des gehobenen Kunstgeschmacks. Um es deutlich zu sagen: es bewegt sich im Bereich des Kitsches (das hat es übrigens mit vielen Fatima- und Lourdes-Bildern gemeinsam). Wer in der Lage ist, mit einer guten Portion Demut dieses Hindernis zu überwinden (indem er es z.B. ignoriert), wird reich belohnt. Wer das nicht kann, soll aber auch nicht getadelt werden. Und es ist ja in der Tat denkbar, dass die Aussage und die wesentlichen Elemente des Bildes von einem Künstler so dargestellt werden, dass sie wirkliche Kunst sind. Unser Jahrhundert hat nun einmal - nach einem Wort von Sedlmayr - den "Verlust der Mitte" erlebt, die Kunst und vor allem die religiöse Kunst, ist seit fast hundert Jahren hoffnungslos manieristisch - zerrissen und entfremdet

Im Heiligen Jahr 2000 hat Papst Johannes Paul II. dieses Fest für die ganze Kirche eingeführt, als er am 30. April 2000 die Ordensschwester Maria Faustyna heilig sprach. Der Barmherzigkeitssonntag schien allerdings ein bisheriges Fest zu verdrängen. Was sollte nun aus dem Weißen Sonntag werden? Aber diese Sorge war unbegründet, denn der Sonntag nach Ostern hatte seinen Namen nicht aufgrund der Kommunionfeiern, die an dem Tag in vielen Gegenden stattfinden (de facto werden Erstkommunionen an jedem beliebigen Tag gefeiert), vielmehr stammt die Bezeichnung aus dem christlichen Altertum, als in der Osternacht die Neu-Christen getauft wurden, dabei mit einem weißen Gewand bekleidet wurden, das sie eine Woche lang trugen und dann am Sonntag nach Ostern, der Dominica in Albis, wieder ablegten. Da dieser Brauch seit Jahrhunderten nicht mehr existiert, ist in der Tat der Name Weißer Sonntag nicht mehr begründet

Entscheidend ist aber bei alledem, dass jeder lernt, besser mit der Barmherzigkeit umzugehen in unserer oft so unbarmherzigen Welt. Es steht auch für uns heute das Wort Christi: Seid barmherzig wie euer Vater im Himmel barmherzig ist". Sollte aber jemand die Beachtung von so genannten Privatoffenbarungen generell für problematisch halten (was sollen die Andersgläubigen sagen!"), so kann auch er sich mit dem Gedanken der grenzenlosen Göttlichen Barmherzigkeit zuwenden, wenn er nur die Verlautbarungen des ordentlichen Lehramts der Kirche beachtet. Derselbe Karol Woityla, der als Bischof die Seligsprechung vorbereitet hatte und sie später als Papst selber vornahm - er hat schon zu Beginn seines Pontifikats in einer seiner ersten Enzykliken "Dives in misericordia" diese Worte gebraucht: Die Kirche bekennt die Wahrheit von Gottes Erbarmen, die im Gekreuzigten und Auferstandenen offenbar wurde, und verkündet sie auf verschiedene Weise. Darüber hinaus ist sie bestrebt, durch Menschen das Erbarmen mit den Menschen Wirklichkeit werden zu lassen" und er fährt fort: Dennoch darf die Kirche nie... - insbesondere nicht in einer so kritischen Epoche

ZENIT

wie der gegenwärtigen - den Aufschrei zu Gottes Erbarmen vergessen gegen die vielen Formen des Übels, welche drohend über der Menschheit lasten..... Je mehr das menschliche Bewusstsein der Säkularisierung erliegt, und so den Sinn sogar für die Wortbedeutung von Erbarmen verliert, je mehr es sich von Gott entfernt und somit auch vom Geheimnis des Erbarmens, desto mehr hat die Kirche das Recht und die Pflicht, mit lautem Schreien den Gott des Erbarmens anzurufen. Dieses laute Schreien muss gerade die Kirche unserer Zeit kennzeichnen.

Privatoffenbarung - Lehramt der Kirche: genau wie in dem Phänomen Fatima und ähnlichen stimmen beide miteinander vollständig überein. Worauf also sollten wir noch warten? Machen wir endlich mit der Barmherzigkeit ernst - sowohl im Geben wie im Nehmen

Der in wenigen Tagen selig gesprochene Papst Johannes Paul II. hat die Bedeutung dieses Gedankens und dieses neuen Festes am Ende seines Lebens in besonders ergreifender Weise noch einmal unterstrichen: Er starb genau am Vorabend des Festes der Göttlichen Barmherzigkeit im Jahre 2005, um 20.00 Uhr an dem Abend zelebrierte an seinem Sterbebett sein Sekretär, der jetzige Kardinal Dziwicz, die Hl. Messe vom Barmherzigkeitsfest.

**Msgr. Dr. Peter von Steinitz, geb. 8.2.1940 in Lima, Peru, aufgewachsen in Deutschland. 1958 Abitur Grillo Gymnasium, Gelsenkirchen; 1967 Diplom TH Braunschweig; bis 1980 Tätigkeit als Architekt; 1984 Priesterweihe durch den sel. Johannes Paul II.; 1987-2007 Pfarrer an St. Pantaleon, Köln; seit 2007 Seelsorger in Münster. Verfasser der katechetischen Romane: Pantaleon der Arzt und Leo - Allah mahabba .*

| [More](#)

© Innovative Media, Inc.

Die Weiterverwendung der ZENIT-Dienste ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis gestattet. Wenden Sie sich bitte an info-autorenrechte@zenit.org .